



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Kolonialer Einfluss und Nationalstaatsdenken:  
Indien, China und Tibet in der ersten Hälfte des 20.  
Jahrhunderts“

Verfasser

Frederik Schröer

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag. Phil.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 389

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Tibetologie und Buddhismuskunde

Betreuerin / Betreuer:

Univ.-Prof. Dr. Klaus-Dieter Mathes



# Inhaltsverzeichnis

<b>I Einleitung</b> .....	1
1.1 Übersicht .....	1
1.2 Vorbemerkungen.....	3
<b>II Historische Betrachtung</b> .....	5
2.1 Indien.....	5
2.1.1 Das britische Interesse in Asien.....	5
2.1.2 Die Younghusband Expedition.....	9
2.1.3 Die Konferenz von Simla.....	11
2.1.4 Indischer Nationalismus und Unabhängigkeitsbewegung .....	13
2.2 Tibet.....	17
2.2.1 Überblick der früheren Geschichte Tibets .....	17
2.2.2 Die tibetische Regierung im frühen 20. Jahrhundert .....	27
2.2.3 Der 13. Dalai Lama.....	34
2.2.4 Der 9. Panchen Lama.....	39
2.3 China.....	42
2.3.1 Das Reich der Mitte .....	42
2.3.2 Das Ende des dynastischen Chinas.....	45
2.3.3 Die Republik China.....	51
2.3.4 Guomindang und die nanjinger Dekade.....	59
<b>III Politische Betrachtung</b> .....	66
3.1 Theorie und Modell des Nationalstaates .....	66
3.2 Kolonialismus und Kolonie: (Die Briten in) China und Indien.....	72
3.3 Reich und Religion: Die Qing Dynastie und der Buddhismus .....	77
3.4 China und Indien als asiatische Nationalstaaten.....	81
3.5 Interstaatliche Konsequenzen der Nationenbildung .....	87
3.6 Die Staatsform Tibets .....	92

<b>IV Gesellschaftliche Betrachtung</b> .....	98
4.1 Untertanen und Bürger .....	98
4.2 Kommunikation und Medien .....	106
4.4 Mobilität zwischen Indien, Tibet und China.....	113
4.4 Buddhismus als pan-asiatische Verbindung.....	123
<b>V Fazit</b> .....	129
5.1 Die Notwendigkeit einer komparativen Betrachtung .....	129
5.2 Die Geschehnisse im Licht der späteren Entwicklungen.....	136
5.3 Abschließende Bemerkungen.....	145
<b>VI Bibliographie</b> .....	149
<b>VII Anhang</b> .....	159
8.1 Deutsches Abstrakt .....	159
8.2 English abstract .....	160
8.3 Lebenslauf .....	161

# **I Einleitung**

## **1.1 Übersicht**

Macht es Sinn, sich auch nach dem Ende des zwanzigsten Jahrhunderts noch intensiv mit dessen erster Hälfte zu beschäftigen? Die Frage danach, welcher Sinn sich für die Gegenwart aus einer Beschäftigung mit ihrer Vergangenheit gewinnen lässt, enthält bereits ihre eigene Antwort. Denn jede Gegenwart entsteht aus ihrer spezifischen Vergangenheit, und somit ist ein Sinn des retrospektiven Blickes das Verständnis größerer kausaler Zusammenhänge. Nationen, Kulturen und Volksgruppen handeln nicht spontan und historisch isoliert, sondern stets in Beeinflussung durch ihre persönliche und gemeinsame Vergangenheit. Die in dieser Arbeit angestrebte Rückschau geschieht unter den Vorzeichen, dass die betrachteten Ereignisse und Entwicklungen gerade deshalb von Bedeutung sind, weil sie nach wie vor die Gegenwart beeinflussen oder bereits eine Wiederholung finden. In ihrer Methodik strebt die Arbeit eine komparative Betrachtungsweise an, da diese gleichsam Vernetzungen und Parallelitäten wie auch Eigenheiten und Unterschiede in einem gegebenen Raum verschiedener Entitäten aufzeigen kann. Der beispielhafte Rahmen dieser Arbeit ist hier Asien und dabei Indien, China und Tibet im Speziellen.

Die erste Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts, Zeitrahmen dieser Arbeit, war rund um den Globus eine Zeit großer Veränderungen, Aufbrüche und Umbrüche. Aus internationaler Sicht war es die Zeit in der Asien, Fokus dieser Arbeit – das heißt vor allem Indien im Süden und China im Osten Asiens – als eigenständiger und dynamischer Einfluss auf der globalen Ebene der Moderne zu wirken begann. Dabei führten in dieser Zeit zwei primäre Entwicklungen im Großraum Asien zu einer nicht dagewesenen Dynamik: der koloniale Einfluss auf der einen und das Projekt der Moderne auf der anderen Seite. Während das britische Empire am Paradebeispiel Indien seinen Macht- und Besitzanspruch im asiatischen Raum deutlich machte, führte Japan seinen Nachbarländern das Voranschreiten in die vom Westen inspirierte Moderne vor. Zwischen diesen Polen lag eine Vielzahl verschiedenster Länder, die nicht direkt an diesen Trends beteiligt waren, jedoch indirekt, unterschwellig oder unabsichtlich ebenso wichtig in die Entwicklungen dieser Zeit involviert waren. Beispiel dafür ist in dieser Arbeit Tibet, das aufgrund seiner eigenen Haltung, Geschichte, sowie seiner

geographischen und politischen Position zwischen Indien und China in der vergleichenden Betrachtung interessant ist.

Rahmen dieser Arbeit ist also die erste Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts, deren Ende relativ klar durch den Zweiten Weltkrieg und die darauf folgenden neuerlichen Umwälzungen in China, Indien und Tibet markiert wird. Ein Anfang dieser Periode ist schwieriger zu markieren, wenngleich die Ereignisse des chinesischen Boxeraufstandes im Jahre 1900 dafür einen attraktiven Zeitpunkt bieten würden. Da viele Entwicklungen, die nach der Jahrhundertwende ihre Früchte trugen, schon im neunzehnten Jahrhundert oder sogar früher begonnen hatten, soll die Tür zur weiteren Geschichte in dieser Arbeit stets einige Spalt breit offen gelassen werden. Auch wenn weitere Länder und Regionen angesprochen werden, so liegt der Brennpunkt dieser Arbeit jedoch eindeutig auf den genannten drei Ländern Indien, Tibet und China und eben deren Verwicklungen.

Der Hauptteil dieser Arbeit, folgend auf die Einleitung und abgeschlossen durch das Fazit, gliedert sich in drei große Kapitel, die sich jeweils wieder in Unterkapitel auffächern. Einleitend möchte ich mit einer historiographischen Betrachtung der drei Länder anhand wichtiger Ereignisse und Personen beginnen, auf die eine politische Betrachtung mit dem Fokus auf Kolonialismus und Nationalstaat folgt. Als dritter Punkt schließlich folgt eine gesellschaftliche Betrachtung, die detaillierter einzelne Punkte und Realitäten des bis dahin thematisierten Materials bespricht. Das abschließende Fazit soll den Bogen der Arbeit zum Ende führen, das Erarbeitete rekapitulieren und sie in einen Kontext zur weiteren Geschichte setzen.

Tibetische Ausdrücke und Originalzitate werden in dieser Arbeit nach den Regeln der Wylie-Umschrift transliteriert, gebräuchliche Namen von Personen, Orten oder Institutionen jedoch in der jeweils geläufigsten Schreibweise angeführt. Eine korrekte Transliteration wird in diesen Fällen in Fußnoten ergänzt. Chinesische Ausdrücke und Zitate erscheinen im Fließtext romanisiert und sind in Fußnoten in Zeichen (nach der in der VR China geltenden vereinfachten Schreibweise) und Pinyin-Umschrift ergänzt. Auch hier bilden gebräuchlichere Schreibweisen einiger Namen und Ausdrücke die Ausnahme, welche ebenfalls in Fußnoten ihre (Mandarin) Pinyin-Umschrift finden.

## 1.2 Vorbemerkungen

Die Themen dieser Arbeit sind seit dem Zeitrahmen der Darstellung bereits auf verschiedene Art und Weise wissenschaftlich und populär bearbeitet worden. Vor allem seit den 1980er Jahren ist es zu einer neuen Welle wissenschaftlicher Beschäftigung mit der neuzeitlichen Geschichte Chinas, und damit ebenfalls Tibets, gekommen. Die allmähliche Verfügbarmachung von Archiven und Regierungsdokumenten, hier maßgeblich in der Volksrepublik China, aber auch und unter anderem durch die tibetische Exilregierung, haben sowohl historiographischen wie politischen und gesellschaftlichen Forschungen eine neue Bandbreite ermöglicht. Bedingt vor allem durch die Breite des Themenfeldes und des angestrebten Umfang dieser Arbeit, ist die Forschung dafür primär auf Sekundärliteratur basiert.

*„The adage that history is written by the victors may once have been true. [...] But in modern times, one of the hallmarks of conflicts between competing groups is an ideological battle over the production of historical ‘truth’ that often continues long after military subjugation has been finalized. Some of these battles are being waged between recently decolonized states and their former colonial overlords; in other cases, colonial domination is a current phenomenon.“<sup>1</sup>*

Wie John Powers im obigen Zitat ausdrückt, ist die Tatsache, dass eine tatsächlich objektive Betrachtung beinahe eines jeden Themas letztlich unmöglich oder ein Trugschluss ist, bei historischen Betrachtungen stets deutlich erkennbar. Historiographie ist stets davon geprägt, dass unter bestimmten Vorzeichen und einer bestimmten Regie ausgewählte Geschehnisse der Vergangenheit einer mehr oder weniger bewusst gewählten Narrative entsprechend dargestellt werden. Dazu kommt im Falle dieser Arbeit auf der einen Seite, dass Inhalte wie Kolonialismus, Modernisierung oder Nationalismus nach wie vor in stark subjektiv bewertender Weise bearbeitet werden. Auf der anderen Seite sind ebenfalls die politischen und gesellschaftlichen Realitäten zwischen Indien, Tibet und China weiterhin Gegenstände zutiefst subjektiver und kontroverser Diskussionen und Konflikte. Es muss bei einer jeden Betrachtung klar sein, dass alle Bearbeitungen zu einem gewählten Thema subjektive Interpretationen und Färbungen enthalten. Dies erzeugt die Notwendigkeit nicht nur einer bibliographisch vergleichsweise breiten Annäherung an ein bestimmtes Themenfeld,

---

<sup>1</sup> Powers, 2004, P. 3.

sondern zeigt auch deutlich den Nutzen einer komparativen Betrachtungsweise in horizontaler Sicht auf benachbarte Regionen, Epochen oder Kulturen.

*„There is a growing corpus of works in Western languages that explore this contested history, and debates about Tibet tend to be highly emotionally charged. Many Western writers on Tibet – including academics, who commonly claim to adhere to ‘the facts’ in making their assessments – are no less passionate than Tibet and Chinese writer trying to persuade readers to their respective points of view.”<sup>2</sup>*

Vor allem im Hinblick auf die (moderne) Geschichte Tibets versucht diese Arbeit, ihre Quellen einerseits von allzu polemischen Darstellungen frei zu halten und andererseits zwischen den beiden großen Polen der „pro-tibetischen“ und „pro-chinesischen“ Seiten eine Balance zu halten. Dabei wird eine eigene Stellungnahme zu den verbreitet und öffentlich diskutierten Fragen wie der der historischen Zugehörigkeit oder Souveränität Tibets so weit wie möglich vermieden. Die hier angestrebte vergleichende Darstellung der Ereignisse und Entwicklungen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts soll nicht aktiv die eine oder andere Seite dieser Debatten untermauern, sondern vielmehr darauf abzielen, die gegenwärtige Situation mit ihren anhaltenden Konflikten wie auch Chancen etwas verständlicher zu machen, indem ihre Bedingungen und Entstehungen in der rezenten Vergangenheit gesucht werden.

Auch das Fazit dieser Arbeit zielt letztlich daher nicht darauf ab, den „Status Tibet“ zu klären oder einen utopischen beziehungsweise dystopischen Ausblick auf zukünftige Entwicklungen zu geben. Das Ziel ist also vielmehr, die Ursachen der Wirkungen zu erkennen, die heute zu beobachten sind. Indien und China als rasch aufstrebende Schwellenländer von stetig wachsender globaler Bedeutung und Potenz sind über das historische und geographische Band Tibets verbunden. Auch wenn die neuzeitliche Geschichte dieser Brücke nach wie vor eine Vielzahl von Problemen in den Beziehungen der beiden Länder bedingt, so ist eine vergleichende Betrachtung in Hinblick auf diese „Problemherde“ umso wichtiger für ein erweitertes Verständnis und einen konstruktiven Dialog in der Wissenschaft und der Region selbst.

---

<sup>2</sup> Vgl. ebd., P. 4.

## II Historische Betrachtung

### 2.1 Indien

#### 2.1.1 Das britische Interesse in Asien

Um das vielfältige und verwobene Handeln der Briten in ihren Kolonien und Handelsposten im Zeitraum dieser Arbeit zu verstehen, ist ein Blick zurück auf die frühere Vergangenheit vor diesem Zeitrahmen unerlässlich, um ihre Rolle in Asien aufzuschlüsseln. Das bedeutet einen weiter fokussierten Blick auf den britischen Kolonialismus beziehungsweise Imperialismus zu werfen, dessen Eigenart das britische Handeln in Indien, China und allen anderen betroffenen Bereichen bestimmt.

Bereits etwa 400 Jahre vor dem Zeitrahmen dieser Arbeit waren die europäischen Entdecker und Handelseroberer mit der Landung Vasco da Gamas 1498 in Calicut nach Indien gelangt. Den Portugiesen ging es in ihrem Estado da India, der ersten organisierten Indienhandelsgesellschaft Europas, jedoch nicht um eine Kolonialisierung des Subkontinents, sondern um den lukrativen Gewürzhandel. Bis daher waren die orientalischen Gewürze, allen voran der indische Pfeffer, über Handelskarawanen und meist venezianische oder genuesische Schiffe über das Mittelmeer nach Europa gelangt. Vasco da Gama aber entdeckte die Umseglung des afrikanischen Horns und damit den direkten Weg ins Ursprungsland der meistverlangten Gewürze. Der Handel mit indischen Gütern war ebenfalls den arabischen Konkurrenten ein wertvolles Privileg und bald nach Ankunft der Portugiesen verwickelten sich die Beteiligten immer wieder in Kampfhandlungen. Die Reaktion der unterzähligen Europäer waren befestigte Handelsstützpunkte wie zum Beispiel Goa, das sie 1510 dem lokalen Sultanat von Bijapur abspenstig und zur Hauptstadt des Estado machten<sup>3</sup>. Von diesen Festungen aus verschifften sie in der alljährlichen Carreira da Índia mit schnellen und schlagkräftigen Schiffen ihr „schwarzes Gold“ und andere Gewürze nach Europa.<sup>4</sup> Im anbrechenden 16. Jahrhundert war die portugiesische Krone noch dem Eifer der Kreuzzüge nah und neben der Suche nach Gewürzen zogen die Segler Portugals in der Suche nach dem mythischen Presbyter Johannes aus, der im Rücken der Araber mit seinem christlichen Reich warten sollte. Gleichsam kann die Carreira da Índia nicht als Kreuzzug bezeichnet werden,

---

<sup>3</sup> Vgl. Lütt, 2012, P. 3-4.

<sup>4</sup> Vgl. Krondl, 2008, P. 131 ff.

auch wenn die Suche nach dem Priesterkönig einen wichtigen Legitimations- und Motivationsfaktor darstellte.<sup>5</sup>

Den chronisch ressourcenarmen Portugiesen liefen schließlich die Niederländer den Handelsrang ab, die mit weit besserer Planung und merkantilem Eifer die von den Portugiesen gesammelte Erfahrung nutzten, um diese zu überholen. Mit Beginn des 17. Jahrhunderts schlug die Natur der europäischen Überseeexpeditionen grundlegend um. 1600 und 1602 waren die Englische East India Company und die Niederländische Vereenigde Oostindische Compagnie gegründet worden. Im Gegensatz zur portugiesischen Carreira waren dies private Handelsgesellschaften, die zwar vom Staat unterstützt und kontrolliert wurden, sich aber nicht in gefährlicher Abhängigkeit damit befanden.<sup>6</sup> Neben Indien zielten die Niederländer nun auch auf den ostasiatischen Raum ab, wo sie bis nach Japan vordrangen. Lange Zeit blieb die Oostindische Compagnie ihren englischen Konkurrenten überlegen, doch der so lukrativ gewesene Gewürzhandel brach ein, als andere Genussmittel in Mode kamen und die innereuropäischen Entwicklungen des 17. Jahrhunderts dafür sorgten, dass die Niederlande schließlich Kraft und Position gegenüber einem vereinigten und erstarkten England einbüßten.<sup>7</sup>

Was die Engländer letztlich von Bengalen ausgehend auf dem indischen Kontinent erschufen übertraf nicht nur das Ausmaß der Kolonialisierungen anderer europäischer Seemächte, sondern auch die ursprünglichen Handelserwartungen der East India Company selbst. War die Company im 17. Jahrhundert in Indien noch vergleichbar mit den Portugiesen, Niederländern oder Franzosen gewesen, so begann sie im folgenden Jahrhundert ihren Aufstieg zur Macht- und Monopolposition. Die Auseinandersetzungen mit lokalen Machthabern spitzten sich für die Briten vor allem in Bengalen immer weiter zu, bis es mit der Schlacht von Plassey 1757 zum Wendepunkt im Verhalten der Europäer kam. Militärische Konflikte zentrierten sich nun nicht mehr nur auf das Errichten und Unterhalten von Faktoreien und befestigten Stützpunkten, sondern die wachsende Armee der Briten wurde ein politisches Instrument auf dem indischen Subkontinent. 1772 übernahm die East India Company die direkte Herrschaft über Bengalen, nachdem sie seit der Schlacht von

---

<sup>5</sup> Vgl. ebd., P. 117.

<sup>6</sup> Vgl. Lütt, 2012, P. 7 ff.

<sup>7</sup> Vgl. Krondl, 2008, P. 251 ff.

Plassey bereits im Hintergrund das politische Geschehen gelenkt hatten.<sup>8</sup> In den Folgejahren bemühte sich die englische Regierung darum, staatlichen Einfluss und Kontrolle über die Company und deren wachsende Kolonien zu garantieren. Das auslaufende 18. und beginnende 19. Jahrhundert war in Indien von der regelrechten Eroberung des Subkontinents durch die Briten geprägt. Zerwürfnisse mit Lokalherrschern oder den Franzosen und Russen bedeuteten Vorwände, um einen Territorialkrieg nach dem anderen zu führen.<sup>9</sup>

Während anfänglich der britische Merkantilismus in Asien noch weitgehend im Schatten seiner Mitstreiter, vor allem der Niederländer, Portugiesen und Franzosen, gestanden hatte, so stieg dessen Einfluss bereits vor Mitte des 18. Jahrhunderts zur Führung in Asien auf. Ursprünglich war britischer Kolonialismus vorwiegend von „men on the spot“, verhältnismäßig unabhängig handelnden Einzelpersonen, die vor allem Händler- und Privatinteressen verfolgten, dominiert gewesen. Im Verlaufe des 18. Jahrhunderts aber weitete sich die politische Komponente des Kolonialismus deutlich aus. Zunehmende Landnahme, Einmischungen in Lokalpolitik die über Handelsinteressen hinausgingen, und nicht zuletzt die bleibende Rivalität zu den anderen europäischen Seemächten drängten die Briten dazu ihre Positionen auch politisch zu festigen. Von Bengalen und einzelnen Seehäfen aus hatten sich britischer Einfluss und Kontrolle schrittweise über den indischen Subkontinent ausgedehnt, bis diese sich in der frühen ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Vormacht im Streit der zahlreichen lokalen Fürstentümer etablieren konnten.<sup>10</sup>

Dass sich eine Handelsgesellschaft derart dynamisch in ein Herrschaftsgebilde wandeln konnte, zeigte sich schon in der Organisationsstruktur der East India Company „[...] mit ihrer Ämterhierarchie, Karrierestruktur, Versetzbarkeit der Amtsträger und andere[r] Merkmale, die eine moderne Bürokratie auszeichnen, als Ansatzpunkt für die Entwicklung einer Staatsverwaltung.“<sup>11</sup> Tatsächlich verlor die Company mit zunehmendem Herrschaftsgewinn stetig ihr ursprüngliches Fundament: den Handel. 1833 wurde sie schließlich per Parlamentsentscheid komplett zur Herrschaftsgesellschaft umgetauft und jegliche eigene Handelsunternehmungen, die nun einen zu großen Risikofaktor darstellten, verboten.<sup>12</sup> Um

---

<sup>8</sup> Vgl. Lütt, 2012, P. 14 ff.

<sup>9</sup> Vgl. Keay, 2011, P. 413 ff.

<sup>10</sup> Vgl. Osterhammel, 2009, P. 37-39.

<sup>11</sup> Kulke und Rothermund, 2010, P. 307-308.

<sup>12</sup> Vgl. ebd., P. 310.

die Herrschaft über die Kolonie direkt in die Hände der englischen Krone zu bringen bot sich schließlich mit der 1857 ausgebrochenen Meuterei unter den indischen Söldnern<sup>13</sup> eine ideale Gelegenheit. Nach anfänglicher Lähmung schlugen die Briten den Aufstand im Folgejahr mit eiserner Hand nieder, was einerseits eine neue Härte und ein ausgeprägtes Überlegenheitsdenken in die britische Indienpolitik brachte und andererseits die Finanzen der überalterten Company endgültig ruinierte.<sup>14</sup> Die East India Company wurde aufgelöst, ihre Besitztümer verstaatlicht und Indien kam unter direkte Verwaltung des englischen Staates. 1876 schließlich ließ sich die äußerst indieninteressierte Königin Viktoria zur Kaiserin Indiens krönen, womit der imperiale Anspruch der Briten in Indien vorerst zementiert und die Zeit der unabhängigen Händler endgültig vergangen war.<sup>15</sup>

Die ursprüngliche Motivation, welche die Briten nach Asien geführt hatte, war also nicht ein Missionsgedanke gewesen, sondern Handelsinteressen und der damit verbundene Wettlauf mit den anderen europäischen Mächten. Die angewandte Kolonialpolitik gelangte dabei erst vergleichsweise spät in die direkte und umfassende Kontrolle der Krone. Über lange Zeit und noch nach Integrierung Indiens ins britische Imperium war sie maßgeblich durch die *men on the spot* bestimmt, welche in großem Maße eigenmächtig und spontan handelten.<sup>16</sup> Die jeweilige Kolonialregierung war zwar dem Machtzentrum des Imperiums, hier London, unterstellt, jedoch nicht durch die klare Linie etwa eines Sendungsgedanken bestimmt. Das Auf und Ab der Politik schlug sich auch in den Kolonien nieder und ermöglichte im britischen Fall ein fast unabhängiges Handeln mit nachträglicher Ratifikation durch die Regierung in Whitehall, wie sich auch in der Beziehung zwischen Indien und Tibet sowie China zeigen sollte.

Nun ist das britische Empire jedoch nicht nur aufgrund seiner herausragenden Machtposition ein besonderer Fall unter den kolonialisierenden Mächten gewesen, sondern vielmehr war England auch jenes Land, welches allgemein hin als Vorreiter der Industrialisierung gilt. Diese tiefgreifende Veränderung der Gesellschaft und Wirtschaft, welche nach dem Beispiel Englands bald durch ganz Europa und darüber hinaus um die Welt

---

<sup>13</sup> Der als „Mutiny“ in die Geschichte eingegangene Aufstand indischer Söldner der britischen Armee stammte aus deren Verweigerung mit Tierfett geschmierte Patronen zu verwenden und weitete sich in einen kurzzeitig aufstrebenden Unabhängigkeitskampf unter der eher symbolischen Ägide des Großmoguls in Delhi aus, an dem neben Hindus auch Muslime und Sikhs teilnahmen.

<sup>14</sup> Vgl. Kulke und Rothermund, 2010, P. 315-318.

<sup>15</sup> Vgl. Lütt, 2012, P. 40-44.

<sup>16</sup> Vgl. Reinhard, 2008, P. 204 ff.

lief, ist nicht nur ein für den Nationalstaat wichtiger Faktor. Vor allem im Falle Englands besteht eine wichtige Verbindung zwischen Kolonialismus und Industrialisierung. Auch wenn der Kolonialismus wohl nicht, sicherlich nichtmehr, als auslösender oder bedingender Faktor der Industrialisierung angesehen werden kann<sup>17</sup>, so stellte er eine Art Katalysator dar, der den Prozess der industriellen Modernisierung beschleunigte. Die Erschließung der Neuen Welt stellte dem durch die natürliche Begrenzung einer Insel und das durch steigendes Bevölkerungswachstum zunehmend eingeengte England um den Beginn des 19. Jahrhunderts Zugang zu fast unbegrenzten Produktionsräumen zur Verfügung. Neben der Möglichkeit, Produktionen auszulagern, konnte das in die Welt ausgreifende Imperium nun in seinen Kolonien Arbeitskraft gewinnen, deren niedrigen Kosten mit Arbeitern aus der Heimat nicht erreichbar gewesen wären. Weiters begann England im großen Stil Rohstoffe zu importieren, darunter die Baumwolle welche für die industrialisierende Wirtschaft in England so überaus wichtig wurde.<sup>18</sup> Das Konzept der Industrialisierung war zwar in England und der europäischen Zeitgeschichte entstanden, seine Umsetzung aber wurde im Wechselspiel mit dem immer globaleren Kolonialismus ungleich beschleunigt und vereinfacht.

### **2.1.2 Die Younghusband Expedition**

Schon ab etwa Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hatte sich die koloniale Regierung Indiens für die Erkundung und Erschließung Tibets zum möglichen Handel interessiert. Im Verlaufe des Jahrhunderts hatten die Briten nicht nur ihre Macht über den indischen Subkontinent zementiert und in offizielle Form gegossen, sondern auch die Grenzen des kolonialen Indiens stetig weiter gen Norden ausgedehnt, indem sukzessive kleinere Reiche im Himalaya in die britische Machtsphäre gelangten<sup>19</sup>. Während all dessen war die beanspruchte Suzeränität der Qing über Tibet stets mindestens indirekt anerkannt worden. So ersuchte und erlangte Britisch Indien schließlich 1876 in der Konvention von Chefu die offizielle Erlaubnis seitens der chinesischen Regierung, eine Erkundungsmission nach Tibet zu entsenden<sup>20</sup>. Eine später folgende erste Mission, die Macauley Mission, wurde jedoch von

---

<sup>17</sup> Vgl. ebd. P. 377-378.

<sup>18</sup> Vgl. Jacques, 2009, P. 24 ff.

<sup>19</sup> Vgl. Kollmar-Paulenz, 2006, P. 137 ff.

<sup>20</sup> Vgl. Goldstein, 1999b, P. 22.

tibetischer Seite am Übertreten der Grenze zwischen Sikkim und Tibet gehindert. In Folge kam es zu militärischen Auseinandersetzungen zwischen Indien und Tibet, bei denen Tibet die beanspruchten Teile Sikkims mit der raschen Niederlage und Vertreibung seiner Truppen verlor. Eine Schlichtung zwischen Tibet und Indien ging nun wieder vom chinesischen Kaiserhof mittels seiner Ambane aus, nachdem Tibet sich weiterhin gegenüber Verhandlungen mit den Briten verschloss. Zumindest für den Moment bestätigte das infolge unterzeichnete Abkommen von 1890, sowie das Handelsabkommen von 1893, nicht nur die britische Anerkennung der Qing Oberherrschaft über Tibet, sondern auch die Oberherrschaft der Briten über die ihnen angegliederten Reiche, hier Sikkim<sup>21</sup>. Auf tibetischer Seite trug all dies maßgeblich zur negativen Rezeption der Briten bei.

Um die Jahrhundertwende jedoch begann die britische Position zunehmend auf Messers Schneide zu stehen. Das von Rudyard Kipling in seinem Roman *Kim* verarbeitete *Great Game*, das Rennen um die Vormachstellung in Asien, an dem unter anderen die Briten, Russen, Chinesen und Japaner beteiligt waren, prägte den Geist der Zeit und führte alle Seiten in Handlungszwänge. Schließlich fürchteten die Briten, Tibet könnte in Folge seiner kategorischen Ablehnung ihnen gegenüber an das zaristische Russland fallen, demgegenüber die Regierung des 13. Dalai Lamas positiv eingestellt zu sein schien<sup>22</sup>. So wurde schließlich der Umweg über die Qing ausgelassen und nach langem Zögern von Whitehall und Drängen von Kalkutta kam es 1904 zur sogenannten Expedition Colonel Francis Younghusbands. Ursprünglich nur entsandt um nah hinter der indisch-tibetischen Grenze mit Abgesandten der tibetischen Regierung Handelsabkommen auszuhandeln, drang Younghusband schließlich bis nach Lhasa vor, nachdem sich die dortige Regierung stetig geweigert hatte, Abgesandte zu entsenden. Das etwa 3000 Mann starke Kontingent der britischen Expedition war jeglichem militärischen Widerstand seitens der Tibeter weit überlegen und konnte so in raschem Vordringen das Chumbi-Tal und die Stadt Gyantse einnehmen, bevor es die Hauptstadt erreichte<sup>23</sup>.

Der 13. Dalai Lama floh in die Mongolei und ließ die tibetische Regierung mit einem Regenten zurück, um mit der britischen Mission zu verhandeln. Gegen den Willen der Qing und ihres Ambans kam es so am 7. September 1904, etwa einen Monat nach Einmarsch der

---

<sup>21</sup> Vgl. ebd., P. 23.

<sup>22</sup> Siehe unten, Kapitel 2.2.3.

<sup>23</sup> Vgl. Kollmar-Paulenz, 2006, P. 139-140.

Expedition in Lhasa, zur Unterzeichnung des sogenannten „Anglo-Tibetischen Abkommen von 1904“ zwischen britisch Indien und der tibetischen Regierung<sup>24</sup>. Es räumte Indien ein Handelsmonopol mit Tibet ein, stellte das Chumbi-Tal unter britische Verwaltung, ratifizierte die britische Herrschaft über Sikkim und gab weitere Zugeständnisse. Effektiv brachten die Briten Tibet damit auf Kurs zu einer Administration ähnlich denen der anderen Indien angehörigen Protektorate. Damit war die chinesische Regierung nicht nur um-, beziehungsweise übergeben, sondern auch deren Oberherrschaftsanspruch untergraben worden. Sowohl China wie auch Russland zeigten sich empört und das britische Empire bemühte sich in den Folgejahren um Schadensbegrenzung und Beschwichtigung. Vor allem geschah dies in Form des neuerlichen britisch-chinesischen Abkommens von 1906, welches ein Rückrudern der britischen Position zur Anerkennung der chinesischen Suzeränität darstellte<sup>25</sup>.

### **2.1.3 Die Konferenz von Simla**

Der Fall der Qing Dynastie 1911 und die Proklamation der Republik China 1912 bedeuteten auch für Britisch Indien, im Besonderen vis à vis Tibets, eine grundlegende Veränderung der Lage. Die letzten Jahre der Mandschuherrschaft in China waren von einem, in Reaktion zu den vor allem russischen und britischen Vorstößen, deutlich erhöhten Engagement in Tibet gekennzeichnet gewesen. Obgleich die Macht des Kaiserhofes schon akut zerfiel, war es vor allem militärisch zu erneutem Engagement gekommen. Dies hatte die Armee der Qing schließlich bis direkt an die indischen Nordgrenzen gebracht, ein Szenario das die Briten lange zu verhindern gesucht hatten, und bewegte den 13. Dalai Lama kurz nach seinem Exil in der Mongolei zur erneuten Flucht, diesmal nach Indien.<sup>26</sup> Der Zusammenbruch der Qing Regierung und die darauf folgende Rückkehr Thubten Gyatsos<sup>27</sup> setzten dem neugewonnenen Einfluss Chinas in Tibet ein jähes Ende. Im Zuge seiner Rückkehr nach Lhasa

---

<sup>24</sup> Vgl. Kollmar-Paulenz, 2006, P. 139-140.

<sup>25</sup> Vgl. Goldstein, 1991, P. 45-46.

<sup>26</sup> Vgl. ebd., P. 51 ff.

<sup>27</sup> *Thub bstan rgya mtsho* (1876-1933)

ließ er radikal alle Chinesen des Landes verweisen und wies die Versuche der neuen Republik, an einen alten Kontakt anzuknüpfen, harsch zurück<sup>28</sup>.

Aus der alten Situation mit einem ambivalenten Vakuum hervorgegangen, strebten bald nach Gründung der Republik China sowohl Indien wie auch Tibet danach, ihre Interessen zu formalisieren und ihre Positionen rechtsbindend festzulegen. Dies kulminierte Ende 1913 in der unter der Schirmherrschaft (und hinsichtlich Chinas großem Druck) der Briten auf indischem Boden einberufenen Konferenz von Simla. Das britische Interesse war dabei vor allem, neben dem Erlangen ausgedehnter Handelsprivilegien, Tibets Status als Pufferzone zwischen Indien und China zu befestigen, wobei die chinesische Suzeränität zwar anerkannt, aber eine Präsenz in Tibet und vor allem an der Grenze zu Indien verhindert werden sollte. Die tibetische Regierung ging mit der Hoffnung auf eine Anerkennung und Bestätigung der tibetischen Unabhängigkeit in die Konferenz, der diametral die chinesische Position entgegenstand, welche eine völlige Integrierung Tibets in das chinesische „Mutterland“ forderte<sup>29</sup>.

Wie nicht anders zu erwarten weigerte sich die chinesische Seite schlussendlich das Abkommen zu ratifizieren, was offiziell das Scheitern der Konferenz bedeutete. Auf eigenmächtige Initiative des britischen Initiators der Konferenz, Sir Henry McMahon, wurde jedoch ein geheimes Abkommen zwischen Tibet und Indien geschlossen, welches die beiden Parteien an die unratifizierten Statuten des Simla-Abkommens band<sup>30</sup>. McMahon suchte eigenmächtig noch weiter, die indisch-tibetische Grenze (zu indischem Vorteil) festzulegen und verfolgte dies auch im Nachhinein der Konferenz von Simla, selbst gegen die Anweisungen aus Whitehall. In einem Briefaustausch mit der tibetischen Regierung handelte er 1914 auf geschickte Weise eine neue Beschreibung der Grenze aus, die später als McMahon-Linie bekannt wurde. Diese verschob die bisher an den Ausläufern des Himalayas verlaufende Grenze weit nach Norden, an den ersten Hauptkamm des Gebirges, was das bis

---

<sup>28</sup> Hierzu erklärt Goldstein, 1991 und 1999, dass Thubten Gyatso mit seiner abweisenden Antwort auf ein Telegramm von Yuan Shi-Kai, welches seinen Titel offiziell als wiederhergestellt erklärte, und der bald folgenden Proklamation seiner Position und Macht zwar die Verbindungen zu China abzuwerfen und eigenständige Macht zu postulieren suchte, dies aber nicht die wortwörtliche Unabhängigkeitserklärung ist, als die es seither häufig ausgelegt wurde. Vgl. Goldstein, 1991, P. 59-62.

<sup>29</sup> Vgl. Goldstein, 1991, P. 68-74.

<sup>30</sup> Vgl. Goldstein, 1999b, P. 33-34.

dato von Tibet administrierte Tawang<sup>31</sup> nun Indien zuteilte.<sup>32</sup> Diese Region befindet sich heute im indischen Bundesstaat Arunachal Pradesh und bleibt Basis eines langen Disputs mit der Republik und Volksrepublik China. Gupta zeigte 1971 eindrücklich auf, wie die britische und indische Politik in den Folgejahren der Konferenz darum bemüht war, die mit Tibet geschlossenen geheimen Abkommen vor Russland sowie China zu verbergen, um Konflikte mit bestehenden anderen Abkommen zu vermeiden. Später, unter Druck der Umstände, suchte die Kolonialregierung die Existenz der von McMahon erstrittenen Abkommen möglichst unauffällig in die britisch indischen Archive zu integrieren. Das Erbe der Konferenz von Simla ist eine Politik, die über die Jahre hinweg in ihrer bemühten Ambivalenz und Vertuschung für langwierige Konflikte sorgte. Der indisch-chinesische Grenzkrieg von 1962 steht direkt in Folge dieser Entwicklungen, auch wenn selbst er die Lage faktisch kaum änderte. Das Erbe der McMahon Linie bleibt eine Kontroverse und ein bis heute bestehender indisch-chinesischer Disput.

#### **2.1.4 Indischer Nationalismus und Unabhängigkeitsbewegung**

Im kolonialisierten Indien bauten die Briten nicht nur eine auf ihre Bedürfnisse maßgeschneiderte Industrie, sondern damit verbunden auch Transportation, Unterkünfte, Bildungs-, Medizin- und Rechtsinstitutionen auf.<sup>33</sup> Einerseits geschah dies um den reibungslosen Lauf der Kolonialwirtschaft zu ermöglichen, andererseits jedoch im Falle der Briten auch aus einem Idealanspruch des „good government“, dem Idealbild und Missionsideal der Kolonialherren.<sup>34</sup> Der beinahe blinde Passagier der Kolonialherren war jedoch mehr als nur die englische Erziehung, derer die Gesellschaft von oben herab Teil werden sollte, sondern eine Vielfalt an neuem und einflussreichem europäischen Gedankengutes, das in der Schicht der indischen Intellektuellen auf einen fruchtbaren Nährboden traf.<sup>35</sup> Bereits vor dem Umbruch der Meuterei regte sich in den neuen Colleges eine Schicht englisch gebildeter Inder, die die Idee eines modernen und eigenständigen

---

<sup>31</sup> Tawang, tib. *mo yul*, ist die Geburtsregion des berühmten exzentrischen sechsten Dalai Lamas, *tshang dbyangs rgya mtsho*.

<sup>32</sup> Vgl. Karunakar Gupta, 1971, P. 522-523.

<sup>33</sup> Vgl. Von Hinüber, 2005, P. 53 ff., 62 ff.

<sup>34</sup> Vgl. ebd., P. 30-35 und 42.

<sup>35</sup> Vgl. Lütt, 2012, P. 168.

Indiens formulierten.<sup>36</sup> Im harschen Klima nach der niedergeschlagenen Mutiny hatten die Briten viel ihres ideellen Sendungsbewusstseins verloren und waren umso wachsender, jegliche Anzeichen von Aufständen oder Unabhängigkeitsbewegungen im Keim zu ersticken. Anstatt mit einem direkten Nationalismus den übermächtig erscheinenden Kolonialherren die Stirn zu bieten, verlagerte sich das Strömen dieses Gedankengutes nun auf den religiösen Bereich. Eine Reihe neuer Schulen, Strömungen und Vereinigungen traten hervor, die, ebenfalls vom religiösen Gepäck der Engländer beeinflusst, teils die indigenen Religionen in Synthese mit dem Christentum zu reformieren suchten oder andererseits, angeregt durch die neugeborene Indologie der frühen Kolonialphase, das alte Gedankengut Indiens zu reaktivieren und purifizieren suchten.<sup>37</sup>

Erst 1885 betrat der indische Nationalismus mit der Gründung des „Indischen Nationalkongreß“ wieder offen die politische Bühne. Diese Organisation, anfänglich nur auf jährliche Tagungen beschränkt und ohne tatsächlichen politischen Einfluss, sollte neben der 1906 gegründeten Muslim-Liga die bestimmende Kraft des indischen Nationalismus und Unabhängigkeitskampfes darstellen und bis in die Gegenwart eine der wichtigsten politischen Kräfte des Subkontinents bleiben. Die Kluft zwischen Hindus und Muslimen, eine schwarz-weiß Darstellung die die Diversität der indischen Bevölkerung außer Acht lässt, wurde schon früh durch die (hinduistisch) religiöse Verstrickung des Nationalismus vorbedingt.<sup>38</sup> Die für die Nationenbildung ungemein wichtige Konstruktion einer historischen Herleitung der angestrebten Nation, in Kulke und Rothermund treffend als „Solidaritätstraditionalismus“ bezeichnet<sup>39</sup>, schien bei einer Betrachtung der indischen Geschichte hinduistische und muslimische Denker zwangsweise auf getrennte Geleise zu setzen. Mohandas Karamchand Gandhi<sup>40</sup>, der aus Gujarat stammte, in England studiert hatte und bis 1915 in Südafrika als Anwalt und Anführer für die Rechte der indischen Minderheit gearbeitet hatte, war bis zu seinem Tode darum bemüht, die Hindu-Muslim-Kluft zu überbrücken. Ihm gegenüber stand Muhammad Ali Jinnah<sup>41</sup>, der sich erst langsam von

---

<sup>36</sup> Vgl. Kulke und Rothermund, 2010, P. 313.

<sup>37</sup> Vgl. ebd., P. 347-348.

<sup>38</sup> Vgl. Gould, 2004, P. 40 ff.

<sup>39</sup> Kulke und Rothermund, 2010, P. 348.

<sup>40</sup> (1869–1948)

<sup>41</sup> (1876–1948)

einem Hindu-Muslim-Vermittler zum Extremisten der muslimischen Sache und schließlich des unabhängigen Muslimstaates Pakistan entwickelte.<sup>42</sup>

Der erste Weltkrieg hatte Indien zumindest für eine Zeit lang wieder näher an England geschweißt. Indische Solidaritätsbekundungen bei Kriegsbeginn und die nicht zu unterschätzende indische Beteiligung am Kriegsgeschehen ließen einen aggressiven Nationalismus in den Hintergrund treten. Darüber hinaus ermöglichte das Kriegsrecht in Indien ein hartes Niederschlagen jeglicher Aufstände, eine Handlungsvollmacht, welche die Kolonialherren auch nach Kriegsende zu konservieren suchten, was einen erneuten Sturm der Empörung und Agitation hervorrief.<sup>43</sup> Als 1919 das von General Dyer geführte „Massaker von Jallianwala Bagh“ in Amritsar geschah, bei dem wahllos in eine für die indische Unabhängigkeit demonstrierende Menschenmenge gefeuert wurde, war dies für viele Indier ein endgültiges Zeichen, dass die Engländer jegliche moralische Berechtigung zur Regierung Indiens verloren hatten.<sup>44</sup> Gandhi hatte seit seiner Rückkehr nach Indien eine Reihe kleinerer Kampagnen des passiven Widerstandes<sup>45</sup> inszeniert. Die inner- und außerindischen Ereignisse der direkten Nachkriegsjahre bewirkten schließlich eine zunehmende Radikalisierung Gandhis, der immer mehr von seiner gemäßigten und bei Zeiten fast pro-britischen Einstellung abrückte. 1920 begann so die umfassende Kampagne der Nichtzusammenarbeit, bei der es sich im Grunde um einen weitreichenden Boykott britischer Waren, Institutionen, Positionen wie ebenfalls der bevorstehenden Wahlen handelte.<sup>46</sup> Zwar störte diese Kampagne die britische Hand über Indien nicht sonderlich, vereinte jedoch beinahe den gesamten indischen Nationalkongress und die gemäßigten Nationalisten hinter Gandhi, der auch nach Gefängnisaufenthalten weiterhin eine absolut zentrale Figur war. In dieser Polarisierung wurde ebenfalls das Verhältnis von Gandhi und Jinnah immer volatiler. Anstelle des Kongresses hatte sich Jinnah schließlich der lange von ihm gemiedenen Muslim-Liga angenommen, die er später geschickt zu seinem schlagkräftigen Instrument spitzte.

---

<sup>42</sup> Vgl. Kulke und Rothermund, 2010, P. 330, 361, 375.

<sup>43</sup> Vgl. Keay, 2011, P. 474-475.

<sup>44</sup> Vgl. ebd., P. 475-476.

<sup>45</sup> Von ihm mit dem Namen *satyagraha* (Skr. „(Fest-)Halten der Wahrheit“) belegte, in seiner Zeit in Afrika entwickelte, Form des gewaltlosen Protestes.

<sup>46</sup> Vgl. Kulke und Rothermund, 2010, P. 359-360.

Ende der 1920er Jahre machte sich abermals Frustration unter den indischen Nationalisten breit, als absehbar wurde, dass ihre früheren Kampagnen, vor allem auch die der Nichtzusammenarbeit, erfolglos für eine größere oder reale Unabhängigkeit Indiens gewesen waren. So mobilisierte Gandhi 1930 abermals die breiten Massen, diesmal mit seinem Salzmarsch und der damit verbundenen Kampagne. Nach Unterbrechung und Wiederaufnahme der Kampagne des „Zivilen Ungehorsams“ zwecks (letzten Endes aus nationalistischer Sicht erfolgloser) Verhandlungen in London schien sich der nationalistische Eifer des Kongresses im Einzug in die gesteigert unabhängigen Provinzregierungen abzukühlen. Ähnlich wie zuvor war es nun der zweite Weltkrieg, der erst den Nationalismus einschlafen und dann, nach Kriegsende, wieder entflammen ließ. Der zweite Weltkrieg jedoch fand in Indien bei Weitem nicht die populäre Unterstützung, die noch der Erste erhalten hatte. So saß der indische Nationalkongress aufgrund seiner Nähe zur britischen Regierung Indiens mehr und mehr zwischen den Stühlen, während Jinnah und die von ihm geführte Muslim-Liga als aggressive Opposition zu einer nicht aufzuhaltenden Kraft wurden, deren radikale Kompromisslosigkeit schließlich im Licht britischer Handlungsunfähigkeit die Teilung Indiens erzwang.

Nach Kriegsende war die Frage der Unabhängigkeit tatsächlich eher eine Frage des Zeitpunktes. Die Realität hatte endgültig die Kolonialherren eingeholt und der im Krieg aktivierte Verbündete Indien forderte vehement die Erfüllung der Unabhängigkeitsversprechungen. Die Nachkriegsjahre waren bestimmt vom Aushandeln einer gangbaren Unabhängigkeit für ein Indien, das plötzlich in seiner Eigenständigkeit nicht nur den Hindu-Muslim-Konflikt bewältigen, sondern auch die nach wie vor halb-autonomen Fürstenstaaten in die neue Nation einbinden musste. Was schließlich im August 1947 durch den letzten Vizekönig Lord Mountbatten um ein Jahr vorverlegt geschah, war in beinahe jeglicher Hinsicht ein fauler Kompromiss, jedoch de facto der situationsbedingt einzig gangbare Weg.<sup>47</sup> So feierte Jinnah am 14. August 1947 in Karachi die Unabhängigkeit des neuen Staates Pakistan, an dessen Spitze er sowohl politische wie auch religiöse Autorität auf sich zentrierte. Am Folgetag feierte das neugeborene Indien seine Unabhängigkeit und erhielt, im Gegensatz zu Pakistan, eine gute Zusammenarbeit mit den ehemaligen Kolonialherren aufrecht.

---

<sup>47</sup> Vgl. Keay, 2011, P. 499 ff.

## **2.2 Tibet**

### **2.2.1 Überblick der früheren Geschichte Tibets**

Für den Rahmen dieser Arbeit ist zwar keine detaillierte Darstellung der älteren Historie Tibets notwendig, jedoch ist ein kurzer Blick auf die frühere Geschichte Tibets anhand einiger besonderer Aspekte für das Verständnis des gegebenen Zeitraumes von Nutzen. Die Geschichte Tibets hat im Vergleich zu seinen Nachbarn einen deutlich verschiedenen Zeitrahmen. Sowohl Indien als auch China verkörpern Subkontinente, deren zivilisatorische und kulturelle Geschichte bis weit in die vorchristlichen Jahrtausende zurückreicht und durch Schriftzeugnisse sowie einer Fülle an archäologischen Funden und Fundstätten aus dem Reich der mythischen Überlieferungen in das der greifbaren Geschichte gerückt worden ist. Die tibetische Geschichte andererseits befindet sich für die Periode vor Einführung der Schrift nach wie vor überwiegend im Reich der Mythen. Spätere tibetische sowie exogene Geschichtsschreibung hat oft den indischen Einfluss auf Tibet betont und gleichermaßen, meist unter dem Druck der rezenten Geschichte, den chinesischen Einfluss auf der anderen Seite heruntergespielt. Sicherlich hat nichts die tibetische Kultur so nachhaltig und durchdringend geprägt wie der aus Indien übernommene Buddhismus, jedoch war kein politischer Kontakt Tibets so intensiv, lang und folgeschwer wie der mit China. Über Handelswege und kleinere Bevölkerungsbewegungen hat sich mit Sicherheit mannigfaltiger Einfluss im tibetischen Kulturraum niedergeschlagen.

Die frühere tibetische Geschichte, aus Sicht des 20. Jahrhunderts, lässt sich vereinfacht in drei wichtige Abschnitte unterteilen. Den ersten Abschnitt bildet die Zeit der Yarlung Dynastie, die etwa vom 7. bis in das 9. Jahrhundert dauerte. Tibetische Geschichte vor der Yarlung Dynastie ist nur sehr spärlich und unsicher zu rekonstruieren und hat für den Rahmen dieser Arbeit nur verschwindende Bedeutung. Auf die Großreichszeit folgt die Periode des „tibetischen Mittelalters“ bis gegen Ende des 12. Jahrhunderts. Dabei handelt es sich um eine Zeit großer interner Unruhen nach dem Zerfall der dynastischen Zentralmacht, in der verschiedene kleinere lokale Fürstentümer und Königreiche (vor allem im Westen der tibetischen Kultursphäre) das politische Bild bestimmten. Diese Zeit bildete einen reichen Nährboden für die sogenannte Renaissance des tibetischen Buddhismus, was die bis zur Neuzeit reichende Phase der Vereinigung von säkularer und sakraler Macht einleitete. Aus

den Machtkämpfen der Schulen des tibetischen Buddhismus durch das 13. und 14. Jahrhundert gingen schließlich die *dge lugs pa* siegreich hervor und wurden zur dominierenden politischen und religiösen Macht im Tibet des 15. bis 20. Jahrhunderts. Ebenfalls in diese spätere Phase der tibetischen geschichtlichen Entwicklung fällt der starke Kontakt zur mongolischen Macht und darauf folgend die immer engere Bindung an das chinesische Kaiserreich.

### **Die Yarlung Dynastie**

In der Geschichte des tibetischen Kulturraumes gibt es nur eine Dynastie, die diesen zu einem Zeitpunkt fast zu seiner Gänze kontrolliert hat: die nach ihrem Ursprungstal benannte Dynastie der Yarlung Könige. Anfang des 7. Jahrhunderts betrat sie die Bildfläche der historischen Nachvollziehbarkeit, aus ihren Anfängen inmitten kleinerer Lokalmächte und aus mythischer Herkunft, und schwang sich schließlich zur Vormacht in Zentraltibet, später auch weit darüber hinaus, auf. Die Yarlung Dynastie ist nicht allein aufgrund ihrer Einzigartigkeit in der tibetischen Geschichte besonders, sondern auch und vor allem, weil sie in der Betrachtung des tibetischen Nationalismus eine zentrale Rolle spielt.

Unter der Yarlung Dynastie pflegte Tibet aktive Kontakte, sowohl aggressiver wie friedlicher Natur, mit seinen Nachbarn, allen voran China im Osten und den verschiedenen turk-mongolischen Stämmen im Norden. Ein Kontakt zum großen südlichen Nachbar Indien steigerte sich erst mit zunehmender Patronage der Könige für die buddhistische Religion, beschränkte sich aber vor allem auf den sakralen Bereich. Auch Kontakte mit Nepal sowie den arabischen Mächten im Westen sind historisch nachvollziehbar, jedoch für den Rahmen dieser Arbeit weniger erheblich. Während die Könige Tibets mittels Tribut, Heirat, Handel und nicht zuletzt Feldzügen (sowie Friedensabkommen) mit ihrer Umwelt politisch und kulturell in aktivem Kontakt standen, so arbeitete die Dynastie auch intern an der Nation.

In den Jahren 608 und 609, während der Herrschaft König *gnam ri slon btsan*<sup>48</sup>, erreichten die ersten überlieferten Delegationen Tibets den damaligen Hof der Sui Dynastie<sup>49</sup> Chinas.<sup>50</sup> In der Regierungszeit seines Sohnes *srong btsan sgam po*<sup>51</sup>, dem sogenannten ersten großen

---

<sup>48</sup>(\*-618)

<sup>49</sup>隋朝 *suí cháo* (581-618)

<sup>50</sup> Vgl. Beckwith, 1987, P. 17

<sup>51</sup> Regnum 618-649

Religionskönig<sup>52</sup>, wurden bald überaus wichtige Grundsteine des späteren Tibets gelegt. Neben der Eheschließung mit einer nepalesischen Prinzessin<sup>53</sup> ging der Yarlung König ebenfalls eine Heiratsallianz mit der noch jungen Tang Dynastie<sup>54</sup> Chinas ein. Diese Eheschließungen, lebendige Friedensabkommen, wiederholten sich zwischen dem imperialen Tibet und seinen Nachbarn mehrmals und bedeuteten nicht nur politische Allianzen, sondern auch bedeutsamen kulturellen Einfluss. Vor allem den beiden *Gemahlinnen srong btsan sgam pos*, der Nepalesin Brikuti und der Chinesin Wencheng<sup>55</sup>, die auch als Belsa und Gyalsa in tibetischen Volksgeschichten auftauchen, wird die kaum messbare Ehre zuteil, den Buddhismus nach Tibet gebracht haben zu sollen. Neben diesen Allianzen und religiösen Grundsteinen wird ebenfalls die Entwicklung und Einführung der tibetischen Schrift sowie einer standardisierten (Schrift-)sprache und derer Orthographie in die Herrschaft des ersten Religionskönigs datiert<sup>56</sup>. Der Überlieferung nach vom königlichen Minister *thon mi sam bho ta* mit einer Delegation junger Gelehrter in Nordindien entwickelt, lässt sich die Gupta-Herkunft der tibetischen Schrift nicht leugnen. Ob die standardisierte Schrift und -sprache tatsächlich derart schnell entwickelt und eingeführt wurde, oder zumindest teilweise auf Vorentwicklungen, möglicherweise aus dem Königreich Zhang Zhung, zurück geht, ist fraglich.<sup>57</sup> Klar ist jedoch, dass die Standardisierung von Schrift und Sprache zentrale Elemente von Staat und Nation sind. Im Falle Tibets hat sich dieser Grundstein geradezu beispielhaft durch die Geschichte gezogen. Die spätere buddhistische Kultur und Identität Tibets fußte maßgeblich auf der Tradition von exakter, standardisierter Übersetzung und sakralem Schrifttum. Für die sich ausdehnende Yarlung Dynastie waren Schrift und Sprache unerlässliche Instrumente des Staatsapparates, für das spätere Tibet wurden es potente Symbole von Nationalität und der Partikularität der eigenen Kultur.

Militärisch und territorial erlangte Tibet unter der Herrschaft des *khri srong lde btsan*<sup>58</sup> eine historisch einmalige Größe. Die Grenzen des Reiches umfassten am Punkt seiner maximalen Ausdehnung weite Teile Ostturkestans, sowie verschiedene Teile Chinas an den Grenzen zu Osttibet. Die militärischen Kampagnen richteten sich gegen Ende der Herrschaft Xuanzong

---

<sup>52</sup> Tib. *chos rgyal*, Skr. *dharmarāja*

<sup>53</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 61.

<sup>54</sup> 唐朝 *táng cháo* (618-907)

<sup>55</sup> 文成公主 *wén chéng gōng zhǔ*, eine Nichte des Taizong Kaisers.

<sup>56</sup> Vgl. Kollmar-Paulenz, 2006, P. 34.

<sup>57</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 23.

<sup>58</sup> Regnum 756-797

Kaiser der Tang<sup>59</sup> jedoch vor allem gegen China und auf jene Gebiete, die sich im beginnenden Abstieg der Tang Dynastie wieder der Kontrolle des Reiches entzogen.<sup>60</sup> So rang *khri srong lde btsan* bald dem geschwächten Griff des Kaiserreiches die prestigehaltigen Stützpunkte des Tarimbeckens ab und übte über den Gansukorridor starken Druck auf Innerchina aus. 783 kam es, nachdem tibetische Truppen bis in die damalige Hauptstadt Changan vorgedrungen waren, zu einem kurzen Friedensabkommen zwischen Tibet und der Tang Dynastie.<sup>61</sup>

Dem 797 verstorbenen König *khri srong lde btsan* sollte kein vergleichbar starker König der Yarlung Dynastie mehr folgen und schon bald nach seinem Tod begann im ausgedehnten Reich das Machtgefüge zu bröckeln. Neben seinen strategischen Siegen war der zweite Religionskönig ein großer Patron des Buddhismus gewesen, der der Religion einen raschen Popularitäts- und Machtgewinn ermöglichte. Nach seinem Ableben wuchsen die Rivalitäten zwischen der neuen, importierten Religion und der älteren Volksreligion Bon, die noch immer vor allem in den einflussreichen Adelskreisen stark vertreten war. Als 822 zwischen den Tang unter dem Muzong Kaiser<sup>62</sup> und der Yarlung Dynastie unter König *khri gtsug lde brtsan*<sup>63</sup> das in der Beziehung der beiden Länder historisch berühmteste Friedensabkommen geschlossen wurde, stand das tibetische Großreich kurz vor dem Kollaps. Der körperlich und charismatisch schwache Herrscher konnte externen und internen Konflikten nicht Herr werden, seine Regierung wurde vor allem von den Ministern geführt<sup>64</sup>. 838 wurde König *khri gtsug lde brtsan* ermordet und sein Bruder *khri 'u'i dum brtsan*<sup>65</sup> folgte ihm auf den Thron<sup>66</sup>. Dieser jedoch viel 842, nur wenige Jahre später, selbst einem Attentat zum Opfer, wonach die Erbfolge der Yarlung Könige umstritten blieb und die Dynastie und ihr Einfluss gänzlich zerfielen<sup>67</sup>. Die Einheit des Reiches war gebrochen und die Kontrolle über die unterschiedlichen Regionen Tibets fiel an wechselnde kleine Lokalfürstentümer. Die Zeit einer aggressiven und expansionistischen Außenpolitik Tibets war damit endgültig beendet. Interne Standardisierung und Angleichung von Religion, Kultur, Sprache, Bevölkerung und

---

<sup>59</sup> 玄宗帝 *xuán zōng dì* (658-762)

<sup>60</sup> Vgl. Beckwith, 1987, P. 145 ff.

<sup>61</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 71.

<sup>62</sup> 穆宗帝 *mù zōng dì* (795- 824)

<sup>63</sup> Bekannt unter dem Namen Ralpacan. Regnum 815-838.

<sup>64</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 74.

<sup>65</sup> Bekannt unter dem Namen Glang Darma. Regnum 838-842.

<sup>66</sup> Vgl. Kollmar-Paulenz, 2006, P. 51-52.

<sup>67</sup> Vgl. Beckwith, 1987, P. 168-169.

Territorium, wie es auf dem Zenit der Yarlung Dynastie Realität gewesen war, sollten jedoch noch mehrmals in späterer Zeit evoziert werden<sup>68</sup>.

### **Interregnum und Verbreitung des Buddhismus**

Mit dem endgültigen Fall der Yarlung Dynastie und der Zersplitterung ihres ehemaligen Machtbereiches in eine Vielzahl kleiner Fürstentümer begann die Periode des Interregnums zwischen dem tibetischen Imperium und der späteren Mongolenherrschaft sowie der nachfolgenden Wandlung Tibets zur Theokratie<sup>69</sup> unter der *dge lugs* Schule. Diese Periode, welche circa vom 10. bis 12. Jahrhundert andauerte, wird oftmals als tibetisches Mittelalter (*dark ages*) bezeichnet, aus einer abschätzenden und vor allem später-buddhistischen Sicht auf die staatliche Veränderung und Form in dieser Zeit. Die Abwesenheit einer zentralen Kontrolle ermöglichte jedoch eine diverse und organische Entwicklung sowie Ausdifferenzierung vor allem des Buddhismus, der in der Zeit der Yarlung Könige durch die Bindung an die Dynastie stets eher starr und elitär war. Aus einer rein staatlichen Betrachtung im Sinne der Nation folgte dem Fall der Yarlung Dynastie eine weitgehende Auflösung der tibetischen Nation, ein Zerfallen in politische Klein- und Kleinsteinheiten, die kaum ein einheitliches Nationalbild weiterpropagierten.

In Hinsicht auf die kulturelle und hier vor allem religiöse Entwicklung jedoch war die Periode des Interregnums von großer Bedeutung. Besonders dynamisch und einflussreich war dabei der Westen Tibets, also die drei Königreiche der Region Ngari<sup>70</sup>. Im Nordosten des ehemaligen tibetischen Königreiches befanden sich die buddhistischen Reiche Tangut<sup>71</sup> in den Regionen nördlich des Kokonor und im Gansu Korridor, und Tsonkha, östlich des Kokonor.<sup>72</sup> Der Westen Tibets sollte nun die sogenannte Renaissance des tibetischen Buddhismus einleiten, indem die dortigen buddhistischen Könige verschiedene Gelehrte des indischen Subkontinents nach Tibet einluden. Figuren wie der bengalische Gelehrte Atisha<sup>73</sup> und deren tibetischer Schüler Dromton<sup>74</sup>, der westtibetische Mönch und Übersetzer Yeshe Öd<sup>75</sup>, der tantrische Meister Drogmi<sup>76</sup> und viele andere brachten diverse Lehrweisen und

---

<sup>68</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 81 ff.

<sup>69</sup> Oder auch „Lamakratie“. Siehe unten, Kapitel 3.6.

<sup>70</sup> *stod mnga' ris skor gsum: gu ge, spu rang, mang yul*

<sup>71</sup> 西夏 *xī xià* 1038-1227

<sup>72</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 81.

<sup>73</sup> *atīśa dipaṃkaraśrījñāna* (986-1054)

<sup>74</sup> *'brom ston pa* (1003-1064)

<sup>75</sup> *rin chen bzang po* (958-1055)

Traditionen des im indischen Subkontinents noch florierenden Buddhismus nach Tibet. So entstand eine vielfältige buddhistische Religionskultur im tibetischen Kulturraum, die bald in der Bevölkerung der alten einheimischen Bon-Religion den Rang ablaufen sollte.

Beachtlich ist für die Periode des Interregnums und der buddhistischen Renaissance, dass sich die außenpolitischen Beziehungen der tibetischen Königreiche schon auf für spätere Zeiten sehr typische Weise gestalteten. Während die Yarlung Dynastie noch eine zentrale, aggressive und mehrschichtige Außenpolitik mit den angrenzenden Reichen geführt hatte, und ihre eigenen Interessen durchaus auf gleicher Kopfhöhe mit anderen Machthabern durchgesetzt hatten, so verfielen die nachfolgenden Königreiche in eine eher isolationistische Haltung.<sup>77</sup> Da es keine nationaltibetischen Interessen für den größeren tibetischen Kulturraum zu vertreten mehr gab, beschäftigten sich die kleinen Königreiche primär mit Handelsbeziehungen. Vor allem im Westen Tibets wurde darüber hinaus der Einfluss buddhistischer Gelehrter aus dem indischen Subkontinent immer größer.<sup>78</sup> Auch bei dieser Entwicklung ist für die spätere Zeit typisch, dass die starke kulturelle Hinwendung zum indischen Buddhismus kaum zu intensiveren politischen Beziehungen mit dem Subkontinent führte.

Gegen Ende der Periode des Interregnums war in Tibet eine Vielzahl unterschiedlicher buddhistischer Lehrtraditionen entstanden, die meist von einflussreichen alten Adelsfamilien gestützt wurden. Je mehr nun die monastische Institution nach politischer Macht strebte, desto mehr wurden wieder für die Bildung eines Staatskonstruktes elementare Bedingungen geschaffen. Vor allem war es in der damaligen Periode das Entstehen einer Historiographie der vergangenen Großreichszeit. Dabei wurde in den dazu produzierten Texten einerseits der vereinheitlichende Nationalgedanke eines Großreiches heraufbeschworen und andererseits die Yarlung Dynastie tief in den Buddhismus verwurzelt. Vor allem der Kult des Bodhisattva Avalokiteśvara, dessen Inkarnationen nun auch in den Religionskönigen der Yarlung zu finden waren und der als Ahne des tibetischen Volkes etabliert wurde, bildete eine Basis der neuen Historiographie.<sup>79</sup>

---

<sup>76</sup> *brog mi* (992-1074)

<sup>77</sup> Vgl. Van Schaik, 2011, P. 61.

<sup>78</sup> Vgl. Kollmar-Paulenz, 2006, P. 59-61.

<sup>79</sup> Vgl. ebd., P. 73-75.

## Die Mongolenherrschaft

Ende des 12. Jahrhunderts waren die Machtzentren des tibetischen Kulturraumes, primär bereits monastischer Natur, fast gänzlich unbeteiligt und -behelligt an den turbulenten Umwälzungen in ganz Asien. Selbst die religiös-kulturelle Verbindung in den indischen Subkontinent wurde immer unwichtiger, da sich in Tibet mittlerweile ein eigenständiger Buddhismus etabliert hatte. Auch die schriftliche Tradition war nun kaum noch auf die früheren Übersetzungstätigkeiten angewiesen, sondern produzierte am alten Sanskrit-Vorbild eigene Werke. Als schließlich der indische Subkontinent von Moslems überrannt und die einst so wichtigen buddhistischen Institutionen zerstört wurden, letzte darunter die Anfang des 13. Jahrhunderts zerstörte Großuniversität Vikramaśīla, schien dies in Tibet kaum mehr für einen öffentlichen Aufschrei zu sorgen. Die tibetischen Buddhisten hatten sich verselbstständigt und tatsächlich ihre Blicke vor allem introspektiv ausgerichtet.<sup>80</sup>

Die tatsächlich größte Umwälzung der Zeit aber war die Gründung und rasante Ausdehnung des mongolischen Weltreiches unter Chinggis Khan, der seit 1206 Oberherrscher über die mongolischen Nomadenstämme geworden war.<sup>81</sup> In den Folgejahren führte er, oftmals persönlich, die mongolischen Armeen gegen größeren Lokalmächte der Region, die trotz oftmals heftigem Widerstand schließlich alle den mongolischen Angriffen zum Opfer fielen. 1227 nahm Chinggis Khan das Reich Tangut ein, spätestens 1234 war die Jurchen Jin Dynastie Nordchinas ausgelöscht und bald darauf fielen auch die südlichen Song<sup>82</sup> der mongolischen Expansion zum Opfer. Bereits in den 1260er Jahren hatte Khubilai Khan<sup>83</sup>, ein Enkel Chinggis Khans, sich als neuer Großkhan etabliert und bald darauf die Yuan Dynastie<sup>84</sup> im chinesischen Herzland gegründet. Er ließ das spätere Beijing als chinesische Musterstadt aufbauen und besiegelte mit dem Sieg über die südlichen Song schließlich die Vormachstellung seiner neuen Dynastie. Seit den Tang war China nicht mehr in diesem Ausmaß vereinigt gewesen.<sup>85</sup>

Schon unter Chinggis Khans Sohn und Nachfolger Ögedei Khan war der tibetische Kulturraum direkter ins Blickfeld der Mongolen gerückt und dessen Sohn Göden Khan übernahm

---

<sup>80</sup> Vgl. Snellgrove und Richardson, 2003, P. 147.

<sup>81</sup> Vgl. Keay, 2009, P. 337.

<sup>82</sup> 南宋 *nán sòng* 1126-1279

<sup>83</sup> 1215-1294

<sup>84</sup> 元朝 *yuán cháo* 1271-1368

<sup>85</sup> Vgl. Keay, 2009, P. 357 ff.

schließlich die Aufgabe der Invasion Tibets. In den 1240er Jahren kam es unter Göden zu Mongoleneinfällen in Tibet, in deren Folge der Abt von Sakya, in Begleitung seiner Neffen *'phags pa*<sup>86</sup> und *phyag na rdo rje*<sup>87</sup>, als Repräsentant der uneinheitlichen Machthaber Tibets zu den Mongolen geladen wurde. Dies leitete den Beginn der Vorherrschaft der *sa skya pa* als Repräsentanten der Mongolen an der Spitze der tibetischen Administration ein. Das Amt des Abtes von Sakya ging dabei in der Familie von Sakya Pandita zu dessen Neffen *'phags pa* und schließlich dessen Bruder *phyag na rdo rje* weiter. Zwischen den buddhistischen Gelehrten und mongolischen Machthabern begann sich nun das tibetische Konzept des *yon mchod*<sup>88</sup> herauszubilden, das eine besondere Beziehung zwischen religiösem Lehrer und säkularem Machthaber bezeichnet, bei welcher der Lehrer zumindest theoretisch die höhergestellte Position hält. *'phags pa* ging eine solche Beziehung mit Khubilai Khan ein, der Ende der 1260er Jahre die Administration Tibets erneut straffte und seinen religiösen Lehrer an dessen Spitze setzte.<sup>89</sup>

Nach dem Ableben der Neffen Sakya Panditas gestaltete sich die Frage der Erbfolge des Abtes von Sakya zunehmend komplizierter und es kam zu einer Zersplitterung der Macht unter mehreren Erben der Familie. Dies ermöglichte es schließlich im frühen 14. Jahrhundert der Schule der *phag mo gru pa*, hinter denen der einflussreiche tibetische Lang-Clan stand, unter dem 1322 zum Oberhaupt gewählten *byang chub rgyal mtshan* aggressiv gegen die anderen machthabenden Schulen vorzugehen. In den 1350ern hatten sie schließlich Zentraltibet unter ihre Kontrolle gebracht und auch die ehemalige Machtposition der *sa skya pa* war effektiv gebrochen.<sup>90</sup> Die Yuan Dynastie befand sich zu diesem Zeitpunkt bereits am Ende ihrer Herrschaft und hatte keine Möglichkeiten mehr, den *sa syka pa* Unterstützung angedeihen zu lassen.<sup>91</sup> Schließlich blieb dem Yuan Kaiser nichts anderes übrig, als *byang chub rgyal mtshan* als neuen Herrscher an der Spitze der tibetischen Verwaltung anzuerkennen.<sup>92</sup>

---

<sup>86</sup> (1235-1274)

<sup>87</sup> (\*-1267)

<sup>88</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 93 ff. Das Begriffspaar *yon* („Gabe/Geber“) *mchod* („Verehrung“) taucht in beiderlei Reihenfolge bei gleicher Bedeutung auf.

<sup>89</sup> Vgl. Kollmar-Paulenz, 2006, P. 84 ff.

<sup>90</sup> Vgl. Van Schaik, 2011, P. 85-88.

<sup>91</sup> Vgl. Kollmar-Paulenz, 2006, P. 95-96.

<sup>92</sup> Vgl. ebd. P. 97.

Neben den politischen Umwälzungen der Periode der mongolischen Oberherrschaft über Tibet fallen in diesen Zeitraum noch einige wichtige kulturelle Entwicklungen von großer Auswirkung. Im 13. Jahrhundert bildete sich in Tibet das Konzept der Reinkarnation<sup>93</sup> heraus, das vor allem die Machtfolge hoher religiöser Würdenträger außerhalb einer Erbschaftsstruktur regelte. Effektiv bedeutete dies die Möglichkeit der Loslösung religiöser Autorität vom Stammbaum der einflussreichen Adelsclans Tibets.<sup>94</sup> Die Reinkarnation ebnete schließlich der nächsten Periode, der Herrschaft der Dalai Lamas, den Weg.

Neben diesem Konzept fällt auch eine starke Normierung und Revision der religiös autoritativen Texte des tibetischen Buddhismus in die Periode der mongolischen Oberherrschaft.<sup>95</sup> Nach wie vor handelte es sich bei der tibetischen Schriftkultur neben administrativen und einigen medizinischen Texten fast ausschließlich um religiöse Literatur, die nun zum wichtigen Pfeiler des tibetischen Kulturverständnisses wurde. Dieser Prozess fällt in eine Zeit, in der die „Gemeinschaft durch äußere Ereignisse in Frage gestellt wird und neu konstituiert werden muss“<sup>96</sup>, sich also die tibetische (religiöse) Kultur gegenüber der mongolischen und chinesischen Fremdkultur abgrenzt und homogenisiert. Neben der weiter oben besprochenen Historiographisierung der tibetischen Großreichszeit bildet die Kanonisierung des buddhistischen Schrifttums einen weiteren elementaren Pfeiler des tibetischen Nationaldenkens.

### **Die Ära der Dalai Lamas**

Unter wechselnden mongolischen Patronagen strebten die verschiedenen buddhistischen Lehrtraditionen Tibets danach ihre politische Macht und die damit verbundene kulturelle, wirtschaftliche und religiöse Kontrolle einer geographischen Region im etwaigen Vakuum nach dem Bruch der *sa skya pa*-Dominanz und dem Zerfall der darauffolgenden *phag mo gru pa*-Vorherrschaft auszudehnen und zu behaupten. Wie immer in der tibetischen Geschichte waren dabei die bedeutenden Adelsclans direkt involviert, indem beinahe jede einflussreiche Familie eine andere Lehrtradition unterstützte.

---

<sup>93</sup> Tib. *yang srid* „wieder-Geburt“. Im tibetischen Kontext und dem der Dalai Lamas oft vermischt mit dem Begriff Tulku (Tib. *sprul sku* „Erscheinungs-Körper“), der die Manifestation eines Buddhas oder Bodhisattvas, im Falle der Dalai Lamas Avalokiteśvara (Tib. *spyän ras gzigs*), in menschlicher Gestalt bezeichnet. Vgl. Kollmar-Paulenz, 2006, P. 90-91 und 113.

<sup>94</sup> Vgl. Van Schaik, 2011, P. 89-90.

<sup>95</sup> Vgl. Cabezón und Jackson [Hrsg.], 1996, P. 74 ff.

<sup>96</sup> Kollmar-Paulenz, 2006, P. 92.

Das direkte Interesse und Handeln der Mongolen in Bezug auf Tibet hatte schon über längere Zeit und gegen Ende der Herrschaft der Yuan Dynastie drastisch abgenommen. Als die Dynastie schließlich 1368<sup>97</sup> fiel wurde der Drachenthron Chinas wieder von einer originär innerchinesischen Dynastie besetzt, den Ming<sup>98</sup>. Während die Dynastie zu Beginn noch die mongolische Tibetpolitik übernommen hatte verlor Tibet im Verlaufe der Ming-Herrschaft aus chinesischer Sicht immer mehr an realpolitischer Bedeutung. Mit dem verschwindenden Einfluss der Mongolen war es für die Ming immer weniger notwendig, Tibet als wichtiges Mittel in der chinesisch-mongolischen Politik zu nutzen. Zwar behielt die Dynastie die Vergabe von Titeln und Patronage verschiedener Lehrtraditionen bei, jedoch übte sie faktisch kaum direkten oder suzeränen politischen Einfluss auf Tibet aus.<sup>99</sup>

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts betrat eine Figur die Bühne der tibetischen Religion, deren Handeln schließlich eine neue Ära und eine neue Struktur der Politik nach sich ziehen sollte. Der 1357 geborene *tsong kha pa*<sup>100</sup> wurde zum großen Reformator des tibetischen Buddhismus. Er brachte den Fokus zurück auf monastisches Studium und Disziplin, gründete die später so wichtigen drei großen Klöster Sera, Drepung und Ganden in der Nähe Lhasas<sup>101</sup> und ließ die Schule der *dge lugs pa*, oft als die „Gelbmützen“ bezeichnet, die Bühne betreten.<sup>102</sup> Im deutlichen Unterschied zu den älteren Schulen des Buddhismus war das Amt des Oberhauptes nicht hereditär an einen Adelsclan gebunden, sondern durch das neue Konzept der Reinkarnation strategisch der Schule selbst überlassen. *Tsong kha pa* selbst hatte keine offiziell anerkannte Reinkarnation, doch sein Schüler *dge 'dun grub pa*<sup>103</sup>, der das Kloster Tashilunpo gegründet hatte, war Anfang der wohl wichtigsten Reinkarnationslinie der tibetischen Geschichte: der Dalai Lamas. Die dritte Reinkarnation dieser Linie, *bsod nams rgya mtsho*<sup>104</sup>, schmiedete mit dem damaligen Anführer der südwestlichen (Hohhot-) Mongolen, Altan Khan, eine Allianz die nach der des *phag pa*

---

<sup>97</sup> Smith, 1996, P. 101.

<sup>98</sup> 明朝 *míng cháo* 1368-1644

<sup>99</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 104-105.

<sup>100</sup> (1357-1417)

<sup>101</sup> *se ra*, '*bras pung*, *dga' ldan*. Siehe auch unten, Kapitel 2.2.2.

<sup>102</sup> Vgl. Kollmar-Paulenz, 2006, P. 98-99.

<sup>103</sup> (1391-1474)

<sup>104</sup> (1543-1588). Im Zuge der Etablierung der *yon mchod* Beziehung zwischen Altan Khan und Sonam Gyatso erhielt der Lama einen teils nach seinem tibetischen Namen modellierten mongolischen Titel, der bald auf das Element *dalai* („Ozean“) geschrumpft wurde (Vgl. Van Schaik, 2011, P. 115). Dieser Titel ging nun auch posthum an die zwei vorherigen Inkarnationen Sonam Gyatsos über, was ihn effektiv bereits zum dritten Dalai Lama machte.

modelliert war. Die Mongolen, die neuen Verbündeten und militärischen Beschützer der *dge lugs pa*, wurden noch enger an die Schule der Dalai Lamas gebunden, nachdem als vierter Dalai Lama ein Mongole inthronisiert wurde.<sup>105</sup> Es war jedoch erst der fünfte Dalai Lama, *ngag dbang blo bzang rgya mtsho*<sup>106</sup>, der nicht nur das geistlichen Oberhaupt der *dge lugs pa* war, sondern sich und seine Tradition auch politisch an die Spitze der Kontrolle über Tibet brachte.<sup>107</sup>

Die Herrschaft über Tibet, das sich kaum von einer Institution absolut kontrollieren ließ, lag nach der überaus autoritären Regierung des fünften Dalai Lamas vor allem in den Händen der Regenten und Minister der *dge lugs pa* und ihrer militärischen Verbündeten unter den Mongolen. Bis zum Aufstieg des dreizehnten Dalai Lamas am Ende des 19. Jahrhunderts<sup>108</sup> erreichte keine Inkarnation des *ngag dbang blo bzang rgya mtsho* auch nur annähernd dessen Einfluss. Viele der folgenden Dalai Lamas starben bereits vor ihrer Inthronisation, oft unter mysteriösen Umständen, oder beteiligten sich auch danach kaum an der tatsächlichen Politik der Regierung.<sup>109</sup> Die Regierungsstruktur welche unter dem fünften Dalai Lama etabliert worden war bildete jedoch die Basis der Lhasa Regierung Tibets bis zu ihrem endgültigen Zusammenbruch 1959 mit der Flucht des 14. Dalai Lamas ins indische Exil, die im Folgenden umrissen werden soll.

### **2.2.2 Die tibetische Regierung im frühen 20. Jahrhundert**

Die Struktur der tibetischen Regierung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war einerseits historisch im Rahmen der staatlichen Entwicklung, vor allem in der Zeit der *dge lugs pa*-Herrschaft, entstanden und andererseits in mehrmaligen direkten Eingriffen und Umgestaltungen durch den chinesischen Kaiserhof modelliert worden.

Mitte des 17. Jahrhunderts gelang es *ngag dbang blo bzang rgya mtsho*, dem fünften Dalai Lama und zweiten Nachfolger des *bsod nams rgya mtsho*, dem der Titel „Dalai Lama“ von Altan Khan verliehen worden war, in einer Allianz mit Gushri Khan die politische Macht

---

<sup>105</sup> Vgl. Van Schaik, 2011, P. 116-117.

<sup>106</sup> (1617-1682)

<sup>107</sup> Vgl. Kollmar-Paulenz, 2006, P. 109 ff.

<sup>108</sup> Siehe dazu detailliert Kapitel 2.2.3.

<sup>109</sup> Vgl. Kollmar-Paulenz, 2006, P. 131 und 135.

Tibets zu übernehmen<sup>110</sup>. Damit war der Weg für eine absolute Herrschaft der *dge lugs pa* geebnet und tatsächlich sollte die Glaubensschule der Dalai Lamas zumindest bis zur endgültigen Regierungsübernahme durch die kommunistische Partei Chinas 1959 die Spitze der tibetischen Regierung bilden. Mittels der Legitimierung durch die Mongolen gestützt, machte sich der fünfte Dalai Lama ans Werk die Regierung und Organisation der tibetischen Nation am Beispiel der Yarlung Dynastie zu fundieren<sup>111</sup>. *Ngag dbang blo bzang rgya mtsho* wählte Lhasa als Zentrum der Regierung unter seiner Führung, was die Stadt neben ihrer religiösen Relevanz als Zentrum Tibets etablierte. 1645 wurde mit der Errichtung des Potala Palastes auf dem *mar po ri* nahe Lhasas begonnen<sup>112</sup>. Es hatten sich hier bereits einzelne Bauten mit Wurzeln in der Yarlung Dynastie befunden, die nun vereinheitlicht und weit ausgebaut wurden. Das ehrgeizige Bauprojekt wurde schließlich erst nach dem Tod des fünften Dalai Lamas fertiggestellt. Er verband den Mythos der tibetischen Großreichszeit direkt mit den Dalai Lamas und verschaffte sich und seinen Nachfolgern damit jenseits mongolischer Patronage innerhalb des tibetischen Nationalgefüges eine Prestigeposition. Die Dalai Lamas schienen als Inkarnationen Avalokiteśvaras nun eine direkte Brücke zu den Yarlungkönigen zu bilden und nach Jahrhunderten der Zersplitterung Tibets das historische und historiographisch idealisierte<sup>113</sup> Großreich wieder zu vereinen. Die neue Zentralregierung in Lhasa führte 1643 eine Volkszählung in *mnga' ris* durch und wiederholte dies fünf Jahre später in *khams*<sup>114</sup>; Lhasas Kontrolle über Zentraltibet (einschließlich *mnga' ris* im Westen) war gefestigt, die Regierung baute eine staatliche Politik- und Verwaltungsstruktur und einen zweckdienlichen Beamtenapparat auf. Lediglich *a mdo* unterstand nicht der Zentralregierung, sondern war Gushri Khan unterstellt, der es von seinem Sitz nahe des Kokonor aus regierte.

1636, sechs Jahre bevor Gushri Khan dem fünften Dalai Lama die politische Macht über Tibet in die Hände gab, wurde, nachdem die Ming Dynastie von den aus dem Norden einfallenden und höchst erfolgreichen Mandschu gestürzt worden war, die Qing Dynastie<sup>115</sup> proklamiert. Weniger als ein Jahrzehnt später hatte die neue Dynastie sich in ganz China etabliert.<sup>116</sup>

---

<sup>110</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 107-108.

<sup>111</sup> Vgl. Kollmar-Paulenz, 2006, P. 112.

<sup>112</sup> Vgl. ebd., P. 114.

<sup>113</sup> Siehe Kapitel 2.2.1.

<sup>114</sup> Smith, 1996, P. 108.

<sup>115</sup> 清朝 *qīng cháo* 1616-1911

<sup>116</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 109.

Ähnlich wie in Zeiten der Yuan und Ming, sahen auch die Qing in Tibet vor allem ein Instrument zur Beeinflussung der Mongolenstämme, von denen nur einige ihre Loyalität zur neuen Dynastie geschworen hatten. So ließ eine Einladung des Dalai Lamas an den Kaiserhof nicht lange auf sich warten und 1652 begab sich das spirituelle und politische Oberhaupt Tibets auf den langen Weg nach Peking. Auf tibetischer Seite wurde wahrscheinlich versucht, mit den Mandschuherrschern eine Beziehung nach dem *yon mchod* Vorbild aufzubauen, während die Qing eine Wiedereingliederung Tibets in das nun auf den Mandschuhof zentrierte chinesische Tributsystem anstrebten.<sup>117</sup>

Tatsächlich dauerte es nicht lange, bis der chinesische Kaiserhof eine direktere Kontrolle Tibets anstrebte. In der Lebens- und Amtszeit des fünften Dalai Lamas war dies weder nötig noch vorstellbar gewesen, da er sein Land und dessen Regierung auch außenpolitisch souverän und autoritär führte. Schon sein Nachfolger jedoch, der für seine Ausschweifungen und Dichtung berühmte sechste Dalai Lama *tshang dbyangs rgya mtsho*<sup>118</sup>, nahm selbst nicht die Zügel der Regierung in die Hände, und interne Intrigen gefährdeten schnell die Stabilität und Integrität Tibets. Bald darauf, 1709, wurde der erste Repräsentant der Qing nach Tibet entsandt, um die Wiederherstellung der Ordnung zu übersehen. Der Repräsentant trieb unter anderem auch eine Kartographierung Tibets voran, deren Ergebnisse schließlich in den von Jesuitenmissionaren verfassten Atlas Chinas einfließen. Smith sieht hierin ein Zeichen dafür, dass die Qing Tibet als ihrem eigenen Reich zugehörig ansahen.<sup>119</sup>

Infolge der Dzungareninvasionen und tibetisch-mongolischen Revolten gegen die Qingautorität Anfang des 18. Jahrhundert sorgte der chinesische Kaiserhof mittels seiner einmarschierten Armee für eine weitere Anpassung des tibetischen Machtgefüges. Nach einer Übergangsregierung wurde 1721 ein der symbolischen Regierungsspitze des Dalai Lamas untergeordneter Rat (*bka' shag*) dreier Minister (*bka' blon*) eingerichtet und die Position des Ambans als offizieller Repräsentant der Qing institutionalisiert. Darüber hinaus verblieben große Truppenkontingente in eingerichteten Garnisonen, was die Präsenz des

---

<sup>117</sup> Vgl. ebd., P. 109 ff.

<sup>118</sup> (1683-1706)

<sup>119</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 122-123. Laura Hostetler zeigt im Vergleich dazu jedoch auf, dass die Tibeter in Qing-Illustrationen ihrer Tributstaaten stets in der Kategorie 番人 *fān rén* aufgelistet wurden, die Volksgruppen beinhaltet, welche weder einem eigenen Land angehörten, noch direkter Teil der Qingadministration waren. Vgl. Hostetler, 2001, P. 43.

Kaiserhofes umso potenter machte.<sup>120</sup> Es dauerte jedoch nicht lange, bis die Aufmerksamkeit der Qing abschweifte. Nach dem Tod des Kang Xi Kaisers<sup>121</sup> ließ sich der Qinghof zu Verkleinerungen seiner Truppenkontingente in Tibet überreden, die schließlich alle Truppen aus Zentraltibet abziehen ließen und auch den Amban nur noch indirekt und temporär der tibetischen Regierung zuordnete<sup>122</sup>. Ein erneutes Aufbegehren der Tibeter gegen die Qing gipfelte Mitte des 18. Jahrhunderts in der Ermordung der beiden in Lhasa residierenden Ambane, worauf abermals eine chinesische Armee nach Tibet entsandt und die Regierung reorganisiert wurde. Der *bka' shag* wurde auf vier Mitglieder ausgeweitet und die Position des Dalai Lamas, der sich loyal zu den Qing verhalten hatte, in ihrer religiösen und politischen Funktion zumindest theoretisch bestätigt. Diese offensichtliche Belohnung des Dalai Lamas war vom Kaiserhof rein symbolischer Natur, da die Oberherrschaft über Tibet unumstößlich beim Kaiser selbst und seinen Repräsentanten, den Ambanen, lag.<sup>123</sup>

Eine weitere und letzte Reorganisation der tibetischen Regierung durch die Qing wurde gegen Ende des 18. Jahrhunderts vorgenommen. Ein nepalesisch-tibetischer Konflikt über die Prägung tibetischer Münzen führte schließlich zu offenen Kampfhandlungen zwischen Tibet und den Gorkhas. Abermals übernahm der chinesische Kaiserhof direkte Kontrolle über Tibet, indem er die lange Hand seines Militärs ausstreckte. Nachdem die Gorkhas nach Nepal zurückgedrängt und zu Konzessionen und Tribut gezwungen waren, nutzte der Qian Long Kaiser<sup>124</sup> die Gelegenheit, um die Autorität seiner Ambane über die des *bka' shag* und des Dalai Lamas zu erheben. Kommunikation zwischen den hohen tibetischen Würdenträgern, darunter auch der Panchen Lama, verlief nun per Dekret über die Ambane und nicht mehr direkt an den Kaiser. Die Ambane, und damit der chinesische Kaiser, wurden nun zumindest theoretisch zuständig für Grenz- und Außenpolitik, jegliche externe Korrespondenz, Militär, Handel, Reise, Judikative und Währung Tibets. Darüber hinaus wurde verfügt, dass die Reinkarnationen von Panchen Lama und Dalai Lama fortan mittels eines kaiserlich instituierten Losverfahrens ermittelt werden mussten. In einer Reihe verschiedener Eingriffe in das tibetische Rechts- und Gesellschaftssystem suchte der Kaiserhof seine Kontrolle zu verfestigen und sichtbar zu machen. Tibet sollte endgültig und eng in das Qingreich integriert

---

<sup>120</sup> Vgl. ebd., P. 126-127.

<sup>121</sup> 康熙帝 *kāng xī dì* (1654-1722)

<sup>122</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 127.

<sup>123</sup> Vgl. ebd., P. 132-133.

<sup>124</sup> 乾隆帝 *qián lóng dì* (1711-1799)

werden und jeglicher Kontakt zu Fremdmächten, darunter vor allem die gefährliche neue Lokalmacht Großbritanniens, wurde angestrengt zu kontrollieren und unterbinden gesucht.<sup>125</sup>

Ende des 18. Jahrhunderts befand sich die Autorität der Qing in Tibet auf ihrem Zenit. Das 19. Jahrhundert bedeutete den langsamen aber sicheren Niedergang des Kaiserhauses, das nun durch interne Rebellionen, Aufstände, Katastrophen und nicht zuletzt durch die Kolonialmächte von den Außengebieten des Reiches abgelenkt und in die Knie gezwungen wurde.<sup>126</sup> Nach etwa einem Jahrhundert der relativ direkten Einflussnahme zog sich die Qing Regierung mehr und mehr aus den Geschäften Tibets zurück. Die Ambane verloren an effektivem Einfluss und von den Qing eingeführte Regeln und Bräuche wurden lediglich höchstens symbolisch befolgt. Darunter auch das Wahlverfahrens eines neuen Dalai Lamas mittels der Auslosung, das bei der Findung des dreizehnten Dalai Lamas schließlich gänzlich übergangen wurde<sup>127</sup>. Wie Smith darstellt, gehörte Tibet in der Zeit großen Einflusses durch den Kaiserhof zu den dem Kaiserreich angegliederten Entitäten des äußeren Reiches, wie die Mandschurei, Mongolei, die Tarimstaaten und die Dzungarei.<sup>128</sup> Für die Angelegenheiten dieser äußeren Teile des Gesamteinflußbereiches des Qingreiches war das Lifan-Amt<sup>129</sup> zuständig, während Kontakte zu und Angelegenheiten mit dem Reich nicht angehörigen Staaten vom Libu-Amt<sup>130</sup> geregelt wurden. Hier zeigt sich deutlich die Graduierung des Herrschaftsanspruches aus Sicht der Qing. Auch innerhalb des tibetischen Kulturraumes war diese nicht gleich, da die Regionen *a mdo* und *khams* schon lange als Teile des chinesischen inneren Reiches angesehen und behandelt wurden.<sup>131</sup>

Obgleich der Qing Kaiserhof zeitweise großen Einfluss auf die tibetische Regierung ausübte, drang dieser nur wenig in das Tagesgeschäft der Regierung und kaum in die Schichten der tibetischen Gesellschaft vor. Die Position der Ambane stand unabhängig neben, bzw. nach chinesischem Verständnis über, dem tibetischen Regierungsapparat. Aus ihrer Rolle als

---

<sup>125</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 134 ff. Dass diese Kontrolle nicht von Dauer war zeigt sich deutlich in den Ereignissen des Great Games, wie in Kapitel 2.1.1 bis 2.1.3 dargestellt.

<sup>126</sup> Siehe unten, Kapitel 2.3.2.

<sup>127</sup> Siehe unten, Kapitel 2.2.3.

<sup>128</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 145.

<sup>129</sup> 理藩院 *lǐ fān yuàn*. Die „Behörde (院) für die Regelung (理) der Grenz[gebiete] (藩)“. Nicht, wie retrospektiv manchmal interpretiert wird, die „Behörde für die Angelegenheiten der Minoritäten“, was das Minoritätenverständnis der Republik- oder Volksrepublikzeit zurück projiziert.

<sup>130</sup> 禮部 *lǐ bù*. Das „Ritenministerium“.

<sup>131</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 145 ff.

kaiserliche Repräsentanten und Aufseher heraus waren sie zumindest theoretische dazu befähigt, in die Entscheidungen der Regierung einzugreifen. De facto hing der Einfluss der Ambane jedoch vor allem von der militärischen Präsenz oder Potenz des Kaiserhofes ab und schwand demnach im Verlaufe des 19. Jahrhunderts auf eine bloße Symbolrolle ohne direkten Einfluss.

Die Spitze der tibetischen Regierung bildete seit der Zeit des *ngag dbang blo bzang rgya mtsho* der Dalai Lama, der im besten Fall in seiner Person sowohl politisch wie religiös die oberste Autorität bündelte. In der Zeitspanne zwischen dem Ableben eines Dalai Lamas und der Inthronisierung seiner volljährigen nächsten Inkarnation lagen Amt und Siegel des Oberhauptes in den Händen eines oder mehrerer Regenten.<sup>132</sup> Zwischen einem Dalai Lama und dem darunter geordneten *bka' shag*, dem Rat der Minister, stand zuweilen die Figur des *blon chen* – mittlerweile meist mit „Premierminister“ übersetzt – die in der Zeit des Exils durch den 13. Dalai Lama eingeführt worden war. Effektiv hatte der *blon chen* jedoch bei Anwesenheit des Dalai Lamas kaum mehr als die Funktion eines Kommunikators zwischen Dalai Lama und *bka' shag* inne. Geschickt genutzt ließ dieses Monopol auf die Kommunikation der Regierungsspitze eine persönliche Einflussnahme des *blon chens* zu. In einer der Position eines Ministerpräsidenten ähnlichen Funktion wurde der *blon chen* erst wieder in der turbulenten Zeit des 14. Dalai Lamas aktiv.<sup>133</sup>

Der *bka' shag* bildete die Administrative der tibetischen Regierung und war in der Tagespolitik das tatsächlich mächtigste Organ der tibetischen Regierung. Die eigentliche Funktion des Ministerrates, das Empfangen, Prüfen und Weiterleiten von Informationen und Petitionen an die unterschiedlichen Ämter und Teile der Regierung, wurde nicht selten von einem eigenmächtigen Handeln des *bka' shag* übertreten, wenn Entscheidungen eigenmächtig gefällt und die nötige Absegnung durch den Dalai Lama umgangen wurden.<sup>134</sup> Zumindest theoretisch blieb der Einfluss des *bka' shag* jedoch auf den säkularen Bereich begrenzt, während das vom *spyi khyab mkhan po*, dem offiziellen Mönchvorsteher, geführte *yig tshang* Amt für religiöse Belange zuständig war. Es bildete das religiöse Gegenstück zum *bka' shag* und funktionierte beinahe gleich, indem vier Mönchoffizielle jeweilige Petitionen

---

<sup>132</sup> Vgl. Goldstein, 1991, P. 11-12.

<sup>133</sup> Vgl. ebd., P. 12.

<sup>134</sup> Vgl. ebd., P. 13-14.

und Entscheidungen prüften und bearbeiteten und diese via des *spyi khyab mkhan po* an den Dalai Lama zur Absegnung weitergeleitet wurden.<sup>135</sup>

Neben *bka' shag* und *yig tshang* stand die Institution des großen und kleinen Nationalrates. Dieser wurde einberufen um besonders kontroverse Fragen mit breiterer Basis und Repräsentanz zu diskutieren und trat in unregelmäßiger Frequenz und Zusammensetzung auf.<sup>136</sup> Unter der derart geordneten Regierungsspitze befanden sich die verschiedenen spezialisierten Ämter der tibetischen Regierung, von denen das für jegliche finanzielle Belange wie Steuereintreibung und Verwaltung von Konten zuständige *rtsis khang* Amt den weit größten Einfluss hatte.<sup>137</sup>

Die Ämter und Positionen der Regierung waren von Mönchen wie Laien besetzt, während Laienoffizielle zwar in der Überzahl waren, Mönchoffizielle jedoch traditionell höhere Achtung erfuhren. Die Postierung ordnete sich in eine strikte und autoritäre Hierarchie, innerhalb derer in gewissem Maße Auf- und Abstieg möglich waren. Mehr als siebenzig Prozent der Laien- sowie Mönchoffiziellen stammte aus den traditionellen tibetischen Adelsfamilien, während den beinahe gesamten Rest Mitglieder anderer wohlhabender und einflussreicher Familien bildeten. Lediglich ein verschwindend geringer Prozentsatz stammte aus ländlichen oder ärmlichen Verhältnissen.<sup>138</sup>

Neben dem Umstand, dass Mönche und monastische Würdenträger in Regierungsämtern aus Sicht der traditionellen tibetischen Gesellschaft ein grundsätzlich erhöhtes Ansehen genossen und dadurch größeren Einfluss übten, wurde die Zentralregierung in Lhasa auch durch die unmittelbare Nähe der drei größten Klöster der *dge lugs* Schule beeinflusst. Es handelt sich dabei um die Klöster Sera, Drepung und Ganden<sup>139</sup>, die Anfang des 20. Jahrhunderts eine Zahl von insgesamt etwa 20.000 Mönchen beherbergten und neben ihrer religiösen Rolle weitgehend unabhängige wirtschaftliche wie politische Entitäten bildeten.<sup>140</sup> Gegenüber dieser Masse an Mönchen, von denen nur wenige wirkliche abgeschieden von den Geschehnissen der Welt lebten, verblich der politische Einfluss von Militär und anderen Gruppierungen, die per se in der Unterzahl waren. Vor allem gegenüber dem

---

<sup>135</sup> Vgl. ebd., P. 16.

<sup>136</sup> Vgl. ebd., P. 19-20.

<sup>137</sup> Vgl. ebd., P. 11 ff.

<sup>138</sup> Vgl. ebd., P. 6 ff.

<sup>139</sup> *se ra*, *'bras pung* und *dga' ldan*. Gewöhnlich als *se 'bras dga' gsum* abgekürzt.

<sup>140</sup> Vgl. Goldstein, 1991, P. 24 ff.

republikanischen China wurde die tibetische Regierung also nicht maßgeblich von Kräften innerhalb des Militärs, sondern von der Übermacht der *dge lugs pa* Klöster in ihrem Handeln bestimmt.

### 2.2.3 Der 13. Dalai Lama

Nach einer langen Reihe von Dalai Lamas, die kaum bis gar nicht an den Regierungsgeschäften Tibets beteiligt gewesen waren und häufig mit frühem Ableben in die Annalen Tibets eingingen, wurde 1877 ein Junge geboren, der als 13. Dalai Lama hinsichtlich seines politischen Einflusses in die Fußstapfen des 5. Dalai Lamas treten sollte. In charakteristischer Nichtbeachtung der 1792 vom Qianlong Kaiser befohlenen Wahlmethode mittels einer goldenen Urne wurde Thubten Gyatso ohne Umwege von der dafür entsandten Mönchsdelegation im Jahre 1879 aufgefunden und als dreizehnte Inkarnation des Dalai Lamas und Manifestation des Boddhisattvas Avalokiteśvara bestimmt.<sup>141</sup> Den Qing und ihren Repräsentanten in Lhasa blieb nichts anderes übrig als den *fait accompli* im Nachhinein zu ratifizieren um wenigstens offiziell das Gesicht zu bewahren.<sup>142</sup> Der Einfluss Chinas auf Tibet sollte in der Regierungszeit Thubten Gyatsos von seinem historischen Tief zu Anfang des 20. Jahrhunderts schließlich beinahe völlig schwinden, als nach dem Fall der Dynastie nahezu alle Chinesen aus Tibet ausgewiesen wurden.

Bevor dies geschehen konnte, musste Thubten Gyatso jedoch erst eine turbulente Zeit um die Jahrhundertwende meistern, in der er sich innenpolitisch vor Mordkomplotten bewahrte<sup>143</sup>, seine im Regierungsgeflecht alles andere als natürlich gegebene Machtposition festigte und Tibet außenpolitisch durch die Wehen des *Great Game* steuerte. Dieses spitzte sich im Ausklang des 19. Jahrhunderts unter den lokalen und internationalen Nachbarn Tibets<sup>144</sup> zu, die sich in einer Art Kettenreaktion des Handlungszwanges immer deutlicher über frühere Abkommen und Verträge hinwegsetzten um eigenen Einfluss in Tibet zu sichern,

---

<sup>141</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 151.

<sup>142</sup> Vgl. Goldstein, 1999b, P. 21.

<sup>143</sup> Vgl. Kollmar-Paulenz, 2006, P. 135.

<sup>144</sup> Allen voran das britische Indien, China und Russland, aber auch zurückhaltender involvierte Akteure wie Frankreich oder Japan.

das sie als Schlüssel für die Dominanz über Asien glaubten.<sup>145</sup> Schließlich weckte dieses Vordringen der Fremdmächte nach Tibet die Qing in Hinsicht Tibets aus ihrer Zurückhaltung und ließ sie, obwohl sie anderweitig in vielfältige Konflikte verwickelt waren, abermals nach einer Konsolidierung ihres Einfluss streben.

Die Politik der Briten in Indien war es längste Zeit gewesen, Tibet als Pufferstaat zwischen China und den Grenzen Indiens zu erhalten. Im Verlaufe des 19. Jahrhunderts waren diese immer weiter gegen Norden ausgedehnt worden, als angrenzende Reiche wie Bhutan oder Sikkim in Form von Protektoraten in die indische Machtsphäre integriert wurden. Nachdem sich das *Great Game* um die Jahrhundertwende immer mehr zuspitzte, bewegte maßgeblich der intime Kontakt des dreizehnten Dalai Lamas mit dem, wenngleich zumeist informellen, russischen „Gesandten“ Agvan Dorjiev<sup>146</sup> zu mehr Initiative auf britischer Seite. Dorjiev, ein gebürtiger Buryatmongole der als Praktizierender des tibetischen Buddhismus eine Mönchsausbildung im Kloster Drepung bei Lhasa absolviert hatte, verfügte über einen sehr direkten Kontakt zu Thubten Gyatso, den er wiederholt persönlich traf und für den er in Moskau für eine offizielle russische Unterstützung Tibets eintrat.<sup>147</sup> Der intime Kontakt des Dalai Lamas zur russischen Seite und das tiefgreifend Misstrauen Tibets gegenüber den Briten, nicht zuletzt nach der militärischen Niederlage und dem Verlust von Teilen Sikkims im ausgehenden 19. Jahrhundert bestärkt, setzten die Briten in Indien unter Zugzwang, da sie sich der Gefahr gegenüber sahen, Tibet möge gänzlich an die Russen fallen und ihnen damit völlig versperrt bleiben. So kam es 1904 zur sogenannten *Younghusband Expedition*<sup>148</sup>, einem britischen Vorstoß bis nach Lhasa, der den Dalai Lama zur Flucht in die benachbarte und befreundete Mongolei veranlasste. Im Exil in Urga wurde Thubten Gyatso deutlich, dass das zaristische Russland zu keiner offenen Unterstützung Tibets bereit war<sup>149</sup> und darüber hinaus war er im Verlaufe seiner Flucht von den Qing offiziell seiner Titel entkleidet worden.<sup>150</sup> Während sich das Staatsoberhaupt im Exil befand, verhandelten die Minister der tibetischen Regierung mit den militärisch übermächtigen Eindringlingen einen Vertrag aus,

---

<sup>145</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 151-153. Auch die geschickte Nutzung des tibetischen Buddhismus durch die Qing als Mittel zur Kontrolle der mongolischen Stämme trug ausschlaggebend dazu bei, die Rolle des Dalai Lamas und damit Tibets symbolisch im zentralasiatischen Kontext zu erhöhen. Vgl. Elverskog, 2006, P. 104 ff.

<sup>146</sup> Eigentlich *ngag dbang blo bzang Dorjiev*.

<sup>147</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 154-155.

<sup>148</sup> Siehe oben, Kapitel 2.1.2.

<sup>149</sup> Vgl. Kollmar-Paulenz, 2006, P. 138.

<sup>150</sup> Die Vergabe von Titeln durch die Qing Kaiser an den Dalai Lama und andere hohe Würdenträger war ein traditionelles Mittel des Kaiserhofes um seinen Oberherrschaftsanspruch in einem Gefüge weitgehend unabhängiger Peripheriebereiche deutlich zu machen.

der den britischen Einfluss in Tibet sichern sollte.<sup>151</sup> Die unabhängigen Verhandlungen zwischen Tibet und der britischen Expedition führten den Qing deutliche ihren fehlenden Einfluss in Tibet vor Augen und so sah sich der Kaiserhof unter Handlungsdruck – die Kettenreaktion des *Great Game* lief fort.

1905 begann eine Reihe von Kampagnen, mit denen die Qing ihren Einfluss in *kham* deutlich zu machen suchten. Reformen, die vor allem darauf abzielten, die Macht des Klerus einzuschränken, wurden eingeleitet und unter General Zhao Erfeng kam es zu einem regelrechten Feldzug durch die Grenzgebiete, welcher zur Zerstörung von Klöstern und Eroberung wichtiger Stätten und Städte wie Derge und Chamdo führte.<sup>152</sup> Thubten Gyatso, der sich 1906 auf die Rückreise nach Lhasa begeben hatte, wurde von den Chinesen an der Wiedereinreise nach Zentraltibet gehindert. Anstatt dessen begab er sich 1908 schließlich nach Peking, wo er eine Audienz mit dem Kaiser ersuchte, die ihm verwehrt blieb.<sup>153</sup> Der Qinghof verlieh dem 13. Dalai Lama abermals einen Titel, welcher nun unmissverständlich dessen Unterordnung im Herrschaftssystem der Dynastie zum Ausdruck bringen sollte: „loyaler und unterwürfiger Vize-Regent“.<sup>154</sup> 1909 schließlich begab sich Thubten Gyatso endlich auf die Rückreise nach Lhasa. Ohne sein Wissen jedoch war auch General Zhao Erfeng mit einer Armee entsandt worden, um die Autorität der Qing in Tibet mit militärischer Stärke zum Ausdruck zu bringen. Als er bei seiner Rückkehr nach Lhasa vom gewaltsamen Vormarsch der Armee hörte und Kontaktaufnahmen mit dem chinesischen Kaiserhof sowie den Briten erfolglos blieben, begab sich der 13. Dalai Lama abermals ins Exil. Dieses Mal jedoch floh er nicht in die Mongolei, sondern gegen Süden ins britische Indien.<sup>155</sup>

In der Zeit seiner erneuten Abwesenheit begab sich die Qing Regierung daran, ihren Einfluss auf Zentraltibet wiederherzustellen und das Land an die administrative Struktur des restlichen Reiches anzuschließen.<sup>156</sup> Mit der Xinhai-Revolution 1911 jedoch fanden jegliche Unternehmungen der chinesischen Regierung in Zentraltibet ihr vorläufiges Ende, als die mandschurische Dynastie ihr Ende fand, und das Land in mehrere Dekaden interner Umwälzungsprozesse fiel. Als die Neuigkeiten der Revolution nach Lhasa vordrangen wandte

---

<sup>151</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 159-160.

<sup>152</sup> Vgl. Kollmar-Paulenz, 2006, P. 140-141.

<sup>153</sup> Aus historischer Perspektive zwingt sich hier der Vergleich mit der kaiserlichen Audienz des 5. Dalai Lamas auf. Siehe oben, Kapitel 2.2.2, P. 28-29.

<sup>154</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 168.

<sup>155</sup> Vgl. Goldstein, 1999b, P. 26-27.

<sup>156</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 175-181.

sich die Bevölkerung bald gegen die Ambane und deren Gefolgschaft und als Thubten Gyatso über die Ereignisse in China informiert wurde, begann er alsbald seine Rückkehr vorzubereiten. Bei seinem Aufenthalt in Sikkim hatte er den britischen Verwaltungsapparat, das Empire und auch die Theorie der unabhängigen Nation aus erster Hand erfahren und darüber hinaus einen engen Kontakt mit dem Offizier Sir Charles Bell etabliert. Als er 1913 schließlich nach Zentraltibet zurückkehrte, konnte sich Thubten Gyatso ohne Gefährdung von Seiten Chinas souverän an der Spitze der tibetischen Regierung reinstallieren. Der Präsident der neuen Republik China, Yuan Shi-Kai, nahm per Telegramm Kontakt mit der wiederhergestellten Regierung in Lhasa auf und verlieh dem Dalai Lama erneut seine alten, chinesischen Titel. Dessen Reaktion auf dieses Telegramm fiel abweisend und autoritär aus, indem er die Titel ablehnte und sich der Kooperation mit China gegenüber verschloss. Im Nachhinein ist dies häufig zur Unabhängigkeitserklärung stilisiert worden, wengleich sich dies nicht im Wortlaut der Verlautbarung Thubten Gyatsos findet.<sup>157</sup>

Während auch die junge Republik China programmatisch den von der Qing Dynastie geerbten Auftrag der Reintregierung Tibet verfolgte<sup>158</sup>, wusste Thubten Gyatso, dass die einzige Hilfe für ein unabhängiges Tibet nun aus Indien kommen konnte. Die Verwüstungen General Zhao Erfengs und sein Aufenthalt in Sikkim hatten dem dreizehnten Dalai Lama verdeutlicht, dass eine souveräne Nation sich vor allem militärisch behaupten und verteidigen können muss. Schon bald nach seiner Rückkehr begann er daher ein Reformprogramm zu verabschieden, welches Tibet nicht nur modernisieren sondern auch (militärisch) stärken sollte. Hierbei war für die Briten eine entscheidende Rolle in Materialversorgung, Truppenausbildung und genereller Beratung vorgesehen. Trotz der Anstrengungen Sir Charles Bells, der stark in Thubten Gyatsos Bestrebungen involviert war, blieb die Unterstützung der Briten verhalten<sup>159</sup>, und auch die Konferenz von Simla zwischen 1913 und 1914<sup>160</sup> konnte schließlich nicht wie erhofft die Frage der tibetischen Unabhängigkeit klären.

Anfang der 1920er Jahre erlaubte es die Beruhigung der Lage in Zentraltibet und der militärischen Konflikte in den östlichen Grenzregionen dem dreizehnten Dalai Lama, konzentrierter die Umsetzung seiner Modernisierungsvorhaben zu verfolgen. Weiterhin

---

<sup>157</sup> Vgl. Goldstein, 1999b, P. 30-31.

<sup>158</sup> Vgl. Goldstein, 1991, P. 75-76.

<sup>159</sup> Vgl. ebd., P. 121 ff.

<sup>160</sup> Siehe oben, Kapitel 2.1.3.

maßgeblich von britischer Seite beeinflusst<sup>161</sup>, wurden neben Reformen des Militärs auch die Etablierung internationaler Beziehungen und der Aufnahme in die Postunion verfolgt. Zwischen 1922 und 1923 wurde in Lhasa ein britisch ausgebildetes neues Polizeiregiment eingesetzt und ein Jahr später in Gyantse die erste englische Schule Tibets eröffnet. Zur Umsetzung einer möglichst raschen Modernisierung Tibets benötigte Thubten Gyatso jedoch finanzielle Mittel, über die die tibetische Regierung nicht verfügte. Das Augenmerk fiel bald auf die großen Klöster Tibets, welche nach der Regierung Haupt-Großgrundbesitzer und oft wohlhabende Handelszentren waren.<sup>162</sup> Gegen die plötzlich ansteigende Extraktion mittels neuer Steuern und erhöhter Dienstanprüche wehrte sich das konservative monastische Establishment jedoch vehement, indem es bald vor allem einen regelrechten Feldzug gegen das neue Militär und dessen unabhängigen Einfluss führte.<sup>163</sup> Die konservativen Kräfte in den einflussreichen Schichten von Bevölkerung und Regierung konnten den dreizehnten Dalai Lama schließlich davon überzeugen, dass vom neuen und autonomen Militär eine drohende Gefahr für die Regierung ausging. Thubten Gyatso ließ sich von der Gefahr überzeugen und entkleidete rasch die Führungspositionen des Militärs. Das Klima von Öffnung und Modernisierung in Zentraltibet schlug mit einem Mal um, und in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre kamen die erst vor Kurzem lancierten Reformprojekte zum Erliegen. Es kam abermals zur Schließung Tibets gegenüber jeglichen äußeren Einflüssen, auch die englische Schule in Gyantse wurde 1926 nach nur zwei Jahren wieder geschlossen. Im selben Jahr unterband die Zentralregierung ebenfalls den Import von Tabakwaren, und Thubten Gyatso verbot das populär gewordene Tragen europäischer Kleidung<sup>164 165</sup>.

Anfang der 1930er Jahre befand sich die tibetische Gesellschaft wieder im Zustand der Vormoderne, gepaart mit einer erneut gesteigerten Ablehnung ausländischer Einflüsse. Der dreizehnte Dalai Lama, wohl stärkstes Regierungsoberhaupt seit dem 5. Dalai Lama, verstarb am Abend des 17. Dezembers 1933 mit achtundfünfzig Jahren. Nach seinem Tod verfiel die Regierung Tibets abermals in ein internes Spiel von Intrigen, das auch die Zeit des 14. Dalai Lamas überschatten sollte. In der Ablehnung jeglicher Modernisierung stagniert und der vor

---

<sup>161</sup> Vgl. Gruschke, 1998, P. 9-10.

<sup>162</sup> Vgl. Lin, 2006, P. 52 ff.

<sup>163</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 215-219. Der Konflikt des 13. Dalai Lamas mit den Klöstern in seiner Suche nach finanziellen Mitteln war ebenfalls Anstoß für das Zerwürfnis zwischen ihm und dem 9. Panchen Lama sowie dessen semiautonomer Regierung in Shigatse. Siehe unten, Kapitel 2.2.4.

<sup>164</sup> Vgl. Kollmar-Paulenz, 2006, P. 145-146.

<sup>165</sup> Vgl. Goldstein, 1991, P. 120-138.

allem vom monastischen Sektor zementierten militärischen Schwäche war Tibet den immer dynamischeren und aggressiveren Nachbarn beinahe schutzlos ausgeliefert.

#### 2.2.4 Der 9. Panchen Lama

Nach dem Dalai Lama an der Spitze der traditionellen religiösen und säkularen Hierarchie Tibets wurde die zweite Position innerhalb der *dge lugs* Schule von der Figur des Panchen Lama<sup>166</sup> eingenommen. Die Geschichte der Panchen und Dalai Lamas ist eng miteinander verbunden, da der jeweils ältere dem jüngeren der beiden als Lehrer zur Seite stand und in der Anerkennung der Reinkarnation des anderen eine wichtige Rolle spielte. Seinen Anfang fand dies in der Zeit des fünften Dalai Lamas, der nach dem Ableben seines Lehrers *blo bzang chos kyi gyal mtshan*<sup>167</sup> dessen Reinkarnation bestimmte. *Blo bzang ye shes*<sup>168</sup> übernahm so die Leitung des Klosters Tashilhunpo<sup>169</sup> bei Shigatse und erhielt den Titel des 5. Panchen Lama. Seine Vorgänger waren, ähnlich wie im Fall des dritten Dalai Lamas, posthum in die Reinkarnationslinie eingegliedert worden.<sup>170</sup>

Politisch stand der Panchen Lama keineswegs nahe an der Position des Dalai Lamas, der ja zumindest in der Theorie, dem Beispiel des fünften Dalai Lamas folgend, an der Spitze der tibetischen Zentralregierung die absolute Macht in sich zentrierte. In der Zentralregierung von Lhasa hatte der Panchen Lama keine Position inne, da sein politischer Einfluss an den Sitz seines Heimatklosters gebunden war. Von Tashilhunpo aus übten die Panchen Lamas eine weitgehende Kontrolle über die Provinz *gtsang* aus, in der sich ebenfalls ihre großen eigenen Landbesitze befanden. Traditionell der Zentralregierung untergeordnet, agierte die Lokalregierung in Shigatse weitgehend unabhängig von Lhasa, was weitgehend in Einfluss und Ansehen der Panchen Lamas begründet war, die vor allem in der Zeit der raschen Abfolge junger und einflussloser Dalai Lamas zu größerem Einfluss in der religiösen Landschaft Tibets aufgestiegen waren.<sup>171</sup>

---

<sup>166</sup> *pan chen bla ma*

<sup>167</sup> (1570-1662)

<sup>168</sup> (1663-1737)

<sup>169</sup> *bkra shis lhun po*

<sup>170</sup> Vgl. Kollmar-Paulenz, 2006, P. 111-112.

<sup>171</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 216-217.

In der Zeit des 9. Panchen Lama, Thubten Chökyi Nyima<sup>172</sup>, sollte der latente Konflikt zwischen der Provinz *gtsang* und der benachbarten Zentralregierung zu einem direkten Konflikt zwischen Dalai Lama und Panchen Lama werden. Als sich Thubten Gyatso ab 1904 im mongolischen Exil befand, begab sich der Panchen Lama auf Einladung der Briten nach Indien, nachdem er bereits zuvor signalisiert hatte an einer Unabhängigkeit von Lhasa durch britische Unterstützung interessiert zu sein.<sup>173</sup> Als der 13. Dalai Lama kurz nach seiner Rückkehr abermals ins Exil floh, lehnte der Panchen Lama dessen Aufforderung, ihm zu folgen, ab. Überdies ging er auf die Einladung des Ambans in Lhasa ein, die dortigen Räumlichkeiten des Dalai Lamas zu beziehen und besetzte auf diversen Zeremonien und Anlässen dessen Position.<sup>174</sup> Auch nach der Rückkehr Thubten Gyatsos beteiligten sich der Panchen Lama und die Regierung in Shigatse nicht an den Anstrengungen, chinesische Truppen und Privatpersonen des Landes zu verweisen.<sup>175</sup> Derart vorbelastet waren die Beziehungen zwischen Lhasa und Shigatse als im Rahmen der Modernisierungsanstrengungen Thubten Gyatsos ein Teil der Kosten, vor allem des neuen Militärs, auf Lokalregierungen und Klöster umgewälzt werden sollte. Die Zentralregierung bediente sich hierbei eines Präzedenzfalles aus dem Jahre 1791, in dem ein Viertel der Kriegskosten der Verteidigung gegen den Gurkha-Überfall durch den Panchen Lama getragen worden war.<sup>176</sup> Im Zuge der immer größer werdenden Modernisierungskosten führte die Zentralregierung eine Reihe von Sondersteuern ein, die vor allem den Panchen Lama hart trafen, da er nach der Zentralregierung größter Großgrundbesitzer Tibets war. Seine bereits nur fragmentarischen Zahlungen an Lhasa setzten schließlich völlig aus, bis er am 26. Dezember 1923 mit einer Gefolgschaft Tashilhunpo gen Norden verließ. Er wich dem Arm der Zentralregierung aus, die ihn zurückhalten wollte, floh erst in die Mongolei und von dort aus Anfang des Folgejahres letztlich nach China.<sup>177</sup> Dort empfing man ihn herzlich und für die Dauer seines Aufenthaltes war stets für alle Annehmlichkeiten gesorgt. Das im Herzland zerrüttete China der Warlord-Ära versäumte es jedoch, den tatsächlichen politischen Nutzen aus dem exilierten Panchen Lama zu ziehen.<sup>178</sup>

---

<sup>172</sup> *thub bstan chos kyi nyi ma* (1883–1937)

<sup>173</sup> Vgl. Goldstein, 1991, P. 62.

<sup>174</sup> Vgl. ebd., P. 62-63.

<sup>175</sup> Vgl. Kollmar-Paulenz, 2006, P. 148.

<sup>176</sup> Vgl. ebd., P. 149.

<sup>177</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 217-218.

<sup>178</sup> Vgl. Tuttle, 2005, P. 9.

Wenngleich Thubten Gyatso ihn schon bald wiederholt zur Rückkehr nach Tibet zu bewegen suchte, zeigte Thubten Chökyi Nyima zuerst kaum Bereitschaft, bald aus seinem Exil heimzukehren. Erst nach dem Ableben des dreizehnten Dalai Lamas begann der Panchen Lama, seine Rückkehr nach Tibet zu planen.<sup>179</sup> Daneben war er in China verhältnismäßig beschäftigt damit, das Land in religiöser Funktion zu bereisen um Rituale, Einweihungen, Segnungen oder Belehrungen zu führen oder ihnen beizuwohnen. Je mehr die chinesischen Nationalisten als politische Kraft erstarkten, desto mehr konnten sie den Panchen Lama dazu bewegen, für sie in seinen Auftritten einzutreten. Über den Buddhismus sollte eine Verbindung zu Tibet geknüpft werden, die mit dem Programm von Sun Yat-sens drei Volksprinzipien nicht etabliert werden konnte.<sup>180</sup> Nach 1933 hatte der Panchen Lama und seine Rückkehr nach Tibet auch aus chinesischer Sicht eine höhere Priorität, da man nun hoffte mit ihm das von Thubten Gyatso hinterlassene Machtvakuum füllen und nutzen zu können. Gegen Thubten Chökyi Nyimas wiederholtes Insistieren mit eigener militärischer Begleitung aus China zurückzukehren, verschloss sich jedoch auch ohne den dreizehnten Dalai Lama die tibetische Regierung vehement, da man nicht bereit war wieder mehr chinesisches Militär ins Land zu lassen oder dem Panchen Lama ein eigenes Regiment zu billigen. Schließlich verhinderte auch die chinesische Seite seine Rückreise, als 1937 die heiße Phase des sino-japanischen Krieges begann und man Thubten Chökyi Nyima mitteilte, ihn bei einer Abreise nicht mehr unterstützen oder schützen zu können. So verblieb der Panchen Lama in Jyekundo im Bezirk Yushu der chinesischen Provinz Qinghai<sup>181</sup>, wo er bald darauf am 1. Dezember 1937 verstarb.<sup>182</sup>

---

<sup>179</sup> Vgl. Kollmar-Paulenz, 2006, P. 149.

<sup>180</sup> Vgl. Tuttle, 2005, P. 11 und 184 ff.

<sup>181</sup> Tib. *skye dgu mdo*, Chin. 结古镇 *jié gǔ zhèn*

<sup>182</sup> Vgl. Kollmar-Paulenz, 2006, P. 149-150.

## 2.3 China

### 2.3.1 Das Reich der Mitte

*„China, by the standards of every other country, is a most peculiar animal. Apart from size, it possesses two other exceptional, even unique, characteristics. China is not just a nation-state; it is also a civilization and a continent.“*<sup>183</sup>

Keine Annäherung an oder Behandlung von China kann umhin, auf das besondere Selbstverständnis des chinesischen Staates und seiner Kultur einzugehen. Das vormoderne China ist dabei in erster Linie als Kulturreich zu verstehen, dessen Kontinuität und Erbe auch die Moderne weiter bestimmt haben. Seit dem ersten uniformen Imperium Chinas, dem der Qin<sup>184</sup>, war die Prämisse der chinesischen Staatskultur stets das Streben nach und Bewahren der Einheit seiner Kultur und damit der Primärdefinition seines Reiches.<sup>185</sup>

Das Reich der Qin wurde den folgenden Herrschern dabei zugleich zum Vorbild wie auch Negativbeispiel. Einerseits war der berühmte erste Kaiser der Qin<sup>186</sup> äußerst erfolgreich in seinen Kampagnen zur Eroberung und Vereinigung Chinas, jedoch konnte ein primär militärischer Staat andererseits nicht das auf Eroberung folgende Konsolidieren und Bewahren von Einheit gewährleisten. Was sich bald als Muster des chinesischen Staates herausbildete war, ein äußerst bürokratischer Staatsapparat, dem zuoberst wechselnde Dynastien den Thron bestiegen und der das „[...] willkürliche Handeln des Herrschers [limitierte]“<sup>187</sup>. Dabei war die Schicht der Intellektuellen von großer Bedeutung, die den Beamtenapparat kontrollierte und dafür sorgte, dass keine persönlich motivierten Individuen das System störten.<sup>188</sup> „Kultur“ war dabei das wichtigste Definitionselement des chinesischen Staates, der einen Großteil seiner Ressourcen auf die Bewahrung und Propagierung derselben verwenden musste.<sup>189</sup> Diese Funktion des Staates ergab sich direkt aus seiner konfuzianistischen Basis, die den Staat als gleichsam Manifestation und

---

<sup>183</sup> Jacques, 2009, P. 196.

<sup>184</sup> 秦朝 *qín cháo* 221-207 v. Chr.

<sup>185</sup> Vgl. Wong, 2000, P. 78.

<sup>186</sup> 秦始皇帝 *qín shǐ huáng dì* „erster Kaiser der Qin“

<sup>187</sup> „In China, a state staffed by civil service bureaucracy ruled a vast society according to rules and regulations created by a policy-making process that limited the arbitrary actions of the ruler.“ Wong, 2000, P. 79.

<sup>188</sup> „Chinese state stresses the role of local elites, especially the degree-holding gentry, in creating and recreating a social order on top of which they sit. Gentry manipulated and managed officials to serve their own purposes, including keeping out officials seen as competitive or meddling.“ Wong, 2000, P. 81-82.

<sup>189</sup> Vgl. Zarrow, 2005, P. 54.

Beschützer der chinesischen Kultur zeichnet, die Wahrung deren Einheit damit stets seine oberste Priorität ist<sup>190 191</sup>.

Neben der internen Stabilität war die als chinesisch definierte Leitkultur ebenfalls oberstes Ideal für die Ausweitung des Reiches, welche aus chinesischer Sicht durch progressive Sinisierung der Peripherie geschah. Die jeweilige Dynastie saß damit in der Zentrumsposition eines Systems, das gemeinhin als „alles unter dem Himmel“<sup>192</sup> bezeichnet wird. Um den Kaiser in der Mitte der Welt ringten sich konzentrisch die direkt zugehörigen Provinzen, dann die tributpflichtigen und weiter entfernten Peripheriestaaten, welche schließlich von jenen „Barbaren“ unterschiedlicher Grade umringt wurden, die die chinesische Kultur nur teilweise oder gar nicht annahmen und damit in diesem Weltbild nicht vollwertige Menschen des „alles unter dem Himmel“ waren. Eine Aufnahme in dieses System und damit aus chinesischer Sicht in die zivilisierte Welt war theoretisch allen möglich, die die Ausstrahlungskraft der chinesischen Leitkultur annahmen und sich sinisierten<sup>193</sup>; womit das Zentrum durch seine Peripherie an Legitimität gewann. Die Zentrumsposition Chinas wurde dabei nicht primär durch Religion oder Militärmacht eingenommen, sondern durch die rezipierte und propagierte Überlegenheit der chinesischen Kultur.<sup>194</sup>

Die kontinentale Größe des chinesischen Territoriums und die effektive Schwäche des Staates<sup>195</sup> machten dabei das Tributsystem<sup>196</sup> notwendig, welches ein flexibles Herrschafts- und Dependenzgefüge gegenseitiger Vorteile zwischen dem übergeordneten Zentrum und den in verschiedenem Grade unabhängigen Lokalherrschern der Peripherie ermöglichte.<sup>197</sup> Da die Zentrale faktisch nicht in der Lage war, ihre Kontrolle bis auf die lokale Ebene in der Peripherie zu manifestieren<sup>198</sup>, war sie auf hörige Lokalregimes angewiesen. Diese wiederum gewannen durch ihre formelle Unterwerfung vor dem Kaiser<sup>199</sup> Integration in das Tributsystem, welches in der Praxis vor allem ökonomischer Natur war. Der geleistete Tribut wurde dabei stets gleich- oder höherwertig in kaiserlichen Geschenken zurückgegeben und

---

<sup>190</sup> Auch heute noch, bzw. nach 1978 wieder, oberste Priorität der Politik der KPCh.

<sup>191</sup> Vgl. Jacques, 2009, P. 198-199.

<sup>192</sup> 天下 *tiān xià*

<sup>193</sup> „During the Chinese imperial era, to adopt orthodox (Confucian) culture was to become a member of the empire.“ Zarrow, 2005, P. 55.

<sup>194</sup> Vgl. Jacques, 2009, P. 240-242.

<sup>195</sup> Vgl. Dabringhaus, 2009, P. 134.

<sup>196</sup> 朝贡体系 *cháo gòng tǐ xì*

<sup>197</sup> Vgl. Dabringhaus, 2009, P. 145, 147.

<sup>198</sup> Vgl. ebd., P. 134.

<sup>199</sup> Mittels des viel zitierten 叩头 *kòu tóu* „Kotau“.

das Tributbringen legitimierte unter vorgehaltener Hand zum Handel der Delegation auf ihrem Weg durch das Reich.<sup>200</sup> Das chinesische Tributsystem war in seiner Natur kein Schutz- und Trutz-Bündnis europäischer Prägung, sondern ein egalitäres System gegenseitiger Bestätigung. Der Kaiser erhielt durch das Tribut eines Herrschers Gesicht, wodurch auch der tributzahlende Herrscher bestätigt wurde. Innerhalb des Tributsystems galt das Prinzip der Suzeränität, welches mit Nicht-Einmischung einherging. Das militärische Potential der Zentralregierung wurde vor allem für den Schutz vor externen Gefahren jenseits der Peripherie gebraucht, zur Einmischung in die internen Angelegenheiten einzelner Tributstaaten kam es nur in Folge eines Hilfesuches, wie etwa im Falle Tibets.

Die Herrschaft einer jeden Dynastie Chinas hing laut konfuzianistischer Auffassung am sogenannten „himmlischen Mandat“<sup>201</sup>, welches der Theorie nach bei Fehlverhalten des Herrschers und damit einhergehender Omen wie Naturkatastrophen jederzeit entzogen werden konnte. Die dadurch ermöglichte zyklische Folge wechselnder Dynastien, darunter auch Dynastien externer Eroberer<sup>202</sup>, wurde schließlich erst durch den Einfluss der Fremdmächte im 18. und vor allem 19. Jahrhundert gefährdet. Die offensichtliche Hilflosigkeit des chinesischen Staates und seine Erniedrigungen gegenüber den kolonialisierenden Fremdmächten hohlten einerseits die Legitimität der Qing Dynastie aus und motivierten andererseits die Intellektuellen dazu, als Abwehrreaktion ein nicht-dynastisches China zu erdenken.<sup>203</sup> Der Weg zum Nationalstaat nach westlichem Vorbild war damit geebnet. Die Rettung aus dem dysfunktionalen „alles unter dem Himmel“ Universalismus bot der Partikularismus eines (National)Staates<sup>204</sup>, der sich durch seine Eigenheit abgrenzen kann.<sup>205</sup>

---

<sup>200</sup> Vgl. Keay, 2009, P. 383.

<sup>201</sup> 天命 *tiān mìng*

<sup>202</sup> Vor allem die 元 *yuán* Dynastie der Mongolen und die 清 *qīng* Dynastie der Mandschuren.

<sup>203</sup> Vgl. Zarrow, 2005, P. 56-57.

<sup>204</sup> Eines 国 *guó* „Landes“. Auch wenn der Begriff 中国 *zhōng guó* bereits in alten chinesischen Texten zu finden ist, wurde er erst mit der Verbreitung des Nationalstaatsgedankens als Terminus für die Nation China in ihrer Gesamtheit verwendet. Vgl. Hostetler, 2001, P. 27.

<sup>205</sup> Vgl. Bayly, 2005, P. 217.

### 2.3.2 Das Ende des dynastischen Chinas

Rückblickend betrachtet war das Ende der Qing Dynastie weniger eine tatsächliche Revolution als der unausweichliche Zusammenbruch eines Systems, das über das Ende seiner Kräfte hinaus geschwächt worden war.

Das 19. Jahrhundert war für das mandschurische Kaiserhaus in Peking eine Folge traumatischer Niederlagen und Erniedrigungen. Nach den Opiumkriegen (1840-1842 und 1856-1860) den Kolonialmächten gegenüber geöffnet, wurde die Aufmerksamkeit der Zentrale gleichsam von internen Revolten und Bürgerkriegen wie der großen Taiping Rebellion<sup>206</sup> vereinnahmt. China war im Verlaufe des 19. Jahrhunderts derart in interne und externe Kriege und Konflikte verwickelt, dass es außerstande war, sich ohne externe Hilfe und ausländisches Kapital auf den Weg der Modernisierung zu begeben.<sup>207</sup> Die Prämisse der Zeit war „Selbst-Stärkung“<sup>208</sup>, welche durch Wissenstransfer aus dem fortschrittlichen Ausland unter Beibehaltung der eigenen Kulturwerte und Eigenheit das chinesische Kaiserreich, ähnlich den sehr erfolgreichen japanischen Meiji Restaurationen<sup>209</sup>, retten sollte.<sup>210</sup>

Die aufeinanderfolgenden militärischen Niederlagen des späten 19. Jahrhunderts im sino-französischen Krieg bis 1885<sup>211</sup> und im sino-japanischen Krieg 1895<sup>212</sup> zwangen die Qing zu immer mehr Konzessionen und Landverlusten an die stetig aggressiveren Fremdmächte. Dass die Ryukyu Inseln und bald darauf Taiwan japanisch okkupiert wurden, waren dabei weniger harte Schläge als die japanische Übernahme Koreas, welches stets der chinesische Tributstaat Nummer Eins gewesen war.<sup>213</sup> Das chinesische Weltbild wurde im Laufe dieser Ereignisse immer mehr auf China selber verkleinert, was für das Zentrum des Reiches (nach

---

<sup>206</sup> Die Rebellion wurde vom Konvertiten Hong Xiuquan (洪秀全) angeführt, der sich als jüngerer Bruder Jesu Christi ansah, geführt. Sie kontrollierte zeitweise große Teile Südchinas und bildete eine Sezession, das „Himmlische Reich des großen Friedens“ (太平天国), in welcher Modernisierung in Form eines abgewandelten Christentums angestrebt wurde. Von ihren Anfängen Ende 1850 dauerte die Taiping Rebellion bis zu ihrer Niederschlagung 1864 durch die Qing an, und forderte schätzungsweise etwa 20 Millionen Opfer.

<sup>207</sup> Vgl. Gernet, 1983, P. 567-569.

<sup>208</sup> 自強 *zì qiàng*. Vgl. Zhao, 2004, P.52-53.

<sup>209</sup> Vgl. Krebs, 2009, P. 7 ff.

<sup>210</sup> Vgl. Keay, 2009, P. 484.

<sup>211</sup> Vgl. ebd. P. 488.

<sup>212</sup> Vgl. Dabringhaus, 2009, P. 69.

<sup>213</sup> Vgl. Gernet, 1983, P. 579-580.

Eigenauffassung ja Zentrum der Welt) einen drastischen Legitimitätsverlust bedeutete; die Qing hielten China nur noch notdürftig zusammen.<sup>214</sup>

Nach einer Reihe von Eingaben an den Kaiserhof ließ sich der Guangxu Kaiser<sup>215</sup> 1898 schließlich zur sogenannten „Reform der Hundert Tage“ bewegen, in der er einen Strom von Reformedikten erließ, um Land und Regierung zu modernisieren.<sup>216</sup> Die von ihm erlassenen Edikte umfassten unter anderem eine Überarbeitung der Beamtenprüfungen, eine Modernisierung des Militärs, die Bildung neuer Ministerien und Restrukturierungen der bestehenden Regierungshierarchie um der Wirtschaft starke Entwicklungsimpulse zu geben, der Regierung zu neuen Einnahmen zu verhelfen und den korrupten und blockierenden Staatsapparat zu reformieren.<sup>217</sup> Die Kaiserinnenwitwe Cixi<sup>218</sup>, eine ehemalige Konkubine des Xianfeng Kaisers<sup>219</sup> und von 1861 bis zu ihrem Tode 1908 die durch geschickte Machenschaften und Intrigen *de facto* Machthaberin im Kaiserhof, wurde jedoch bald vom durch die Reformen gefährdeten Mandschuadel alarmiert und beendete ihren selbsterklärten Ruhestand, um per regelrechtem Staatsstreich die kaiserliche Macht zu übernehmen und Guangxu für den Rest seines Lebens unter Hausarrest zu stellen.<sup>220</sup>

Die Jahrhundertwende läutete in China die sogenannte Boxer-Rebellion zwischen 1899 und 1900 ein, eine mystisch-kampfkunstorientierte Bewegung in den unteren Gesellschaftsschichten des chinesischen Nordens, die sich aggressiv gegen Ausländer und ihre Einflüsse wandte.<sup>221</sup> Nach anfänglicher Unentschlossenheit entschied der von Cixi kontrollierte Kaiserhof schließlich die Boxer zu unterstützen und erklärte am 21. Juni 1900 offiziell den Fremdmächten den Krieg.<sup>222</sup> Die Antwort darauf kam bald und für China verheerend in Form eines gemeinsamen militärischen Vorstoßes der 8 Fremdmächte<sup>223</sup>, welcher bis nach Peking vordrang und mit den verbliebenen Regierungsvertretern (Die Kaiserinnenwitwe floh mit Guangxu nach Xi'an) in Form des

---

<sup>214</sup> Vgl. Zarrow, 2005, P. 44.

<sup>215</sup> 光緒帝 *guāng xù dì* (1871-1908)

<sup>216</sup> Vgl. Zarrow, 2005, P. 16-17.

<sup>217</sup> Vgl. Dabringhaus, 2009, P. 70.

<sup>218</sup> 慈禧太后 *cí xǐ tài hòu* (1835-1908)

<sup>219</sup> 咸豐帝 *xián fēng dì* (1831-1861)

<sup>220</sup> Vgl. Gernet, 1983, P. 569 & 602.

<sup>221</sup> Vgl. Dabringhaus, 2009, P. 71-72.

<sup>222</sup> Vgl. Mackerras, 2008, P. 21-23.

<sup>223</sup> Großbritannien, Deutschland, Frankreich, Russland, die USA, Japan, Italien und Österreich-Ungarn.

„Boxerprotokolls“ astronomische Reparationsforderungen aushandelte.<sup>224</sup> China war innerlich zerrüttet, den Fremdmächten gegenüber hochverschuldet und deren Forderungen beinahe hilflos ausgeliefert. Zu den chronischen Geldproblemen der Regierung, die aufgrund ihrer schwindenden Autorität immer weniger finanzielle Mittel aus den Provinzen extrahieren konnte, kam ein drastischer Verfall des Silberpreises um die Jahrhundertwende, auf dessen Wert die chinesische Silberwährung ruhte. Beinahe alle wichtigen Wirtschaftszweige Chinas wurden von ausländischen Unternehmen bestimmt oder bedient, was sich erst nach Beginn des ersten Weltkrieges zu ändern begann.<sup>225</sup>

Offensichtlich mittlerweile von der Notwendigkeit der Modernisierung überzeugt, begann der Kaiserhof unter Cixi 1905 ein Reformprogramm einzuleiten, das der „Reform der 100 Tage“ von 1898 beeindruckend ähnlich war.<sup>226</sup> Vor allem die Abschaffung der Beamtenprüfungen hatte gesellschaftlich weitreichende Folgen, indem es den Zugang zu Regierungspositionen egalisierte und den Bildungsfokus von den traditionellen Klassikern hinweg auf moderne und internationale Curricula und eine Entwicklung der Umgangssprache bewegte.<sup>227</sup> Die nicht mehr primär den Staatsdienst anstrebende, arbeitslos gewordene Gentry bildete nun im Land und der Peripherie den Nährboden, auf dem sich vor allem aus dem Ausland importierte Gedanken von Revolution und neuen Staatsformen entwickelten. Im Zuge seiner „Neuen Politik“<sup>228</sup> verlautbarte der Kaiserhof 1906 sogar das Anstreben einer Verfassung, die in Folge einer Untersuchung internationaler Beispiele nach japanischem Vorbild modelliert werden sollte; der Weg zu einer konstitutionellen Monarchie schien plötzlich offen.<sup>229</sup> Zusammen mit den seit 1901 durchgeführten Reformen des Militärs zur „neuen Armee“<sup>230</sup> sollten es gerade diese Maßnahmen und Entwicklungen sein, die 1911 den Sturz der Dynastie ermöglichen würden.<sup>231</sup>

Im auslaufenden 19. Jahrhundert hatten einige chinesische Intellektuelle und Agitatoren eine wichtige Rolle in der Suche nach dem Projekt der Moderne gespielt, deren Ideologien

---

<sup>224</sup> Vgl. Zarrow, 2005, P. 2 ff.

<sup>225</sup> Vgl. Gernet, 1983, 608-611.

<sup>226</sup> Vgl. Dabringhaus, 2009, P. 72-73.

<sup>227</sup> Vgl. Keay, 2009, P. 483.

<sup>228</sup> 新政 *xīn zhèng*

<sup>229</sup> Vgl. Mackerras, 2008, P. 26-27.

<sup>230</sup> 新建陆军 *xīn jiàn lù jūn*

<sup>231</sup> Vgl. Dabringhaus, 2009, P. 73-74.

und Handeln sich in den Ereignissen 1911 und danach schließlich im neuen Staat verdichteten. In der Zeit der Reform der 100 Tage hatte der Gelehrte und Jinshi<sup>232</sup> Kang Youwei<sup>233</sup> mit seiner philosophischen Schule, deren Basis der Konfuzianismus war, die jedoch nach Modernisierung unter Verwendung westlicher und japanischer Entwicklungsmodelle strebte, das Denken der Intellektuellen bestimmt.<sup>234</sup> Die von ihm in mehreren Publikationen ausgearbeitete Philosophie der „großen Gemeinschaft“<sup>235</sup> war eine konfuzianistisch-sozialistische Utopie, deren Endentwicklung eine Art globaler Kollektivismus und die Auflösung einzelner Staaten und Regierungen war.<sup>236</sup> Nach der Niederlage gegen Japan und dem Vertrag von Shimonoseki 1895 gelang es Kang und seinem Schüler Liang Qichao<sup>237</sup> eine Hofeingabe direkt an den Guangxu Kaiser einzureichen, die Auslöser der 1898 durchgeführten Reformen wurde. Liang ging es anfänglich vor allem um eine Reformierung des Bildungssystems, die die Beamtenprüfungen abschaffen und eine moderne sowie egalitäre Allgemeinbildung einführen sollte. Auch wenn Kang und Liang einige Zeit lang ähnliche Ziele verfolgten, die Wiedererstarkung des traditionellen Staates als kompetitive und moderne Nation, so divergierten ihre tatsächlichen Ansichten mit der Zeit immer deutlicher, indem Liang bis kurz nach der Jahrhundertwende die Demokratie als ultimativ der Monarchie überlegene Staatsform ansah.<sup>238</sup>

Nach dem Staatsstreich der Kaiserinnenwitwe Cixi, der 1898 die Reform der 100 Tage beendete, flohen Kang Youwei und Liang Qichao ins japanische Ausland, von wo sie weiterhin großen Einfluss auf die Intellektuellen Chinas ausübten. Vor allem der als wortgewandt bekannte Liang sorgte neben einigen Reisen in den Westen dafür, dass China über allerlei moderne und westliche Konzepte erfuhr. Seine Schriften waren dabei größtenteils Übersetzungen japanischer Texte zu einer großen Vielfalt an Themen sowohl sozialer, politischer wie auch historischer Natur. Liang kam dabei nicht umhin, vom japanischen Denken der Zeit beeinflusst zu werden und begann, vor allem auch nach seiner

---

<sup>232</sup> 进士 *jìn shì*, höchster Titel in der Hierarchie des traditionellen Beamtenprüfungssystems (科举 *kē jǔ*).

<sup>233</sup> 康有为 *kāng yǒu wéi* (1858-1927)

<sup>234</sup> Vgl. Zarrow, 2005, P. 12 ff.

<sup>235</sup> 大同 *dà tóng*

<sup>236</sup> Vgl. Gernet, 1983, P. 593-594.

<sup>237</sup> 梁啟超 *liáng qǐ chāo* (1873-1929)

<sup>238</sup> Vgl. Zarrow, 2005, P. 15-16.

Enttäuschung gegenüber den realen Ausprägungen der Demokratie im Westen, einen starken Staat als Garant einer starken Nation anzusehen.<sup>239</sup>

*„[Sun Yatsen] had acquired an education in Hawaii, a medical degree in Hong Kong, a moustache and natty suiting in Japan, and the contacts and profile to fund his operations in the course of extensive world tours.“<sup>240</sup>*

Der Exilchinese, welcher als einer der wichtigsten Männer in die Geschichte des modernen Chinas eingehen sollte, war der unter seinem kantonesischen Namen bekannt gewordene Sun Yatsen<sup>241</sup>. Dass dieser in Guangdong geborene, auf Hawaii geschulte und in Hong Kong zum Arzt ausgebildete Mann, der die längste Zeit seines Lebens im Ausland verbrachte, zu einem derart wichtigen Symbol der chinesischen Moderne werden sollte, als welches er als „Vater der Nation“<sup>242</sup> bekannt wurde, lag weniger an der intellektuellen Schlagkraft seiner Ideologie<sup>243</sup> als vielmehr an seiner internationalen Bekanntheit und Vielseitigkeit.<sup>244</sup> Nachdem der Beamtenstaat Suns Reformvorschlägen keine Beachtung geschenkt hatte, hatte dieser bald eine Laufbahn als Revoluzzer eingeschlagen, was ihm den Zorn der Qing und etwas später auch internationale Bekanntheit sicherte. Dass die von ihm in die Wege geleiteten und mit ausländischen Mitteln finanzierten Revolutionsversuche in Südchina durchweg scheiterten, der letzte der insgesamt 10 Versuche geschah im Frühjahr 1911, verhinderte nicht, dass Sun und der von ihm geführte 1905 in Tokyo gegründete „Chinesische Revolutionäre Schwurbund“<sup>245</sup> nicht nur die erste, sondern auch die einzige ernstzunehmende politische Organisation und damit Alternative darstellen, die 1911 in China bereit stand.<sup>246</sup>

---

<sup>239</sup> Vgl. ebd. P. 62-63.

<sup>240</sup> Keay, 2009, P. 497.

<sup>241</sup> Mandarin: 孫中山 *sūn zhōng shān* (1866-1925)

<sup>242</sup> 國父 *guó fù*. Er wird nach wie vor sowohl von nationalistischer (Taiwan) wie kommunistischer (V.R. China) Seite verehrt.

<sup>243</sup> Die sogenannten „Drei Prinzipien des Volkes“ (三民主義 *sān mǐn zhǔ yì*): 1. 民族主義 *mín zú zhǔ yì*: „Nationalismus“, wörtlich eher „Populismus“ 2. 民權主義 *mín quán zhǔ yì*: Zwar gängigerweise mit „Demokratie“ übersetzt, wörtlich „Macht der Bürger“, die jedoch in Suns Philosophie höchstens am Ende einer langen zentralstaatlichen Entwicklungsphase stehen könnte. 3. 民生主義 *mín shēng zhǔ yì*: Später mit „Volkswohlfahrt“ übersetzt, wörtlich eher „Lebensunterhalt der Bürger“, ursprünglich vor allem auf Bodenreform, Reichumsverteilung und Selbstständigkeit ausgerichtet. Vgl. Dabringhaus, 2009, P. 88.

<sup>244</sup> Vgl. Gernet, 1983, P. 625-626.

<sup>245</sup> 中國革命同盟會 *zhōng guó gé mìng tóng méng huì* (gegründet am 20. August 1905). Vgl. Dabringhaus, 2009, P. 74.

<sup>246</sup> Vgl. Mackerras, 2008, P. 30-31.

Die Ereignisse von 1911, die schließlich die Qing Dynastie zum Sturz brachten, waren ebenfalls keine von langer Hand geplante Revolution der Bourgeoisie, sondern eher eine Verkettung von Ereignissen, die den latenten Unmut des Volkes zum Überkochen brachten. Im Jahre 1911, dessen chinesischer Name Xinhai<sup>247</sup> lautet und seither als Name der Revolution verwendet wird, stellte der Kaiserhof große Bestrebungen an, um mehr finanzielle Mittel in die Staatskassen zu bringen. Zu diesem Zweck sollten vor allem eine Reihe lukrativer Eisenbahnen verstaatlicht werden<sup>248</sup>, was jedoch auf Widerstand in den betroffenen Provinzen führte, da sich diese ausgebeutet und ungenügend kompensiert fühlten. Vor allem in Sichuan kam es im Zuge dessen zu großen Aufständen, zu deren Niederschlagung die Qing Armeen aus der benachbarten Provinz Hubei abzogen.<sup>249</sup> Im Zuge der Ausbildung der „Neuen Armeen“ jedoch war gerade auf eine moderne Karriere am westlichen und japanischen Beispiel hingearbeitet worden, was dazu führte, dass viele Mitglieder dieser neuen Armeen Sun Yatsens Schwurbund gegenüber nicht nur offen waren, sondern dass bereits ganze Armeefraktionen übergelaufen waren.<sup>250</sup> Dem Qinghof blieb zu diesem Zeitpunkt nicht einmal mehr das entschiedene Handeln einer Despotin wie der Kaiserinnenwitwe Cixi übrig, welche 1908 kurz nach dem Guangxu Kaiser verstorben war. 1911 saß mit dem Xuantong Kaiser ein 5 Jahre altes Kind auf dem Thron, das später bekannt unter seinem persönlichen Namen Pu Yi<sup>251</sup> noch eine bewegte Lebensgeschichte in den Wirren des modernen Chinas haben sollte.

Am 9. Oktober 1911 kam es in der Stadt Wuchang der Provinz Hubei zu einer unabsichtlichen Bombenexplosion durch subversive Elemente, deren unfertige Pläne durch die plötzliche Aufmerksamkeit der Lokalpolizei bekannt zu werden drohten. Es kam zu Festnahmen und am Folgetag suchten die verängstigten Revolutionäre gemeinsam mit zwei zur Revolution übergelaufenen Bataillonen der neuen Armee Rettung in der Flucht nach vorne, indem sie das lokale Munitionsdepot sowie bald darauf die Stadt selbst einnahmen.<sup>252</sup> Bestärkt durch den Erfolg der Revolutionäre, die bald immer größere Teile der Provinz unter ihre Kontrolle brachten und deren Gefolgschaft sprunghaft anwuchs, sowie nicht zuletzt

---

<sup>247</sup> 辛亥 *xīn hài*. Das 48. Jahr des 60 jährigen Kalenderzyklus der 10 Himmelsstämme und 12 Erdzweige.

<sup>248</sup> Vgl. Mackerras, 2008, P. 25.

<sup>249</sup> Vgl. ebd. P. 31.

<sup>250</sup> Vgl. Dabringhaus, 2009, P. 75.

<sup>251</sup> 宣统帝爱新觉罗溥仪 *xuān tǒng dì ài xīn jué luó pǔ yí*. Der Xuan Tong Kaiser Aisin Gioro Pu Yi.

<sup>252</sup> Vgl. Keay, 2009, P. 498.

durch die Konstitutionalisierung der vergangenen Jahre beeinflusst, begann eine Provinz nach der anderen sich von der Zentrale loszusagen und die Revolution zu unterstützen.<sup>253</sup>

Dem immer handlungsunfähigeren Kaiserhof blieb bald nur noch Schadensbegrenzung übrig, um ihre eigene Sicherheit zu gewährleisten und eine ihnen wohlgesonnenen Figur als Anführer des neuen Chinas ins Rennen zu schicken. Dies war General Yuan Shikai<sup>254</sup>, den der Qinghof reaktivierte und der am 11. November 1911 vom Hof als Premierminister anerkannt wurde.<sup>255</sup> Die Verhandlungen zwischen Hof und Revolution liefen bis Ende des Jahres, und am 1. Januar 1912 wurde schließlich offiziell die Republik ausgerufen. Ihr Präsident war der gerade erst zurückgekehrte Sun Yatsen, der jedoch nur unter der Prämisse, die Regierungsgeschäfte alsbald an Yuan Shikai abzugeben, die Macht übernehmen konnte. Yuan war es, der die neue Regierung eigentlich stärkte, da er die Unterstützung des Militärs und des Qinghofes auf seiner Seite hatte. Genau wie die Revolution von 1911 war auch die neue Republik kaum das Werk der intellektuellen Bourgeoisie, sondern vor allem das des neu erstarkten Militärs.<sup>256</sup> Der Kaiserhof selbst sollte noch bis in die 1920er als „Kleiner Hof“ innerhalb der Mauern der Verbotenen Stadt fort dauern und sogar Yuan Shikai und dessen Machenschaften überleben.<sup>257</sup>

### 2.3.3 Die Republik China

Die Art und Weise in der die Republik China entstand sollte sich als programmatisch für die folgenden Jahre und Dekaden erweisen. Solange sich starke und ambitionierte Persönlichkeiten in Machtpositionen befanden, wurden unterschiedliche Wege von Reform und Modernisierung vorangetrieben. Fehlte jedoch eine starke Zentralkraft, so offenbarte das Land sogleich seine zutiefst zersplitterte Natur. Wege in die Moderne wurden weiterhin von der Führungsspitze hinab dem Volk auferlegt, und die Revolution blieb ein geplantes Mittel der Veränderung.

Als am 12. Februar 1912 offiziell die Abdankung des letzten Qing Kaisers Aisin Gioro Pu Yi verlautbart wurde, hatte der Hof bereits Yuan Shikai als Staatspräsident ins Rennen geschickt.

---

<sup>253</sup> Vgl. Zarrow, 2005, P. 33.

<sup>254</sup> 袁世凱 *yuán shì kǎi* (1859-1916)

<sup>255</sup> Vgl. Keay, 2009, P. 499.

<sup>256</sup> Vgl. Gernet, 1983, P. 626-627.

<sup>257</sup> Vgl. Zarrow, 2005, P. 33.

Einen Tag später legte Sun Yatsen sein provisorisches Amt nieder und am 14. Februar 1912 übernahm Yuan Shikai die Führung der Republik China.<sup>258</sup> Mit ihm war nun nicht nur ein vermeintlich den Qing loyaler Mann an die Spitze der Regierung gesetzt worden, sondern auch und vor allem ein Politiker an der Macht, der sich in seiner Position weniger aufgrund von politischem Charisma als militärischer Macht, die die Nordarmee in seinem Rücken darstellte, befand. Sun Yatsen, der „Vater der Revolution“, musste einem Politiker Platz machen, der China in einer neuen, moderneren Diktatur zu führen suchte. Bald nachdem Ende 1912 die im selben Jahr aus Sun Yatsens Schwurbund neu gegründete Guomindang Partei der Nationalisten<sup>259</sup> die ersten freien Wahlen der Republik gewonnen hatte, geriet sie in den Fokus von Yuan Shikais Ärger. Ihr Anführer, Song Jiaoren<sup>260</sup>, wurde im Frühjahr 1913 ermordet aufgefunden und bald darauf ließ man die Partei auflösen und verbieten.<sup>261</sup> Sun Yatsen blieb schließlich nichts anderes übrig, als sich erneut ins ausländische Exil zu schlagen und auf eine Verbesserung der Lage zu warten.

Nachdem sich Yuan Shikai derart der Opposition entledigt und seine Machtposition zementiert hatte, begab er sich daran, die junge Republik in einen Kontrollstaat unter modern-militärischer Ideologie zu verwandeln. Die liberale Politik der letzten Qing Jahre und der Xinhai Revolution wurde revidiert, freie Meinungsäußerung durch Zensur kontrolliert und Träume von demokratischer Politik in der Regierung im Keim erstickt.<sup>262</sup> Was folgte, war der beinahe typische Aufstieg eines Diktators. Anfang 1914 löste Yuan Shikai das Parlament auf, und wenige Monate später regierte er dank einer neuen Konstitution mit beinahe uneingeschränkter Macht.<sup>263</sup> Dass er sich kurz darauf zum Kaiser einer neuen Dynastie<sup>264</sup> aufschwingen wollte, war auf gewisse Weise im Kontext der damaligen Zeit nur logisch, jedoch gleichsam zum Scheitern verurteilt. Ein starker Herrscher schien unerlässlich, um das verwirrte und uneinige Riesenreich zusammen zu binden, und die Position des Drachenthrones war noch durchaus präsent im Denken des Volkes. Als er Ende 1915 jedoch seinen Plan eine neue Dynastie zu gründen ausrief, erzeugte dies in den Kreisen der Provinz- und Zentralpolitik längst überfällige Ablehnung. Provinzen, Politiker und die einflussreichen

---

<sup>258</sup> Vgl. Mackerras, 2008, P. 32.

<sup>259</sup> 国民党 *guó mín dǎng*

<sup>260</sup> 宋教仁 *sòng jiào rén* (1882-1913)

<sup>261</sup> Vgl. Zarrow, 2005, P. 78.

<sup>262</sup> Vgl. Dabringhaus, 2009, P. 75-76.

<sup>263</sup> Vgl. Gernet, 1983, P. 627.

<sup>264</sup> Modern betitelt als 洪宪 *hóng xiàn* „Große [Ära der] Konstitution“

Militärs wandten sich plötzlich von Yuan Shikai und dessen egozentrischen Regierungsambitionen ab.<sup>265</sup> Als er am 6. Juni 1916, nachdem er seine Dynastie nach nur wenigen Monaten hatte aufgeben müssen, schließlich an Harnvergiftung starb, war sein Traum China unter sich zu einigen längst zerbrochen.<sup>266</sup> Dass die Regierungshandlungen und Ambitionen Yuan Shikais weder grundsätzlich zu verdammen noch unnützlich waren, wird in der moderneren Literatur zur frühen chinesischen Republik mittlerweile deutlich. Dies sei hier nur in aller Kürze angemerkt, da ein detaillierterer Überblick den Rahmen dieser Arbeit deutlich überschreiten würde.<sup>267</sup>

Nicht nur Yuan Shikais egozentrisches und machthungriges Verhalten hatten die chinesische Gesellschaft nach der Xinhai Revolution in breiten Unmut versetzt, sondern auch die offensichtlich andauernde Abhängigkeit und Hilflosigkeit Chinas gegenüber den Fremdmächten. 1913 hatte Yuan mit den fünf größten der Fremdmächte die sogenannte „Reorganisationsanleihe“<sup>268</sup> ausgehandelt, welche es ihm überhaupt ermöglichte, den bankrotten chinesischen Staat und seine teure Armee weiter funktionieren zu lassen, das Land jedoch gleichsam noch hilfloser gegenüber den Forderungen der Kolonialmächte machte.<sup>269</sup> Einen parlamentarischen Widerstand gegen diese als illegal gewertete Abmachung erstickte Yuan Shikai's Militär im Keim und auch die wenig später im Sommer 1913 in Südchina ausbrechende „Zweite Revolution“<sup>270</sup> hielt Yuans Nordarmee kaum stand.<sup>271</sup> 1915 folgte die nächste, große, außenpolitische Erniedrigung Chinas, als Japan am 7. Mai Yuan Shikais Regierung die berühmten „21 Forderungen“ präsentierte, mit denen vor allem die japanische Macht im chinesischen Norden ausgebaut und die deutschen übernommen werden sollten. Zu dieser Zeit schon von seinem Traum einer eigenen Monarchie getrieben, stimmte Yuan am 25. Mai 1915 schließlich allen außer der letzten Forderung zu, wohl auch um sich von Japan eine Unterstützung seiner Thronbesteigung zu

---

<sup>265</sup> Vgl. Hsü, 2000, P. 480-482.

<sup>266</sup> Vgl. Mackerras, 2008, P. 33.

<sup>267</sup> Vgl. dazu weiterführend Dabringhaus, 2009, P. 140.

<sup>268</sup> Der *reorganization loan* im Umfang von 25 Millionen Pfund Sterling, getragen von einem Bankenkonsortium zwischen Großbritannien, Frankreich, Deutschland, Russland und Japan. Vgl. Gernet, 1983, P. 628.

<sup>269</sup> Vgl. Zarrow, 2005, P. 78.

<sup>270</sup> 二次革命 *èr cì gé mìng*

<sup>271</sup> Vgl. Hsü, 2000, P. 478.

erhandeln.<sup>272</sup> Der Tag dieser Unterzeichnung ist seither als „Tag der Nationalen Schande“ bekannt geblieben.

Die politische Entwicklung der Dekade nach Yuan Shikais Tod 1916 bis zum erfolgreichen Nordfeldzug der Nationalisten 1927 stellt die logische Konsequenz der in der frühen Republik popularisierten Herrschaft mittels militärischer Macht der Armeen und Generäle dar, die in den späten Jahren der Qing an Einfluss und Status gewonnen hatten. Nachdem sich im Verlaufe der kurzen Monarchie Yuans und seinem Versuch danach die Präsidentschaft zu retten eine Vielzahl von Provinzen und Generälen in die Unabhängigkeit losgesagt hatten, blieb China nach dessen Tod zersplitterter und uneiniger als je zuvor zurück. Das entstandene Machtvakuum wurde diesmal nicht von einem neuen, starken Herrscher gefüllt, sondern überall riefen Militärmachthaber unterschiedlichster Herkunft und Ideologie lokale Regierungen aus. Die Zentralregierung in Peking überdauerte diese Zeit als lediglich symbolisches Zentrum, das außenpolitisch China repräsentierte. De facto beinahe völlig ohne fiskalische und militärische Mittel, spielte die Zentrale bloß die Rolle einer Legitimationsquelle der lokalen Machthaber, die seither als „Warlords“ bekannt waren, sich zwar theoretisch die Wiedervereinigung Chinas auf die Banner schrieben, faktisch jedoch fast ausschließlich beschränkte, persönliche Ziele verfolgten.<sup>273</sup> Wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass kaum einer der Warlords danach trachtete sich tatsächlich von der Zentrale und dem theoretischen chinesischen Staat unabhängig zu machen. Ebenfalls verhinderte das System der vielen verschiedenen Lokalmachthaber, dass ein einzelner jemals zu nationaler Macht aufsteigen könnte. Wurde ein Warlord übermächtig, so verbündeten sich die verbleibenden anderen um ihn zu stürzen.<sup>274</sup>

Neben den wechselnden politischen und militärischen Entwicklungen der späten Republikzeit stehen einige der wohl bedeutendsten intellektuellen Entwicklungen der chinesischen Moderne, welche allgemein unter der „Bewegung der Neuen Kultur“<sup>275</sup> subsummiert sind. Der Beginn dieser Bewegung wird generell mit der Gründung der Zeitschrift „Neue Jugend“<sup>276</sup> durch Chen Duxiu<sup>277</sup> in Shanghai im Jahre 1915 festgesetzt.<sup>278</sup> In

---

<sup>272</sup> Vgl. Zarrow, 2005, P. 80.

<sup>273</sup> Vgl. Mackerras, 2008, P. 36 ff.

<sup>274</sup> Vgl. Zarrow, 2005, P. 86-87.

<sup>275</sup> 新文化运动 *xīn wén huà yùn dòng*, Engl. „New Culture Movement“. Vgl. Zarrow, 2005, P. 133 ff.

<sup>276</sup> 新青年 *xīn qīng nián*

<sup>277</sup> 陈独秀 *chén dú xiù* (1879-1942)

Peking war das intellektuelle Leben und vor allem die Universität der Hauptstadt zu dieser Zeit noch sehr verschlafen, was sich Ende 1915 änderte, als der in Deutschland studierte Cai Yuanpei<sup>279</sup> den Rektorposten übernahm. Er holte einflussreiche Intellektuelle der Bewegung der Neuen Kultur wie Chen Duxiu und Hu Shih<sup>280</sup> an die Universität, wo sie vor allem die literarische Revolution der Bewegung für die moderne schriftliche Alltagssprache, genannt „Klare Sprache“<sup>281</sup>, anstießen.<sup>282</sup> Ab 1918 druckten zum ersten Mal chinesische Zeitschriften in Umgangssprache, 1919 kam die pekinger Zeitschrift „Neue Welle“<sup>283</sup> dazu<sup>284</sup>.

Nach den Ereignissen des 4. Mai 1919 wurde die Bewegung, danach meist als „Bewegung des 4. Mai“ bezeichnet, nicht mehr nur primär gegen die traditionelle, chinesische Kultur und auf deren Erneuerung ausgerichtet, sondern immer mehr politischer Natur.<sup>285</sup> Zur kulturellen und literarischen Reform kam das Aufkommen einer Demonstrationskultur in Arbeiter- und Studentenkreisen<sup>286</sup> sowie der Beginn eines Wissenstransfers aus dem Ausland nach China, unter dem Imperativ der Erstarkung des Landes.<sup>287</sup> Erneuter Auslöser dieser aufflammenden Reformationsanstrengungen war 1919 die Friedenskonferenz von Versailles, in der Deutschland als Verlierer des ersten Weltkrieges seine Besitze in Nordchina abgeben musste und diese von den Westmächten an Japan weitergegeben wurden, um die aufstrebende Imperialmacht als Verbündeten gegen das neu entstandene und gefürchtete bolschewistische Russland zu gewinnen.<sup>288</sup> Als am 28. Juni 1919 der versailleer Vertrag unterschrieben wurde, und Japan die ehemals deutschen Besitze in China zusicherte, geschah dies zwar ohne die Ratifikation der chinesischen Delegation, welche nach den innerchinesischen Turbulenzen der 4. Mai Bewegung aus China und durch chinesische Studenten in Frankreich daran gehindert wurde, aber trotzdem trat er international anerkannt in Kraft.<sup>289</sup>

---

<sup>278</sup> Vgl. Hsü, 2000, P. 497.

<sup>279</sup> 蔡元培 *cài yuán péi* (1868-1940)

<sup>280</sup> 胡适 *hú shì* (1891-1962)

<sup>281</sup> 白话 *bái huà*

<sup>282</sup> Vgl. Hsü, 2000, P. 498 ff.

<sup>283</sup> 新潮 *xīn cháo*

<sup>284</sup> Vgl. Hsü, 2000, P. 501.

<sup>285</sup> Vgl. Dabringhaus, 2009, P. 84.

<sup>286</sup> Vgl. Zarrow, 2005, P. 158 ff.

<sup>287</sup> Vgl. Hsü, 2000, P. 511.

<sup>288</sup> Vgl. ebd., P. 502-503.

<sup>289</sup> Vgl. Zarrow, P. 155.

Ursprünglich waren für den 7. Mai 1919, dem Jahrestag der Präsentation der japanischen „21 Forderungen“ von 1915, die seither alljährlichen Demonstrationen in Peking geplant gewesen. Im Lichte der Gefahr einer staatlichen Niederschlagung dieser Aktionen wurden die Proteste jedoch kurzfristig auf den 4. Mai vorverlegt, an dem sich etwa 3000 Studenten auf dem Tiananmen Platz versammelten und von dort aus in Regierungs- und Repräsentantenviertel marschierten.<sup>290</sup> Ihr Zorn richtete sich nach dem Bekanntwerden des Verlaufes der versailer Konferenz gegen jene Fremdmächte, die den Ausverkauf Chinas voranzutreiben schienen, und jene chinesischen Politiker, die dabei kollaborierten.<sup>291</sup> Trotz anfänglicher Festnahmen wuchs die Protestbewegung in den Folgetagen nicht nur in Peking, sondern breitete sich auch über weitere urbane Zentren des Landes aus, bis sie schließlich wie oben beschrieben sogar die chinesische Delegation in Frankreich beeinflusste.<sup>292</sup> Die folgende Bewegung und Reform in der chinesischen Populärkultur wurde angetrieben von einer durch Japans 21 Forderungen und die versailer Konferenz neu angefachten Angst vor der drohenden Auslöschung Chinas und einem damit einhergehend neu erstarkten Nationalismus.<sup>293</sup> Die Bewegung des 4. Mai hat dabei retrospektiv als konkretes Ereignis weniger Bedeutung als generell im weiteren Sinne, in dem sie als Beginn der chinesischen Moderne markierend charakterisiert wurde.<sup>294</sup> Auch die Kommunistische Partei Chinas instrumentalisierte die Bewegung des 4. Mai, um ihre Gründung im Jahre 1921 als deren logische Folge zu stilisieren.<sup>295</sup>

Die extrovertiert nach Reformmodellen suchende Bewegung der Neuen Kultur hatte in der Welt 3 große Modelle gesehen: Europa, die USA und Russland. Nach Ende des ersten Weltkrieges war Europa lahmgelegt und auch als Ideal vorerst disqualifiziert, was die USA und Russland übrigließ. Die Ideologie der Autonomie der Völker des amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson und die Rolle der USA und der neu gegründeten UNO in der Folge des ersten Weltkrieges ließen China wie viele andere Länder große Hoffnungen in die USA platzieren, gemeinsam Selbstbestimmung und internationale Gleichwertigkeit zu erlangen. Der Ausgang der Konferenz von Versailles und das Bekanntwerden dessen rief

---

<sup>290</sup> Vgl. Mackerras, 2008, P. 39-40.

<sup>291</sup> Vgl. Zarrow, 2005, P. 151 ff.

<sup>292</sup> Vgl. Hsü, 2000, P. 501 ff.

<sup>293</sup> "The Twenty-one Demands had the unexpected effect of precipitating a fear of imminent extinction and a consequent outburst of nationalism." Hsü, 2000, P. 494.

<sup>294</sup> Vgl. ebd., P. 505 ff.

<sup>295</sup> Vgl. Zarrow, 2005, P. 149.

jedoch 1919 eine herbe Enttäuschung in breiten Teilen der chinesischen Intellektuellen gegenüber den Vereinigten Staaten hervor.<sup>296</sup> Das bolschewistische Russland und dessen Oktoberrevolution blieben als Gegenbeispiel übrig, das nicht bloß eine Gleichheit der Nationen sondern darüber hinaus auch Klassengleichheit versprach.<sup>297</sup> In den Folgejahren nach 1919 blieb das chinesische Denken gespalten zwischen diesen zwei Alternativen des anglo-amerikanischen Pragmatismus auf der einen und der Anarchie und des marxistisch-sozialistischen Beispiels Russland auf der anderen Seite. Die Entwicklungen und Konflikte von GMD und KPCh verdeutlichen seither diese intellektuelle Auseinandersetzung auf politischer Ebene.<sup>298</sup>

In der zeitgemäßen Betrachtung der frühen Republik China muss jedoch klar sein, dass sich die Realität dieser Zeit nicht in polare Gegensätze aufteilen lässt. Alte und neue Kultur, externe Einflüsse und interne Anstrengungen standen sich genauso wenig binär gegenüber wie auch die Politik von Yuan Shikais Nationalisten und Sun Yatsens GMD nicht grundsätzlich oppositionell zueinander gestellt war. Die Gesellschaft befand sich nach der Xinhai Revolution 1911 im Zustand eines Wechselspiels von Kontinuität und Veränderung.<sup>299</sup> So versuchte Yuan Shikai eine Reihe der in den letzten Qingjahren begonnen Reformen weiterzuführen, scheiterte jedoch schließlich aufgrund seiner eigenen absolutistischen Regierungsidealen.<sup>300</sup> Dem letztendlichen Versagen der Politik Yuan Shikais sowie auch der Ära der Warlords, ein modernes und geeintes China zu erschaffen, stehen in dieser Epoche eine Reihe intellektueller und sozialer Entwicklungen gegenüber, die gerade durch die partikuläre Situation Chinas ausgelöst wurden. Der äußerst bürokratisierte chinesische Staatsapparat funktionierte dabei über den Fall der Qing hinweg in weiten Teilen kaum beeinflusst weiter, während lediglich die Spitze des traditionell vertikal organisierten Autoritätsgebäudes der Regierung nach dem Abdanken der Kaiser durch die Person Yuan Shikais ersetzt wurde.<sup>301</sup> Indem die chinesische Identität primär kulturell definiert ist, blieb auch die uniformierende Logik des chinesischen Staates unverändert intakt und gleich den Qing beanspruchte auch die republikanische Zentralregierung ein ganzes China inklusive

---

<sup>296</sup> Vgl. Hsü, 2000, P. 504.

<sup>297</sup> Vgl. Zarrow, 2005, P. 155-158.

<sup>298</sup> Vgl. Gernet, 1983, P. 650.

<sup>299</sup> Vgl. Backus Rankin, in Wakeman und Edmonds [Hrsg.], 2005, P. 6-7.

<sup>300</sup> Vgl. ebd., P. 10-11.

<sup>301</sup> Vgl. ebd., P. 8-9.

seiner Peripherie.<sup>302</sup> Mit dem Wegfallen der Symbolik der kaiserlichen Verbindungen zwischen Regierung und Eliten der Gesellschaft gelangte die Regierung der frühen Republik bald in eine Autoritätskrise, welche den immer stärkeren Militarismus als Autoritätsquelle in den Vordergrund drängte.<sup>303</sup>

Die nationale Kohärenz der Regierung spielte sich in der Zeit der Republik China auf drei Ebenen ab. Erstens hatte sich auf Bezirksebene die Rolle der lokalen Eliten in der Politik gewandelt, die durch das bereits unter den Qing eingeleitete Programm für mehr lokale Selbstregierung<sup>304</sup> formaler und direkter in die Politik integriert wurden. Diese verstärkte Lokalautonomie führte zu einer wachsenden Verteidigung der Bezirke gegen die durch das Defizit der Zentralregierung erzwungenen immer stärker werdenden Extraktionsanstrengungen der Republik<sup>305</sup>, zu der in der Zeit der Warlords auch die eigenständige Verteidigung gegen Banditen hinzukam. Zweitens ermöglichten neue Institutionen auf der Provinzebene eine Zivilverwaltung, die bereits eng mit dem Militarismus verknüpft war. In der Zeit der Warlords zeigte sich daraus folgend, dass eine rein militärische Herrschaft zwar effektiv in der Extraktion von Rohstoffen und Kapital ist, jedoch kaum die Fähigkeit besitzt funktionierende politische Institutionen zu erschaffen und zu erhalten, weswegen kein lokaler Militärmachthaber die Sezession zu einem neuen Staat anstrebte. Auf der Ebene der Zentralregierung, drittens, war die Regierung der Republik China erfolgreich darin, sich modern umzustrukturieren und das Wirtschaftswachstum gezielt zu fördern.<sup>306</sup> Dabei konzentrierte sich der Staat wie schon unter den Qing kaum auf die beinahe unabhängigen, selbstregierenden, ländlichen Regionen, als vielmehr auf die aufstrebenden urbanen Zentren, in denen sich ökonomische Ressourcen wie Arbeitskraft und Kapital im Einflussbereich des Staates konzentrierten.<sup>307</sup>

Die primär kulturell definierte chinesische Identität überdauerte so den Fall der Dynastie wie auch die turbulenten Jahre des jungen Chinas. Der dabei aufkommende Nationalismus hatte die Nation als abstraktes und idealisiertes Ziel vor Augen; ein starkes und unabhängiges China, was meist oppositionell zur aktuellen Regierung verlief.<sup>308</sup> Die rapide wachsende und

---

<sup>302</sup> Vgl. Wong, 2000, P. 172.

<sup>303</sup> Vgl. Backus Rankin, in Wakeman und Edmonds [Hrsg.], 2005, P. 9-13.

<sup>304</sup> Vgl. ebd., P. 16-17.

<sup>305</sup> Vgl. Wong, 2000, P. 161.

<sup>306</sup> Vgl. ebd., P. 166-169.

<sup>307</sup> Vgl. ebd., P. 158-159.

<sup>308</sup> Vgl. Backus Rankin, in Wakeman und Edmonds [Hrsg.], 2005, P. 24-25.

auch unter der Repression Yuan Shikais nur schwer zu kontrollierende chinesische Presse spielte dabei einerseits die Rolle des Transportationsmediums neuen Gedankengutes ausländischer Herkunft, wie auch die Schaffung einer imaginären Verbindung zwischen bis dato einzelnen Personen über das neue Gedankengut, den Nationalismus und die aufflammende Protestkultur.<sup>309</sup> Tatsächlich war seit den späten Jahren der Qing Regierung eine chinesische Protestkultur entstanden, die vor allem nach 1911 und mit einem eindrucksvollen Höhepunkt in der Bewegung des 4. Mai 1919 das öffentliche Leben beeinflusste. Dabei vereinte der Protest die neuen gesellschaftlichen Kräfte der Bourgeoisie und des Proletariats, die durch die völlig neu entstandene Klasse der Studenten angefeuert, organisiert und mit neuem Gedankengut versorgt wurde.<sup>310</sup> Die ökonomische Entwicklung der frühen Republik China wird in der Forschung aktuell re-evaluiert, wenngleich die ungenaue und unzureichende Datenlage dies nach wie vor äußerst schwierig gestaltet. Dass sie sich auch vor dem industriellen Wirtschaftsaufschwung in der Folge des ersten Weltkrieges<sup>311</sup> durchaus wohl wesentlich positiver als bisher angenommen entwickelt hat, scheint mittlerweile realistisch, kann hier jedoch nicht weiter thematisiert werden.<sup>312</sup>

### 2.3.4 Guomindang und die nanjinger Dekade

Nach dem Tod Yuan Shikais wurde das Spielfeld der chinesischen Politik nicht nur durch die unterschiedlichen Warlords bestimmt, sondern auch der 1913 einmal mehr ins japanische Exil gegangene Sun Yatsen kehrte nach Südchina zurück, wo er in Guangzhou ein neues Regime seiner Partei der Nationalisten, die Guomindang, mit großen Ambitionen gründete. Nach ihren Anfängen im in Japan gegründeten „Revolutionären Schwurbund Chinas“<sup>313</sup> und dem kurzen Bestehen unter ihrem späteren Namen von 1912 bis 1913<sup>314</sup> sollte sie nun schließlich zu einer der zwei Parteien werden, die die politische Bandbreite Chinas bis 1949 definierten. Sun Yatsens Ideologie der drei Volksprinzipien<sup>315</sup> war zwar stets ideologischer

---

<sup>309</sup> Vgl. ebd., P. 19 und 22. Zur wichtigen Bedeutung der Presse in der nationalstaatlichen Entwicklung siehe auch weiter unten, Kapitel 3.1 sowie Kapitel 4.2 und 4.3.

<sup>310</sup> Vgl. ebd., P. 22-23.

<sup>311</sup> Vgl. Hsü, 2000, P. 495.

<sup>312</sup> Vgl. hierzu Brandt, in Wakeman und Edmonds [Hrsg.], 2005, P. 28 ff., besonders P. 53-54 und Dabringhaus, 2009, P. 158 ff.

<sup>313</sup> 中国革命同盟会 *zhōng guó gé mìng tóng méng huì*. Siehe Kapitel 2.3.2.

<sup>314</sup> Vgl. Mackerras, 2008, P. 32-33.

<sup>315</sup> 三民主义 *sān mǐn zhǔ yì*. Siehe Kapitel 2.3.2.

Kern der von ihm gegründeten Organisationen, jedoch in der geistigen Landschaft Chinas von wenig tatsächlicher Bedeutung.<sup>316</sup> Erst mit seinem Tod und der darauf folgenden Stilisierung Suns als Vater der Nation, maßgeblich unter der Federführung Chiang Kaisheks<sup>317</sup>, gewannen Sun Yatsen und seine Ideologie schließlich an Popularität und Bedeutung in einem Ausmaß, das zu seinen Lebzeiten ausgeblieben war.<sup>318</sup>

Als Sun Yatsen im Folgejahr Yuan Shikais Tod nach China zurückkehrte, gründete er in Guangzhou ein militärisches Regime, dessen Großmarschall er selbst war. Diese selbsternannte Regierung der Republik China, die zahlreiche unter Yuan entlassene Parlamentarier umfasste, verfolgte einerseits den Kampf gegen die Macht der Warlords und andererseits den Schutz der Verfassung. Nach internen Machtkämpfen löste Sun schließlich 1920 das Regime wieder auf um bald darauf ein zweites in Guangzhou zu gründen. Zwei Jahre später jedoch zwang ihn das Zerwürfnis mit einem Lokalmachthaber zur Flucht nach Shanghai. Dort traf er Adolph Joffe, einen Delegierten der Sowjetunion, mit dem Sun schließlich diplomatische Verhältnisse zwischen seiner Partei und der SU sowie deren Unterstützung für die Wiedervereinigung Chinas beschloss.<sup>319</sup>

Ab 1923 schlug der nach Guangzhou zurückgekehrte Sun eine neue Linie für seine Partei ein und machte sich ans Werk, die GMD nach dem sehr erfolgreich scheinenden sowjetischen Modell umzustrukturieren. Die Komintern, welche schon 1921 in Kontakt mit Sun getreten war, trat mit ihm und der KPCh in eine Dreiecksbeziehung, bei der sowjetisches Knowhow und die Verbindungen der chinesischen Kommunisten zur Arbeiterschicht genutzt werden sollten um die „Nationale Revolution“<sup>320</sup> Realität werden zu lassen. Mitglieder der KPCh wurden nun in die GMD aufgenommen, wenngleich sie ihre Mitgliedschaft in beiden Parteien aufrechterhielten. Ein Stab sowjetischer Berater half Sun dabei, sowohl Partei als auch das wichtige Militär neu zu organisieren.<sup>321</sup> Von großer Bedeutung war dabei 1924 die Gründung der Whampoa Militärschule<sup>322</sup> nahe Kanton, deren Leiter Chiang Kaishek nach dessen dreimonatigem Studienaufenthalt in der SU wurde.<sup>323</sup> Nach Sun Yatsens Tod 1925

---

<sup>316</sup> Vgl. Zarrow, 2005, P. 211-216.

<sup>317</sup> Mandarin: 蔣介石 *jiǎng jiè shí* oder auch 蔣中正 *jiǎng zhōng zhèng* (1887-1957)

<sup>318</sup> Vgl. Zarrow, 2005, P. 246-267.

<sup>319</sup> Vgl. Mackerras, 2008, P. 44-45..

<sup>320</sup> 國民革命 *guó mín gé mìng*

<sup>321</sup> Vgl. Hsü, 2000, P. 519-521.

<sup>322</sup> 黃埔軍校 *huáng pǔ jūn xiào*

<sup>323</sup> Vgl. Zarrow, 2005, P. 232.

stieg Chiang zu immer höheren und wichtigeren Positionen im Gewebe der GMD auf, wobei er geschickt seine eigene Agenda verfolgte. Wenngleich er dabei immer wieder gegen linke und kommunistische Mitglieder in den Reihen der Nationalisten vorging, hielt Stalin die Unterstützung für Chiang aufrecht, vor allem persönlich aus seinem Machtkampf mit Trotsky heraus motiviert.<sup>324</sup> 1926 war Chiang und das Militär unter seiner Führung<sup>325</sup> schließlich bereit den schon seit langem von Sun geplanten Nordfeldzug zu beginnen, um vom Süden her China unter der Flagge der GMD zu einen. Mit finanzieller Unterstützung durch die SU, fähigem Personal der Militärakademie und Unterstützung der breiten Massen durch die Kooperation mit den Kommunisten gelang es Chiang effektiv und rasch bis nach Nanjing vorzudringen und auf seinem Weg die Lokalmachthaber entweder zu stürzen oder zu Kooperation zu bringen. 1927 hatte er den Großteil des chinesischen Südens geeint und neben Nanjing auch die „Perle“ Shanghais unter seine Kontrolle gebracht, die in den kommenden Jahren wichtigste Ertragsquelle der Regierung sein sollte.<sup>326</sup>

Nachdem die erste Hälfte des Nordfeldzuges erfolgreich absolviert war, holte Chiang erneut zum Schlag gegen die Linken und Kommunisten aus, doch diesmal noch stärker als zuvor. Waren es in Shanghai noch vor allem die Kommunisten gewesen, die der Armee die beinahe gewaltlose Übernahme der Stadt ermöglichten, so fanden sie sich bald darauf von eben dieser Armee Chiang Kaisheks verfolgt. Es kam zum Konflikt der liberalen nationalistischen Regierung des Südens und dem Apparat Chiangs, aus dem dieser 1928 schließlich siegreich hervorging. Ein Jahr später hatte er den Nordfeldzug abgeschlossen und den Großteil Chinas zumindest nominell unter seine Kontrolle gebracht.<sup>327</sup> Die Regierung degradierte Peking zum Status einer normalen Stadt, umbenannt in Beiping<sup>328</sup>, um in der neuen Hauptstadt Nanjing näher an ihrer stärkeren Machtbasis im chinesischen Süden zu sein. Obgleich der Nordfeldzug nicht sämtliche Machtkämpfe innerhalb Chinas beendete und auch die Einung des Landes nur relativ gesehen erreicht wurde, wandte die in Nanjing etablierte Regierung danach ihr Hauptaugenmerk auf eine Reorganisation ihrer Struktur und verschiedene Methoden zur Stimulierung der Wirtschaftsentwicklung. Am amerikanischen Beispiel

---

<sup>324</sup> Vgl. ebd. P. 233.

<sup>325</sup> Die von ihm reorganisierte und mit Whampoakadetten gespickte Armee der nationalen Revolution 国民革命军 *guó mín gé mìng jūn*.

<sup>326</sup> Vgl. Hsü, 2000, P. 523-527.

<sup>327</sup> Vgl. Zarrow, 2005, P. 239 ff.

<sup>328</sup> 北京 *běi jīng* „Nordliche Hauptstadt“ wurde zu 北平 *běi píng* „Nordlicher Frieden“.

gliederte sich die Regierung in die sogenannten fünf Yuan<sup>329</sup>, welche der Regierung zumindest auf dem Papier einen modern organisierten Charakter verliehen. Tatsächlich aber hatten die meisten dieser neuen Institutionen wenig reelle Handlungsfähigkeit, da sich die wirkliche Macht weiterhin in Chiang Kaishek an der Spitze der GMD zentrierte. Eine klare Trennung zwischen Regierung und der Nationalistenpartei existierte in der nanjinger Dekade ebenfalls lediglich in der Theorie, während faktisch die GMD alleinregierte.<sup>330</sup>

Das Regierungsprogramm der GMD, im Großteil von Sun Yatsen ausformuliert und von Chiang Kaishek nach dessen Tod weiterverfolgt, räumte der Guomindang in der politischen Entwicklung der neuen Republik China eine besondere Rolle ein. Nach der Phase der militärischen Befreiung sollte die der politischen Vormundschaft folgen, in der die Partei mit Hilfe der Regierung und ihrer Institutionen die Bevölkerung zum angestrebten neuen Zivilbürgertum erziehen sollte, das dann in der dritten und letzten Phase schließlich die Demokratie tragen könnte.<sup>331</sup> Diese 1928 in der vorläufigen Konstitution festgeschriebene Spezialrolle der Guomindang verlieh der Partei und Chiang Kaishek beinahe freie Hand in ihrer Agenda und ob diese Freiheit nicht zum falschen Machtmissbrauch führte, wurde schon in der nanjinger Dekade von den Intellektuellen diskutiert.<sup>332</sup> Während Sun Yatsens ursprünglicher Masterplan für die Entwicklung des Landes in konkreten Dingen vage blieb<sup>333</sup> lenkte Chiang Kaishek Partei und Regierung in eine konservativ-rechte und stark militarisierte Richtung. Inspiriert vom Deutschland und Italien seiner Zeit schuf Chiang einen eigenen Faschismus chinesischer Ausprägung, der sich prominent in den „Blauhemd“-Truppen manifestierte, der effektiven Staatspolizei mit derer Chiang sich seiner Widersacher entledigte.<sup>334</sup> Seine Stellung und Einfluss sicherte er dabei vor allem auch durch Korruption und die Kooperation mit Kriminellen wie der berühmten „Green Gang“, ohne die Shanghai nicht zu kontrollieren gewesen wäre.<sup>335</sup>

---

<sup>329</sup> 院 *yuàn*. Exekutive, Legislative, Judikative, Prüfungsbehörde und Zensur- oder Kontrollbehörde. Vgl. Mackerras, 2008, P. 54.

<sup>330</sup> Vgl. Strauss, in Wakeman und Edmonds [Hrsg.], 2005, P. 89-90. „In theory the [GMD] Party and the National Government were closely connected but identifiably separate entities [...]“ Strauss, in Wakeman und Edmonds [Hrsg.], 2005, P. 89.

<sup>331</sup> Vgl. Mackerras, 2008, P. 54-55. Auch Mao Zedong verfolgte einen ähnlichen graduierten Entwicklungsplan für die Regierungsform Chinas.

<sup>332</sup> Vgl. Hsü, 2000, P. 535 ff.

<sup>333</sup> Vgl. Strauss, in Wakeman und Edmonds [Hrsg.], 2005, P. 89.

<sup>334</sup> Vgl. Zarrow, 2005, P. 249 & 255-258. Detailliert zum Faschismus der GMD und derer geheimen und halbgeheimen Organisationen siehe Wakeman, in Wakeman und Edmonds [Hrsg.], 2005, P.141 ff.

<sup>335</sup> Vgl. Mackerras, 2008, P. 56.

Neben dem derartigen Macht- und Kontrollapparat verfolgte die Regierung unter Chiang Kaishek jedoch auch weiterhin die Agenda der Modernisierung und Nationalisierung. Es wurde an der Ausformulierung von Konstitution und der Anwendung von modernem Recht gearbeitet<sup>336</sup>, neue Curricula sollten die Bildung modernisieren, und Literaten und Künstler arbeiteten an einer neuen Kultur.<sup>337</sup> Dabei waren die Anstrengungen der Regierung von besonders stark zentralisierender Natur, indem die Charakteristika der modernen Nation wie Zivilverwaltung, Kommunikation und Bildung, jeweils auf die Zentrale verwiesen.<sup>338</sup> In ökonomischer Hinsicht hatte die nanjinger Dekade einen weitaus schlechteren Start als in ihren anderweitigen Bemühungen. Dürre und Flut in Teilen des Landes sowie die von den USA ausgehende große Wirtschaftskrise ab 1929 schlugen der Regierung schwer vor den Bug.<sup>339</sup> Im Verlaufe der 1930er verbesserte sich die Lage in China deutlich, auch aufgrund einiger Maßnahmen, zu denen die Regierung unter den schlechten Voraussetzungen gezwungen worden war. Zwar hatte die Regierung schon ab 1928 den chinesischen Silbertael mit einer neuen Währung, dem Yuan, ersetzen wollen, war im Finanzsektor jedoch erst mit der Etablierung einer chinesischen Zentralbank und dem Unterstützen verschiedener kleinerer Kreditinstitute beschäftigt. Nach einer wirtschaftlichen „boost period“ Anfang der 1930er Jahre verfügte der Staat erst 1933 über genügend Silber um überhaupt den Silberyuan zu prägen. Zu diesem Zeitpunkt jedoch befand sich der Silberpreis auf dem internationalen Markt bereits in stetigem Anstieg, da sowohl die USA als auch Großbritannien vom Gold- auf den Silberstandard gewechselt hatten, was in China wiederum zu Exporteinbruch und Deflation führte. Bis 1935 hielt sich die chinesische Ökonomie weitgehend von der Weltwirtschaft abgekapselt und brachte schließlich die Abwanderung des Silbers aus dem Land unter Kontrolle. 1935 ging China mit den USA den „Silver Purchase Act“ ein, nach dem die USA in großen Mengen chinesisches Silber kauften und die chinesische Regierung ihre neue Währung, den Fabi<sup>340</sup>, (damit bereits vor dem 1944

---

<sup>336</sup> Vgl. Zarrow, 2005, P. 261-262.

<sup>337</sup> Vgl. Hsü, 2000, P. 568-571.

<sup>338</sup> Das Präfix 中央 *zhōng yāng* „zentral“ wurde allen neuen, wichtigen Institutionen wie „zentrales Politbüro“, „zentrales Tagesblatt“ oder „Zentraluniversität“ vorgefügt. Dabringhaus, 2009, P. 90-91.

<sup>339</sup> Vgl. Mackerras, 2008, P. 58.

<sup>340</sup> 法幣 *fǎ bì*

begonnen Bretton Woods System) vom Silberstandard auf einen reinen Tauschwert umstellte<sup>341 342</sup>.

Wirtschaft und Industrie, in Form einer privaten und staatlichen Mischökonomie am Beispiel der SU und des westlichen Kapitalismus, wuchsen nach der Reform des Finanzsektors in gesundem Maße, blieben jedoch nach wie vor ein geringer Teil der vor allem landwirtschaftlichen, gesamtchinesischen Ökonomie.<sup>343</sup> Die Probleme der Landwirtschaft und der Lebensbedingungen der Landbevölkerung wurden in der nanjinger Dekade jedoch kaum angegangen, was von strukturellen Problemen der Regierung herrührte, die eine Kontinuität der republikanischen Regierungen seit 1911 aufzeigt. Das allgegenwärtige Extraktionsproblem des Staates verhinderte, dass die Zentrale genügend Kapazitäten erzeugte, um die lokale Ebene zu penetrieren.<sup>344</sup> Dieser Teufelskreis aus unzureichender Kapazität und unzureichender Finanzextraktion führten dazu, dass die chinesische Landbevölkerung und deren Wirtschaft sich selbst überlassen wurden, bis die Kommunisten sie für ihre Sache aktivierten. Die Nationalregierung der nanjinger Dekade hatte, genau wie ihre Vorgänger, kaum die Möglichkeit über den urbanen Sektor hinaus die chinesische Gesellschaft und Wirtschaft unter ihrer Führung zu einen und zu modernisieren.

In der Realität war das republikanische China der Guomindang also im urbanen Raum und auf internationaler Ebene eine neu entstandene Nation. Doch für die breite Masse der chinesischen (Land-)Bevölkerung hatte sich kaum mehr verändert als in der späten Qing-Zeit oder nach deren Fall. Die Schwäche der Zentralregierung offenbarte sich besonders deutlich in ihrer Unfähigkeit, das ab 1931 zunehmend aggressive Voranschreiten des imperialistischen Japans zu bremsen. Chiang Kaishek war davon überzeugt, dass China erst wirtschaftlich erstarren musste, bevor es Japan die Stirn bieten könnte, doch schließlich überholte ihn die sich beschleunigende Verkettung der Ereignisse in Asien und Europa ab dem Ende der 1930er Jahre. Als die Nationalregierung 1937 endlich offiziell in den umfassenden Widerstandskrieg gegen Japan eintrat, wurden die Verteidigung des Landes und der Widerstand gegen Japan von der Bevölkerung getragene nationale Angelegenheiten,

---

<sup>341</sup> Damit war der chinesische Fabi an den US Dollar gebunden, was die bis heute andauernde besondere Zwilingsbeziehung der beiden Wirtschaften erzeugte. Trotz der Umstellung auf den Dollar begann die GMD, Goldreserven anzulegen, um sich gegen Unsicherheiten des Dollars abzusichern; auch die KPCh hat dies stetig weitergeführt.

<sup>342</sup> Vgl. Hsü, 2000, P. 566-567.

<sup>343</sup> Vgl. Zarrow, 2005, P. 258.

<sup>344</sup> Vgl. Strauss, in Wakeman und Edmonds [Hrsg.], 2005, P. 77 ff.

in der auch Stadt und Land in gewissem Grad verbunden waren.<sup>345</sup> Im Boykott japanischer Produkte und der realen Feindlichkeit gegenüber japanischen Bürgern in China verdeutlichte sich eine neue Verbundenheit des chinesischen Volkes, das wieder aus einer als existentiell wahrgenommenen Bedrohung heraus einen ausgeprägten Nationalismus entwickelte.<sup>346</sup> Es folgte eine rasante Expansion der Zentralregierung, die von oben herab versuchte, die vor allem nach dem Verlust von Shanghai und der Flucht der Regierung aus Nanjing immer chaotischer werdenden Verhältnisse in Versorgung, Wirtschaft und Militär unter Kontrolle zu behalten.<sup>347</sup> Schließlich hatte sich die Nationalregierung im Zweiten Weltkrieg gegenüber Japan völlig erschöpft, was im darauffolgenden Bürgerkrieg dazu führte, dass sie den relativ ausgeruhten Kommunisten wenig entgegenzusetzen hatten. So rief Mao Zedong<sup>348</sup> am 10. Oktober 1949 die Volksrepublik China aus, was die Zeit der Republik endgültig beendete.

---

<sup>345</sup> Vgl. Wong, 2000, P. 176-177.

<sup>346</sup> Siehe oben, Kapitel 2.3.3

<sup>347</sup> Vgl. Strauss, in Wakeman und Edmonds [Hrsg.], 2005, P. 92 ff.

<sup>348</sup> 毛泽东 *máo zé dōng* (1893-1976)

## III Politische Betrachtung

### 3.1 Theorie und Modell des Nationalstaates

Das Konzept des Nationalstaates, in der heutigen Zeit scheinbar global akzeptiert und weitgehend angewandt, ist eine historisch junge Entwicklung – oder Erfindung. Im Europa der aufkeimenden, industriellen Revolution und dem theoretischen Erben der französischen Revolution geboren, war das Modell des Nationalstaates im hier betrachteten Zeitraum bereits primär durch Handel und Kolonialisierung im Gepäck der Seemächte Europas um den Globus gereist und hatte seine bereits globale Verbreitung begonnen.

Die Prämissen und Absichten, unter denen die Ideen der Nation und des Nationalismus in Asien Anklang und Anwendung fanden, waren dabei häufig mit einer aus Gründen des Selbstschutzes lancierten staatlichen Modernisierung verknüpft. Je mehr das scheinbar übermächtige Europa nach Asien drang und es unter sich aufteilte, desto stärker sahen sich die dortigen Staaten gezwungen, den politischen und sozialen Jargon Europas, also das damit einhergehende System der Nation, auf sich selbst anzuwenden, bevor es dafür zu spät wäre, und man von den neuen Fremdmächten unterworfen würde. Um sich also gegen die erobernden und kolonialisierenden Nationen Europas zu schützen, sahen sich viele Staaten gezwungen, so schnell wie möglich gleichsam zu Nationen zu werden oder zumindest als solche zu erscheinen.

Vorreiter darunter war in Asien Japan, das seit der Meiji Restauration 1868 den systematischen und zielstrebigem Weg in die Umwandlung zu einer Entität der Nationalstaatengemeinschaft eingeschlagen hatte. Gezielte und höchst kalkulierte Transfers und Nachahmungen von europäisch nationalstaatlichem Know-How ermöglichten es dem ehemaligen Feudalstaat, sich sehr bald und sehr effektiv als ein kompetitiver und eigenständiger Nationalstaat neu zu definieren.<sup>349</sup>

Wie aber definiert sich ein Nationalstaat und wie wird der Begriff definiert? Hierzu greife ich vor allem auf die Arbeit von Benedict Anderson zurück, der in der großen Liga derer, die sich mit der Erforschung dieses Phänomens beschäftigen, einer der wenigen ist, die eine tatsächliche Definition anbieten und vertreten. Anderson definiert:

---

<sup>349</sup> Schwentker, in Linhart und Weigenlin-Schwiedrzik [Hrsg.], 2004, P. 255-262.

*„[...] it is an imagined political community – and imagined as both inherently limited and sovereign. It is imagined because the members of even the smallest nation will never know most of their fellow-members, [...] yet in the minds of each lives the image of their communion. [...] The nation is imagined as limited because even the largest of them [...] has finite, if elastic, boundaries, beyond which lie other nations. [...] It is imagined as sovereign because the concept was born in an age in which Enlightenment and Revolution were destroying the legitimacy of the divinely-ordained, hierarchical dynastic realm. [...] Finally, it is imagined as a community, because, regardless of the actual inequality and exploitation that may prevail in each, the nation is always conceived as a deep, horizontal comradeship.“<sup>350</sup>*

Andersons Definition des Nationalstaates beschreibt also eine politische Entität, die *vorgestellt, begrenzt, souverän* und eine *Gemeinschaft* ist. Diese Attribute sind zentral in Andersons These der *imagined communities*, die unter anderem aufzeigt wie sich das Modell des Nationalstaates aufgrund seiner Konstruiertheit bald nach seiner Genese aus der Geschichte Europas in die ganze Welt exportieren ließ.

Wie bereits oben erwähnt, ist Benedict Anderson beinahe ein Einzelfall in seiner Definition des Nationalstaates. Eric J. Hobsbawm erklärt in der Einleitung seines Werkes „Nations and Nationalism since 1780“ nahezu lakonisch:

*„Neither objective nor subjective definitions are thus satisfactory, and both are misleading. In any case, agnosticism is the best initial posture of a student in this field, and so this book assumes no a priori definition of what constitutes a nation. As an initial working assumption any sufficiently large body of people whose members regard themselves as members of a ‘nation’, will be treated as such.“<sup>351</sup>*

In einer Publikation zu eben diesem Thema lehnt Hobsbawm also strikt eine Definition des Begriffes selbst ab. Die einzige Faustregel, nämlich dass es sich dabei um einen „ausreichend großen Korpus von Menschen, die sich als Mitglieder einer Nation ansehen“ handelt, beißt sich in der Verwendung des Begriffes „Nation“ zur Definition des Begriffes „Nation“ selbst in den Schwanz und bleibt auch hinsichtlich des Ausmaßes dieser ausreichenden Größe verschwiegen. Nichts desto trotz ähneln sich Andersons und Hobsbawms Definitionen oder

---

<sup>350</sup> Anderson, 2006, P. 6-7.

<sup>351</sup> Hobsbawm, 1997, P. 8.

Herangehensweisen an den Begriff des Nationalstaates, oder sind zumindest miteinander weitgehend kompatibel. Während Anderson von *imagined communities* spricht, so führt Hobsbawm *invented traditions* an:

„‘*Invented tradition*’ is taken to mean a set of practices, normally governed by overtly or tacitly accepted rules and of a ritual or symbolic nature, which seek to inculcate certain values and norms of behavior by repetition, which automatically implies continuity with the past.“<sup>352</sup>

Und später führt er weiter aus, dass diese *invented traditions* ebenfalls von großer Bedeutung für die Erfindung der Nation sind:

„[...] one specific interest of ‘*invented traditions*’ for, at all events, modern and contemporary historians ought to be singled out. They are highly relevant to that comparatively recent historical innovation, the ‘*nation*’, with its associated phenomena: nationalism, the nation-state, national symbols, histories and the rest. All these rest on exercises in social engineering which are often deliberate and always innovative, if only because historical novelty implies innovation.“<sup>353</sup>

Während Anderson also den Nationalstaat direkt als eine vorgestellte Gemeinschaft charakterisiert, so sagt Hobsbawm, dass *erfundene Traditionen* von höchster Relevanz für die „historische Innovation“ der *Nation* und der ihr angehörigen Phänomene sind. Zusammenfassend gesagt, besteht also der konstruierte Charakter dessen, was unter den Begriffen *Nation* und *Nationalstaat* definiert wird. Eine *Nation* ist demnach ein Konstrukt oder bedient sich in ihrer Selbsterschaffung, der *Autopoiesis* nach Luhmann<sup>354</sup>, an Konstrukten und Mitteln ein eigenes, schlüssiges und passendes Umfeld (was eine Geschichte mit einschließt) zu erzeugen.

Diesen Definitionen und Erläuterungen möchte ich nach Philip L. White noch anfügen, dass bei der Diskussion von *Nation* und *Nationalstaat* nicht übersehen werden darf, dass eben dieser Begriff eigentlich zwei unterschiedliche Sachverhalte beschreibt. White führt aus:

„The ‘*nation state*’ appears to have two very different meanings. One meaning is a sovereign government. Such a government is expected to serve the interests of all who reside within the

---

<sup>352</sup> Hobsbawm, in Hobsbawm [Hrsg.], 2010, P. 1.

<sup>353</sup> Ebd. P. 13.

<sup>354</sup> Vgl. Luhmann, 2011, P. 97 ff.

*government's borders. Some have called such sovereign governments civic nations. The other form is what I prefer to call the ethnic nation. The ethnic 'nation' is a group in which members share kinship (often fictive), language, perhaps religion, and usually many customs."*

355

White argumentiert, dass der Begriff der Nation und die damit verbundenen Termini in ihrer langen Geschichte, seit der Entstehung des lateinischen Begriffes (*natio*) im römischen Reich eine komplexe Genese durchlaufen sind, in der auf unterschiedliche Weise beide Bedeutungsfelder in verschiedenen Zeiten und Regionen prägend waren. Einmal in der Moderne, oder Frühmoderne, angekommen, existiert der Begriff der Nation also eher als Kaleidoskop von Bedeutungen, deren Auswahl der jeweilige Anwendungs- und Interpretationskontext bestimmt.

Eine *zivile* Nation beschreibt also einen Regierungsapparat, der über ein bestimmtes Gebiet und eine darin befindliche, oft heterogene, Bevölkerung herrscht. Somit ist Whites „civic nation“ sehr ähnlich zum von Anderson beschriebenen realen Nationalstaat. Eine *ethnische* Nation, auf der anderen Seite, beschreibt eine Personengruppe, die sich durch Homogenität in Bereichen wie Verwandtschaft, Sprache und anderen Kriterien von andersartigen Gruppen abgrenzt, auch wenn diese Homogenität eher eine Vorstellung sein mag (und zumeist sein muss). Nach dem Begriff der ethnischen Nation hätte daher jede Volksgruppe, die ein gewisses Maß an interner Kongruenz und Zusammenhalt aufweist, das moralische Recht sich als selbstbestimmte Nation autonom politisch zu regieren<sup>356</sup>. White schließt, dass eine danach in der Praxis durchgesetzte freie Staatenbildung aller so legitimierten Volksgruppen (eine Kategorisierung, die in sich schon eine logistische Unmöglichkeit darstellt) das bereits jetzt schwierige Verhältnis der globalen politischen Beziehungen um ein Vielfaches verkomplizieren würde. Die Zahl der Nationen würde um das etwa zehnfache zunehmen und ein international nicht regulierbares Chaos hervorrufen.<sup>357</sup>

Abschließend argumentiert White daher, beinahe lakonisch wie Hobsbawm, dass die Verwendung des Begriffes des „Nationalstaats“ von allen vermieden werden sollte, wie Smith in neuerer Zeit sagte<sup>358</sup>. Darüber hinaus sei es zwar wichtig, sich der dualen Bedeutung

---

<sup>355</sup> White, in Hopkins [Hrsg.], 2006, P. 257.

<sup>356</sup> Vgl. ebd. P. 258.

<sup>357</sup> Vgl. ebd. P. 259-260.

<sup>358</sup> Vgl. ebd. P. 279-280.

des Begriffes Nation bewusst zu sein, jedoch sei die *ethnische* Nation in ihrer realen Ausprägung zu vermeiden und anstatt dessen *zivile* Nationen zu fördern, die ihren heterogenen Populationen eine gerechte und gleiche Politik angedeihen lassen, um lokale Gruppierungen und deren gegenseitige Wettstreite zu vermeiden.<sup>359</sup> All dies ist von White im Kontext der Globalisierung argumentiert, in dem es ihm sinnvoller erscheint lokale und begrenzte Systeme im Austausch für internationale und auf Gleichheit in der Verschiedenheit basierende Systeme zu ersetzen.

Was aber sind die Charakteristika eines Nationalstaates, beobachtbar in der Gegenwart und rezenten Vergangenheit – im Gegensatz zu Whites auf die Zukunft orientierte Argumentationen – und was unterscheidet diese Staatsform von anderen?

Der Nationalstaat entstand als politische Theorie und Realität im Europa des 18. Jahrhunderts. Sowohl die Französische Revolution 1789 wie auch die britische Vorreiterrolle in der Industrialisierung waren hier von ausschlaggebender Bedeutung in der Genese der Nation. Einmal entstanden, war der Nationalstaat jedoch bald „modular“<sup>360</sup> und ohne große Schwierigkeiten übertrag- und adaptierbar. Mit Andersons Worten: „But once ‘out there for all to see’, it was as copyable as Prussia’s early-nineteenth-century military reforms, and by the same variety of political and social systems.“<sup>361</sup>

Nach Anderson beruht die moderne Nation vor allem auf der Erzeugung von Gemeinsamkeiten („imagined communities“). In früherer Zeit hatten religiöse Gemeinschaften und Organisationen hiermit teils europaweit Ähnlichkeiten, jedoch war deren Zusammenhalt seit dem Mittelalter zurückgegangen.<sup>362</sup> Während derartige Gemeinschaften noch durch eine Sakralsprache, in Europa Latein, eine überregionale Zusammengehörigkeit erschufen und verbreiteten, so brachten Buchdruck und aufkommender Kapitalismus bald auch Umgangssprachen in ähnliche Rollen. Der Buchdruck in einer Mundart erforderte, diese einer gewissen Standardisierung und künstliche Bearbeitung<sup>363</sup> zu unterziehen, wodurch letztendlich ein jeweiliger, regionaler Dialekt zu einer überregionalen Printsprache wurde. Dies geschah häufig, auch in außereuropäischen Territorien, maßgeblich angestoßen durch eine Übersetzung der Bibel in jeweilige

---

<sup>359</sup> Vgl. ebd. P. 280.

<sup>360</sup> Vgl. Anderson, 2006, P. 4 und P. 11.

<sup>361</sup> Ebd. P. 159.

<sup>362</sup> Vgl. ebd. P. 16.

<sup>363</sup> Vgl. Hobsbawm, 1997, P. 54.

Regionalsprachen.<sup>364</sup> Infolge dessen gewann diese Sprachform an Stärke und wurde bald zur „Nationalsprache“, die in ihrer schriftlichen und gelehrten Form Gemeinschaft im Gebiet ihrer Verbreitung erzeugte.

Der neue Staat begann selbst das interne Bildungssystem aufzubauen und zu lenken; etwas, das vorher so gut wie gänzlich in Händen der Religion gelegen hatte. Über die Schulen und auch Universitäten begann eine standardisierte Bildung in standardisierter Sprache vermittelt zu werden, die gleichsam überregionale und abstrakte Gemeinsamkeit der Bürger einer jeweiligen Nation erzeugte und perpetuierte. Das Bildungssystem diente ebenfalls, neben aufkommenden Nationalfeiertagen und anderen staatlichen Ritualen, dazu, eine Masternarrative des Staates und seiner (zumeist konstruierten) Historie und deren vermeintlicher Kontinuität herzustellen. Mit Andersons Worten: „As with modern persons, so it is with nations. [...] the need for a narrative ‘identity’. [...] In the secular story of the ‘person’ there is a beginning and an end. [...] Nations, however, have no clearly identifiable births, and their deaths, if they ever happen, are never natural.“<sup>365</sup> Neben diesen aufgezeigten, charakteristischen Neuerungen und Bemühungen des Nationalstaates gibt es zahlreiche andere Phänomene, wie die wichtige Ziehung klarer, staatlicher Grenzen, das Instrument des Zensus, und andere Mittel („invented traditions“ wie Volkslieder<sup>366</sup>) um einen Patriotismus und ein Zugehörigkeitsgefühl der Einwohner eines Staates zu erzeugen, die nichtmehr bloß einzelne Subjekte eines Herrschers sind.

Die Übernahme des Nationalstaates in anderen Teilen der Welt, hier am Beispiel Asiens, ist nach der eingänglich betonten Übertragbarkeit des bloß historisch in Europa verwurzelten Konzeptes nicht verwunderlich. Getragen wurde es dabei sowohl direkt in Kolonien als auch indirekt durch die kolonialisierenden Imperien. Das Beispiel Japans, aber genauso Chinas und anderer Länder, zeigt, dass der Nationalismus in Asien fast immer als anti-imperialistischer Schutzmechanismus entstand.<sup>367</sup> Selbst die wenigen Staaten, die nicht zur Kolonie wurden, darunter vor allem das „unberührte“ Königreich Siam (der Großteil dessen heute das moderne Thailand ist), wurden durch die sie umgebenden Nationalstaaten und Nationalkolonien eingegrenzt (auch im Sinne ihrer tatsächlichen staatlichen Grenzen) und so

---

<sup>364</sup> Vgl. ebd. P. 61.

<sup>365</sup> Anderson, 2006, P. 205.

<sup>366</sup> Vgl. Hobsbawm, in Hobsbawm [Hrsg.], 2010, P. 9.

<sup>367</sup> Vgl. Anderson, 2006, P. 159 und Hobsbawm, 1997, P. 105 ff.

ebenfalls in das bald international funktionierende System von Politik und Wirtschaft der Nationen eingebunden.

### **3.2 Kolonialismus und Kolonie: (Die Briten in) China und Indien**

Die Begriffe von *Kolonialismus* und *Kolonie*, wie auch der des *Imperialismus*, haben heute weitgehend negative Konnotationen. Auch wenn der rezente Diskurs, vor allem in der populären Literatur, dem Kolonialismus ein primär negatives Erbe zuspricht, so ist seine Besprechung dennoch unumgänglich, wenn es um die neuere Geschichte Asiens geht. Fast keine Region der Welt blieb abgeschieden oder verschont, als die Mächte Europas, später auch einige andere, im Eroberungs- und Zivilisierungsstreben nach dem Rest der Welt griffen. Mit ihrer Präsenz im asiatischen Raum haben Länder wie Portugal, England, Frankreich und viele andere die dortigen sozio-kulturellen, wirtschaftlichen, politischen und militärischen Realitäten, sogar auch die ökologischen, auf profunde Weise beeinflusst. Dass dies nicht bloß ein von den Kolonisierenden ausgehendes einseitiges (und rein negatives) Verhältnis von Beeinflussung und Veränderung war, muss einer objektiven Sichtweise klar sein.

Welche Bedeutungen aber sind in den angeführten Begriffen eigentlich enthalten? Bei der folgenden Definition dieser Termini stütze ich mich vor allem auf die Definitionen von Osterhammel und Reinhard.

#### **Kolonie**

Wolfgang Reinhard definiert:

*„Kolonie [...] ist streng genommen und von Haus aus eine Neuansiedlung, die selbständig sein oder unter der Kontrolle des Gemeinwesens bleiben kann, aus dem die Siedler stammen. In übertragenem Sinn wird Kolonie aber jedes räumlich von dem betreffenden Gemeinwesen getrennte Herrschaftsgebiet genannt, vor allem wenn es in Übersee liegt. Der Minimalinhalt des Begriffs Kolonie besteht also in Siedlung oder Herrschaft, der Maximalinhalt in Siedlung und Herrschaft.“<sup>368</sup>*

Weiters definiert Jürgen Osterhammel:

---

<sup>368</sup> Reinhard, 2008, P. 3.

*„Eine Kolonie ist ein durch Invasion (Eroberung und/oder Siedlungskolonisation) in Anknüpfung an vorkoloniale Zustände neu geschaffenes politisches Gebilde, dessen landfremde Herrschaftsträger in dauerhaften Abhängigkeitsbeziehungen zu einem räumlich entfernten „Mutterland“ oder imperialen Zentrum stehen, welches exklusive „Besitz“-Ansprüche auf die Kolonie erhebt.“<sup>369</sup>*

Der Begriff *Kolonie* wird demnach verwendet, um ein Territorium zu beschreiben, das dem Herrschaftsanspruch einer getrennten politischen Entität unterstellt worden ist. Es kann zur Niederlassung von Siedlern kommen, die einem Machtergreifen durch die imperiale Zentrale vorrausgeht, oder es kommt zu einer Machtergreifung mit nachfolgender (optionaler) Besiedlung.

Sowohl Osterhammel als auch Reinhard unterteilen die Realität des Begriffes *Kolonie* darüber hinaus in die folgenden drei Ausprägungsweisen: *Beherrschungs-* oder *Herrschaftskolonien*, *Stützpunktkolonien* und *Siedlungskolonien*.<sup>370</sup> Während sich Beispiele für Letztere vor allem in der sogenannten „Neuen Welt“ Nordamerikas und Kanadas, aber auch in Australien, Neuseeland oder Afrika, finden, sind Beherrschungs- und Stützpunktkolonien häufig in der neueren Geschichte Asiens aufgetreten. Als Paradebeispiel der Herrschaftskolonie dient Britisch-Indien. Stützpunktkolonien der verschiedensten Kolonialmächte lassen sich andererseits gut am Beispiel der unterschiedlichen Städte und Konzessionen der chinesischen Küstenregion aufzeigen.

## **Kolonialismus**

Nach Reinhard ist Kolonialismus „[...] die Kontrolle eines Volkes über ein fremdes unter wirtschaftlicher, politischer und ideologischer Ausnutzung der Entwicklungsdifferenz zwischen beiden.“<sup>371</sup> Osterhammel führt dies weiter aus:

*„Kolonialismus ist eine Herrschaftsbeziehung zwischen Kollektiven, bei welcher die fundamentalen Entscheidungen über Lebensführung der Kolonisierten durch eine kulturell andersartige und kaum anpassungswillige Minderheit von Kolonialherren unter vorrangiger Berücksichtigung externer Interessen getroffen und tatsächlich durchgesetzt werden. Damit verbinden sich in der Neuzeit in der Regel sendungsideologische Rechtfertigungsdoktrinen,*

---

<sup>369</sup> Osterhammel, 2009, P. 16.

<sup>370</sup> Vgl. Osterhammel, 2009, P. 17-18 und Reinhard, 2008, P. 4-5.

<sup>371</sup> Reinhard, 2008, P. 1.

*die auf der Überzeugung der Kolonialherren von ihrer eigenen kulturellen Höherwertigkeit beruhen.*<sup>372</sup>

Der *Kolonialismus* bedeutet also, dass eine politische Entität aus ihrer meist militärischen Überlegenheit heraus andere, kulturell fremde, Regionen ihrer Herrschaft unterwirft, um vor allem eigene, oft wirtschaftliche, Interessen durchzusetzen. Als Rechtfertigung vor der eigenen Gesellschaft dient dabei in allen Fällen die Überzeugung einer kulturellen Überlegenheit, sowie häufig ein Sendungs- oder seltener Missionierungsgedanke. Dass der vor allem europäische Kolonialismus aus seinen eigenen Reihen oft als „Bürde des weißen Mannes“ beschrieben wurde, liegt also in der Überzeugung von der eigenen kulturellen Überlegenheit und der damit einhergehenden Verantwortung zur kulturell-ideologischen Sendung, also „Erziehung“, begründet.

Dass der Kolonialismus sich vom 17. bis 19. Jahrhundert derart verbreitete, liegt nicht primär in seiner vermeintlichen Profitabilität oder des Bedarfes nach exotischen Rohstoffen begründet, sondern ist vor allem im Lichte eines Wettlaufes der (westlichen) Mächte um die Aufteilung des Restes der Welt zu sehen. Der Kolonialismus war also nicht nur ein ideologisches und wirtschaftliches Streben, sondern gleichfalls auch ein Prestigeprojekt.

### **Imperialismus**

Im Zusammenhang mit den Begriffen Kolonie und Kolonialismus wird nicht selten auch von Imperialismus und betreffenden Imperien gesprochen. Dass diese Beschreibung faktisch nur auf die wenigsten kolonialisierenden Kräfte zutrifft muss diese Arbeit nicht direkt tangieren, da beim Falle Großbritanniens mit relativer Sicherheit von einem Imperium gesprochen werden kann. Osterhammel definiert den Begriff des *Imperialismus* als:

*„[...] Begriff, unter dem alle Kräfte und Aktivitäten zusammengefaßt werden, die zum Aufbau und zur Erhaltung [...] transkolonialer Imperien beitragen. Zum Imperialismus gehört auch der Wille und das Vermögen eines imperialen Zentrums, die eigenen nationalstaatlichen Interessen immer wieder als imperiale zu definieren und sie in der Anarchie des internationalen Systems weltweit gelten zu machen. Imperialismus impliziert also nicht bloß*

---

<sup>372</sup> Osterhammel, 2009, P. 21.

*Kolonialpolitik, sondern „Weltpolitik“, für welche Kolonien nicht allein Zwecke [sic] in sich selbst, sondern auch Pfänder in globalen Machtspielen sind.“<sup>373</sup>*

Reinhard betont in der Verwendung des laut ihm überstrapazierten Begriffes dessen dynamische Komponente als „[...] dynamische[n] Komplementärbegriff zum eher statischen *Kolonialismus*, d. h. *Imperialismus* sollen heißen Anstrengungen, die zur Herstellung von *Kolonialismus* unternommen werden.“<sup>374</sup>

Der Begriff des Imperialismus differenziert sich also von dem des Kolonialismus, indem er übergeordnet alle Bestrebungen einer politischen Macht in allen Räumen, in denen sie vertreten ist oder in die sie vorstößt, einschließt. Ein Imperium beinhaltet demnach Kolonien (Kolonialismus), aber auch reine Handelsbeziehungen, Patronagen oder indirekten Kolonialismus in Form von Beratern und anderer Beeinflussungen.

### **Geschichtlicher Überblick**

Die Geschichte des Kolonialismus im europäischen Sinne begann, vereinfacht betrachtet, mit dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Größtenteils beschränkt auf den europäischen Raum hatte es schon vorher „europäische Übersee-Experimente“<sup>375</sup> vor allem durch Venedig, Portugal und Spanien gegeben, die in gewisser Weise den Weg für das Folgende ebneten. Mit der beginnenden Eroberung der Amerikas einerseits und dem aufkommenden Handel in Asien andererseits jedoch begann eine völlig neue globalgeschichtliche Epoche. Es sollte trotzdem noch verhältnismäßig lange dauern, bis der bewaffnete Merkantilismus in Asien von Stützpunktkolonien zu Beherrschungskolonien übergehen würde. In Asien waren die Portugiesen die erste bestimmende europäische Macht. Ihnen folgten im 17. Jahrhundert die erstarkten Holländer, bis sie schließlich gegen Mitte des 18. Jahrhunderts von den Engländern als Vormacht in Asien abgelöst wurden.

Nachdem im 17. Jahrhundert noch die Karibik und ihre Plantagen im Vordergrund der überseeischen Anstrengungen Europas gestanden hatten, so richtete sich der Fokus im 18. Jahrhundert eindeutig auf Asien. Allen voran durch die Briten kam es nun zur Errichtung von Beherrschungskolonien. Neben der Besiedelung Australiens und Neuseelands stiegen die Engländer in Gestalt der East India Company im indischen Subkontinent von bloßen

---

<sup>373</sup> Ebd. P. 27.

<sup>374</sup> Reinhard, 2008, P. 1.

<sup>375</sup> Osterhammel, 2009, P. 34.

Händlern (mit bewehrten Stützpunkten) immer mehr zu Kolonisatoren auf. Die politische Instabilität des zerfallenden Mogulreiches erlaubte den Briten von Bengalen ausgehend einen immer größeren Einfluss auf die lokalen Innenpolitiken. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts schließlich „konnten sich die Briten [...] als ‚paramount power‘, als unbestrittene Vormacht, auf dem [indischen] Subkontinent fühlen.“<sup>376</sup>

Das 19. Jahrhundert brachte in Europa ein Lauffeuer der Nationalstaaten, dessen globale Auswirkung unter anderem das Modell des Freihandels war. Dieses System wurde von den kolonialen Mächten vor allem in Asien zum eigenen Nutzen und häufig mit militärischen Mitteln durchgesetzt. China, Japan und Thailand wurden durch den Westen für den Handel „geöffnet“ und bald schon fiel fast ganz Südostasien an die verschiedenen Kolonialmächte. Eine zunehmende Kolonialherrschaft löste dabei im Verlauf des Jahrhunderts den „bloßen“ Handel ab. Den imperialen Abschluss des 19. Jahrhunderts bildete gewissermaßen die zumindest formelle Aufteilung Afrikas in dessen ausgehenden zwei Dekaden.

Erst das 20. Jahrhundert schließlich versprach den Kolonien einen wirtschaftlichen, vor allem exportökonomischen, Aufschwung. Unter Federführung der Kolonialmächte wurde die Infrastruktur der beherrschten Territorien, allem voran durch die Eisenbahn, ausgebaut und eine Exportwirtschaft geschaffen, die auf die westlichen Bedürfnisse zugeschnitten war. Das Ende des ersten Weltkrieges brachte kolonial betrachtet kaum Unabhängigkeit, sondern bloß unterschiedliche Wechsel der Kolonialherren. Zu dieser Zeit „erreichte die koloniale Welt das universalhistorische Maximum ihrer Ausdehnung.“<sup>377</sup> Damit ging einher, dass nun nicht mehr nur die alten europäischen Mächte als Kolonialherren und Imperien fungierten, sondern auch deren alte Neue Welt Amerika, sowie der zunehmend imperialistisch ambitionierte Eilaufholer Japan, der in der Folge des ersten Weltkrieges in seinem Heimatraum als deutlicher Gewinner hervorging.

Erst das Ende des Zweiten Weltkrieges 1945 leitete in Asien den Prozess der Dekolonialisierung ein, auch wenn sich einige direkte und indirekte Dependenz und vor allem Stützpunkte (wie Singapur oder Hong Kong) noch weit durch den Verlauf des 20. Jahrhunderts ziehen sollten. Neben einer Umstrukturierung globaler Beziehungen und Organisationen wie der des Völkerbundes, die nun allmählich auf eine zunehmende

---

<sup>376</sup> Ebd. P. 38.

<sup>377</sup> Ebd. P. 42.

internationale Gleichheit und Autonomie abzielten, sollte der Kolonialismus in Afrika noch bedeutend länger als der in Asien bestehen.

### 3.3 Reich und Religion: Die Qing Dynastie und der Buddhismus

Die mandschurischen Stämme, ursprünglich nur lose verbundene Jäger und Bauern im chinesischen Nordosten, hatten schon vor dem Aufstieg der Qing Dynastie eine lange Rolle in der Politik Chinas gespielt. Bevor sie im 17. Jahrhundert den Namen Mandschu annahmen waren es die Jurchen, welche als Jin Dynastie<sup>378</sup> im 12. bis 13. Jahrhundert den chinesischen Norden kontrollierten, bis auch ihr Reich von den Mongolen erobert wurde.<sup>379</sup> Bereits als Jin Dynastie waren die Jurchen mit dem Buddhismus in China in Kontakt gekommen, konvertierten jedoch erst deutlich später als die Mongolen zur neuen Religion.<sup>380</sup> So war die Verbindung, welche der Jurchen-Anführer Nurhaci 1626 mit dem Anführer der Khorchin Mongolen schloß, noch durch ein militärisches Opferritual aus der Liao Dynastie und nicht durch buddhistische Riten besiegelt worden.<sup>381</sup>

Bald jedoch entwickelten die Mandschu, welche 1644 die Qing Dynastie mit der neuen Hauptstadt in Peking ausriefen und ihren alten Namen Jurchen verboten, eine neue und geschickte Masternarrative, mit der sie die Mongolen und anderen zentralasiatischen Stämme in ihr Großreich einbanden. Ihr Hauptwerkzeug war dabei der tibetische Buddhismus, welchen sie am Beispiel der (idealisierten) mongolischen-tibetischen Allianzen übernahmen.<sup>382</sup> Nicht nur wurde für die Mandschu selbst eine neue, buddhistische Herkunfts- und Herrschaftsmythologie entwickelt<sup>383</sup>, sondern auch Historiographie und politische Legitimation wurden bei den Mongolen von der primären Fixierung auf Chinggis Khan als Urideal gelöst und in einer neuen Genealogie, die Mongolen mit Tibetern bis zu einem indischen Ursprung verband, alle mongolischen Stämme übergreifend in einer (buddhistisch) vereinten mongolischen Gesamtheit den (buddhistisch) legitimierten Qing-Herrschern untergeordnet.<sup>384</sup> Dass die mongolischen Stämme einzig der tibetisch-

---

<sup>378</sup> 金朝 *jīn cháo* (1115-1234)

<sup>379</sup> Vgl. Gernet, 1985, P. 356-359.

<sup>380</sup> Vgl. Elverskog, 2008, P. 43.

<sup>381</sup> Vgl. ebd., P. 14.

<sup>382</sup> Vgl. Gernet, 1985, P. 477-479.

<sup>383</sup> Vgl. Elverskog, 2008, P. 92.

<sup>384</sup> Vgl. ebd., P. 90 ff.

buddhistischen Schule der *dge lugs pa* verschrieben waren, wurde ebenso durch die Regie der Qing inszeniert und ein Religionspluralismus sowie Atheismus in der rezenten mongolischen Geschichte aus der neuen Historiographie herausretuschiert.<sup>385</sup>

Die tatsächliche Art des Buddhismus, den die Qing so effektiv einsetzten, war dabei nicht einfach der Buddhismus der *dge lugs pa*, sondern eine davon abgewandelte Form unter der Ägide der Mandschu Kaiser.<sup>386</sup> Das Treffen des Shunzhi Kaisers<sup>387</sup> mit dem fünften Dalai Lama im Jahre 1652 markierte eine grundlegende Veränderung des Systems der Relationen zwischen Tibet, China und den zentralasiatischen Mongolen. Es wurde nach altem Beispiel die Beziehung auf Basis des *yon-mchod* Verhältnisses etabliert, welches die Autorität des Dalai Lamas mittels der Qing Kaiser vergrößerte und dem Kaiser selbst institutionalisiert die Oberhand über den Dalai Lama gab.<sup>388</sup> In Folge, unter der Herrschaft des Kangxi Kaisers, wurde dies besonders deutlich, indem der Kaiserhof die Absegnung der Vergabe von (mongolischen) Titeln durch den Dalai Lama übernahm. So hatten sich die Qing geschickt an die Spitze der mongolischen (mittels der Instrumentalisierung des Chinggis Khan Kultes) und der tibetisch-buddhistischen Legitimation (mittels der Kontrolle des Dalai Lamas) manövriert.<sup>389</sup>

Trotz des oben dargelegten starken Fokus der Qing Dynastie auf eine partikulare Form des Buddhismus kann die Dynastie nicht als rein buddhistisch klassifiziert werden. Das mandschurische Feingefühl zeigt sich auch in dem Umstand, dass zwar der Buddhismus respektive der innerasiatischen Peripherie angewandt und zelebriert wurde, jedoch in Hinsicht auf das Herzland<sup>390</sup> die Qing bald nach ihrer Thronbesteigung weitgehend sinisiert im Sinne der konfuzianistisch-daoistischen Kultur der Han-Mehrheit auftraten. Daneben sei betont, dass der in „China proper“ praktizierte Chan-Buddhismus auf wesentliche Art und Weise von der tibetischen Ausprägung verschieden ist, was ebenfalls ein gegenseitiges Missachten der chinesischen und tibetischen Buddhisten bedingte, welches letztlich erst in der Moderne vom pan-asiatischen Denken buddhistischer Reformer angegangen wurde.<sup>391</sup>

---

<sup>385</sup> Vgl. ebd., P. 101 ff.

<sup>386</sup> Vgl. DuBois, 2011, P. 104-105.

<sup>387</sup> 順治帝 *shùn zhì dì* (1638-1661)

<sup>388</sup> Vgl. Elverskog, 2008, P. 104 ff.

<sup>389</sup> Vgl. ebd., P. 75 ff.

<sup>390</sup> Chin. 內地 *nèi dì* „In-land“.

<sup>391</sup> Vgl. Tuttle, 2005, P. 26 ff. Zum Projekt des pan-asiatischen Buddhismus siehe unten, Kapitel 4.4.

Im Laufe der Qing Dynastie entstanden eine Reihe von Orten und Institutionen, die in der Hauptstadt und anderen Regionen tibetischen Buddhismus organisierten, propagierten und über dessen Kommunikationswege diplomatische Beziehungen zur tibetischen Führungselite aufrecht erhielten. Das Gros dieser Institutionen konzentrierte sich auf die Verbotene Stadt<sup>392</sup>, in der religiös der Yonghe Tempel<sup>393</sup> und diplomatisch das Lifan Amt<sup>394</sup> die zentralen Rollen spielten. Der Yonghegong, ehemaliger Palast des Yongzheng Kaisers<sup>395</sup>, wurde unter dem Qianlong Kaiser zu einem *dge lugs pa* Kolleg ausgebaut, das Mandschu, Mongolen und einige Han in tibetischem Buddhismus und tibetischer Sprache unterrichten sollte.<sup>396</sup> Das hochrangige Lehr- und Führungspersonal waren Mönche aus Tibet, die in Zusammenarbeit mit der Regierung in Lhasa ausgewählt und entsandt wurden.<sup>397</sup> Neben anderen Institutionen innerhalb der Verbotenen Stadt, wie der Zhongzheng Halle, dessen Amt für die Rezitation von Sutren ebenfalls zentral in der Beziehung des Kaiserhofes zu tibetischen Buddhisten war<sup>398</sup>, befanden sich auch außerhalb in der Hauptstadt weitere Tempel tibetischen Buddhismus, wie der Hongrensi.<sup>399</sup> Tatsächlich war jedoch das ethnisch tibetische Personal dieser Einrichtungen begrenzt und wurde im Verlaufe der Qing Dynastie mehr und mehr durch tibetische Buddhisten wie die innermongolische Reinkarnationslinie der Changkya Khutukhtu<sup>400</sup> ersetzt, was einerseits politische Gründe hatte und andererseits in den Schwierigkeiten der Tibeter mit dem Klima Pekings begründet lag.<sup>401</sup> Ein häufig genutzter Ausweichpunkt und weiteres wichtiges Zentrum tibetischer Buddhisten waren die Tempelanlagen auf dem Wutai Berg<sup>402</sup>, vor allem der Pusading Tempel, dessen Äbte und hochrangige Lamas ebenfalls stets vom Dalai Lama abgeordnet waren und ab der Shunzhi

---

<sup>392</sup> Vgl. Stupar, in von Welck und Wiczorek [Hrsg.], 1997, P. 184-187.

<sup>393</sup> 雍和宫 *yōng hé gōng*

<sup>394</sup> Die größte und zentrale bürokratische Institution der Qing zur Regelung der Beziehungen zu Tibet, der Mongolei und der weiteren Peripherie. Siehe oben, Kapitel 2.2.2, Seite XYZ, Fußnote 16.

<sup>395</sup> Zu Lebzeiten des Yongzheng Kaisers (雍正帝 *yōng zhèng dì*) fungierte nur ein Teil des Palastes als Tempel, nach seinem Tod wandelte der Qianlong Kaiser den gesamten Palast in einen kaiserlichen Tempel um. Vgl. Gernet, 1985, P. 479.

<sup>396</sup> Vgl. Tuttle, 2005, P. 20.

<sup>397</sup> Vgl. Goldstein, 1991, P. 214 Fußnoten 4 und 5.

<sup>398</sup> Als Einrichtung, die nur dem Inneren der Verbotenen Stadt diente, unterstand die Zhongzhengdian (中正殿 *zhōng zhèng diàn*) dem Kaiserlichen Haushalt (内务府 *nèi wù fǔ*), der somit ein weiteres in die Beziehungen zu Tibetern und tibetischen Buddhisten involviertes Amt war.

<sup>399</sup> Vgl. Tuttle, 2005, P. 24.

<sup>400</sup> Tib. *lcang skya ho thog thu*, Chin. 章嘉呼图克图 *zhāng jiā hū tú kè tú*.

<sup>401</sup> Vgl. Tuttle, 2005, P. 21.

<sup>402</sup> 五台山 *wǔ tái shān*

Periode „die primären Repräsentanten Tibets in China Proper [...]“ darstellten<sup>403</sup>. Wegen seiner relativen Nähe zur Hauptstadt beherbergte der Berg häufig tibetische Würdenträger bei einem längeren Aufenthalt im chinesischen Herzland.

Während die wichtige Rolle und zentrale Präsenz des tibetischen Buddhismus im Qing Reich deutlich ist, ist die historische Wahrnehmung der damit verbundenen Beziehung zwischen Tibet und China auf beiden Seiten divergent.<sup>404</sup> Aus Sicht der Qing war der tibetische Buddhismus und die damit eingegangene Symbolik der *yon-mchod* Beziehung<sup>405</sup> ein Mittel zur Absicherung der politischen Suzeränität über den weiten und erweiterten Einflussbereich des tibetischen Buddhismus.<sup>406</sup> Darunter gliedert sich die Transformation der mongolischen Identität als integraler Teil des Qing Reiches mittels des als historisch und genealogisch gemeinsam konstruierten Bindegliedes des Buddhismus. Die Konzeption des Mandschureiches als Nationalitätengefüge ebnete den Weg für die in der Moderne so prägende Konzeption der innerhalb des chinesischen Reiches vereinten verschiedenen Ethnien, wobei die Qing Dynastie jedoch nicht synkretistisch funktionierte, sondern die Grenzen und Partikularitäten der einzelnen (fünf großen) Ethnien im Reich durch strenge Regeln zu bewahren suchte.<sup>407</sup> Damit einher ging eine regelrechte Apartheid der mandschurischen Herrschernationalität, die sich in einer Vielzahl von Regeln und Verboten vor allem von den Han abgrenzte und ihre privilegierte Stellung sicherte.<sup>408</sup> Der tatsächliche Kontakt zwischen dem chinesischen Kaiserhaus und der tibetischen Führungselite war dabei, wie Tuttle darstellt, ein rein laterale Verbindung der Spitze der vertikal aufgebauten tibetischen Gesellschaft mit den Qing. Alle Klassen der Gesellschaft Tibets, die sich unterhalb der ausgewählten Führungselite befanden, profitierten weder vom Austausch mit China, noch wurden sie kulturell oder ideengeschichtlich beeinflusst. Die Modernisierung der Qing, der Fall der Dynastie und die Konzeption eines chinesischen Nationalstaates ließen diese Art der Relation schließlich unmöglich werden.<sup>409</sup>

Der tibetischen Sicht auf die beim Besuch des 5. Dalai Lamas am Kaiserhof in Peking etablierte *yon-mchod* Beziehung lag eine anachronistische politische Naivität zugrunde, die

---

<sup>403</sup> Tuttle, 2005, P. 20.

<sup>404</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 113.

<sup>405</sup> Vgl. Tuttle, 2005, P. 17-18.

<sup>406</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 145 ff.

<sup>407</sup> Vgl. Tuttle, 2005, P. 31 ff.

<sup>408</sup> Vgl. Gernet, 1985, P. 465.

<sup>409</sup> Vgl. Tuttle, 2005, P. 15-16.

schon die tibetische Rezeption der vorherigen Beziehungen dieser Art mit den Mongolen gekennzeichnet hatte.<sup>410</sup> Die Beziehung, welche der 5. Dalai Lama bei seinem Besuch am Hof des Shunzhi Kaisers knüpfte, war nach tibetischer Sicht rein religiöser Natur und beeinflusste nicht die politische Konzeption der Regierung des Dalai Lamas in Lhasa.<sup>411</sup> Weitere Besuche tibetischer Würdenträger in China und am Qing-Hof wurden daher stets primär als religiös und unpolitisch angesehen, was sich auch mit den politischen Ambitionen des 9. Panchen Lamas nur unausgesprochen änderte.<sup>412</sup> Da in der späteren Qing-Dynastiezeit der tibetische Einfluss zur Befriedung und Kontrolle der mongolischen Stämme immer weniger benötigt wurde, sanken auch die diplomatischen Beziehungen zwischen Lhasa und Peking auf vor allem symbolisches Niveau herab. Das durch die religiöse Regierungsform bedingte, relative tibetische Desinteresse an der inner- und ostasiatischen Politik führte beim Ausbleiben eines diplomatischen Handlungszwanges durch die Qing zur weitgehenden außenpolitischen Abschottung Tibets Anfang des 20. Jahrhunderts. Der kaum als aktuell wahrgenommene Einfluss der späten Qing auf die tibetische Regierung ließ diese ihre Beziehungen mit den Mandschu auf völlig idealisierter und religiöser Basis ansehen.

### **3.4 China und Indien<sup>413</sup> als asiatische Nationalstaaten**

Dass sich im Verlaufe der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Asien ein Umbruch von dynastischen Staatsformen zu Nationalstaaten vollzog, liegt in speziellen und komplexen Übertragungs-, Anwendungs- und Deutungsschemata begründet. Dabei waren die lokalen und kulturellen Gegebenheiten eines Landes ebenso wichtige und individuelle Faktoren wie die Beziehung zu jenen westlichen Mächten, von denen das Konzept des Nationalstaates überhaupt erst vorgeführt und (direkt oder meist indirekt) perpetuiert wurde. Die generelle Beobachtung dabei ist, dass nicht die politischen Entitäten Asiens eine Entsprechung mit dem Konzept der Nation anstrebten, sondern vielmehr das Konzept der Nation als Export eine Anwendung auf vielerlei Kontexte zuließ.

---

<sup>410</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 93 ff.

<sup>411</sup> Vgl. Powers, 2004, P. 64.

<sup>412</sup> Siehe oben, Kapitel 2.2.4.

<sup>413</sup> In dieser Besprechung abwesend ist das in seiner politischen Natur und seinem Selbstverständnis grundlegend verschiedene Tibet, dessen Staatsform weiter unten in Kapitel 3.6 detaillierter besprochen werden wird.

China tritt in der Moderne als Nation auf, die zwar eine bewegte Entstehung und Vergangenheit hat, jedoch gleich allen anderen Nationen ihre Historie weit in die Geschichte und den Mythos zurückprojiziert. Tatsächlich jedoch ist China nicht einfach eine Nation sondern eher eine „Kultur die vorgibt, ein Nationalstaat zu sein“<sup>414</sup> oder ein „Nationalitätenstaat“<sup>415</sup> im Gegensatz zum Nationalstaat. Dass diese Identität, mit der sich das Land in der internationalen Staatengemeinschaft präsentiert, ein Produkt vorsichtiger Planung ist, verdeutlichte die „Revolution“ von 1911 anschaulich. Die Ereignisse, welche vom 10. Oktober 1911 bis ins frühe 1912 verliefen und schließlich das Abdanken der Qing Dynastie bewirkten waren im Vergleich zur Französischen und Russischen Revolution vielmehr eine Inszenierung als ein Aufbegehren des Volkes.<sup>416</sup> Revolution ist in China das gesamte 20. Jahrhundert hindurch ein Ereignis geblieben, das von oben herab geplant und gezielt eingesetzt wurde und das arm an spontanen (revolutionären) Elementen sowie reich an inszenierter Symbolik ist.<sup>417</sup>

Neben diesen weitgehend geplanten Systemwechseln des chinesischen, frühen 20. Jahrhunderts stehen intellektuelle und gesellschaftliche Entwicklungen und Transformationen, die eine chinesische Moderne mit sich brachten, welche der Verwendung und Institutionalisierung der Nationalstaatsidee zuträglich war. Wie in oben in Kapitel 3.1 schon dargelegt, ist der Nationalstaat eine „politische Entität, die *vorgestellt, begrenzt, souverän* und eine *Gemeinschaft* ist.“<sup>418</sup> Er ist, nach Anderson, eine „imaginierte Gemeinschaft“, die in ihrer luhmannschen Autopoiesis auf Mittel wie Hobsbawms „erfundene Traditionen“ zurückgreift. Der Entstehungs- beziehungsweise Selbsterschaffungsprozess einer Nation bedeutet also, dass sich eine durch ethnische, kulturelle oder geographische Faktoren vorgezeichnete Gemeinschaft mittels Faktoren wie der Entstehung und Verbreitung einer standardisierten Umgangssprache homogenisiert und dann durch die Institutionen des neuen Staatsapparates wie Presse, Bildung oder Militär auch über direkte menschliche Beziehungen hinweg ein Wir-Gefühl entwickelt, das die Bürger der neuen Nation gegenüber Außenseitern abgrenzt. In China lässt sich dies teils in

---

<sup>414</sup> Pye, 1992, P. 235 zitiert nach: Jacques, 2009, P. 201.

<sup>415</sup> Gruschke, 1998, P. 1, 4 und 8.

<sup>416</sup> Siehe oben, Kapitel 2.3.2 und 2.3.3.

<sup>417</sup> Das Einsetzen der Revolution als Instrument zur Mobilisierung des Volkes perfektionierte Mao Zedong, unter dem die von oben (also ihm selber) eingeleitete Revolution in den Exzessen des „Großen Sprungs nach vorn“ (大跃进 *dà yuè jìn* 1958-1961) und der „Großen Proletarischen Kulturrevolution“ (无产阶级文化大革命 *wú chǎn jiē jí wén huà dà gé míng* 1966-1976) auf die Spitze getrieben wurde. Siehe Apter und Saich, 1994.

<sup>418</sup> Siehe oben, Kapitel 3.1, P. 67.

den Entstehungsprozessen der Moderne und teils in historischen Charakteristika des Landes beobachten. Die Auffassung, dass das sehr alte China, das „Kulturreich China“, schon seit langer Zeit eine Art schlummernder Nationalstaat war, der nach den Wirren des 18. und 19. Jahrhunderts lediglich von Europa angestoßen wiedererwachen musste, drängte sich vielen (frühen) westlichen Betrachtern Chinas auf.<sup>419</sup>

Das traditionelle, chinesische Staatskonzept deckt sich mit Andersons Charakteristika der Nation darin, dass es eine „vorgestellte Gemeinschaft“ war.<sup>420</sup> Das 天下, „alle unter dem Himmel“, über die der Kaiser dank himmlischem Mandat und der Überlegenheit der chinesischen Kultur herrschte, war eine Gemeinschaft die durch das konfuzianistische Weltbild und die dadurch geprägte Selbstsicht der Herzland-Chinesen imaginiert wurde. Das chinesische Reich der langen Sukzession verschiedener Dynastien war jedoch nur im Herzland Chinas wirklich *souverän*, die Peripherien und Anrainer band die komplexe und durchaus ambivalente Logik des Tributsystems an das chinesische Reich – ein Verhältnis bei dem sich möglicherweise von Suzeränität, jedoch kaum von Souveränität sprechen lässt. Ebenfalls gegensätzlich zu Andersons Charakteristika war die traditionelle Diffusion des „Reiches der Mitte“, das eben nicht klar *begrenzt* war sondern „in einem System konzentrisch angeordneter Quadrate“<sup>421</sup> in Sphären der nach außen hin immer indirekteren Einflussnahme und Abgrenzung aufgeteilt war.<sup>422</sup> Gleichzeitig musste China nicht erst auf Gutenberg warten, um mittels Buchdruck eine Verbreitung populärer Literatur zu erfahren. Auch die Anstrengungen zu einer modernen, schriftlichen und standardisierten Umgangssprache fanden ihre Ursprünge noch im dynastischen China und gelangten bald nach dem Entstehen der Republik Chinas zur Blüte.<sup>423</sup>

Der Entstehung eines gleichförmigen Bürgers der modernen chinesischen Nation gegenüber stand die historisch gegebene Vielfalt der Ethnien im chinesischen Reich. Die Inklusivität des Reiches, zentrale These im kulturell basierten Weltbild eines Reiches der Mitte dem jeder mittels freiwilliger Zivilisierung beitreten konnte, wurde unter den Qing zu einer regelrechten Apartheid getrieben. Die überbetonten Unterschiede zwischen der Mehrheit

---

<sup>419</sup> Vgl. Gruschke, 1998, P. 3.

<sup>420</sup> „Thus, long before Durkheim realized that the central focus of all human societies is the imagining of communities, the Manchus were creating such communities „by mobilizing the formal properties of such sign systems as language, poetics and ritual.““ Elverskog, 2008, P. 8.

<sup>421</sup> Ebd., P. 6.

<sup>422</sup> Siehe oben, Kapitel 2.3.1.

<sup>423</sup> Siehe oben, Kapitel 2.3.2 und 2.3.3.

der Han-Chinesen und den anderen Ethnien wie den Mandschu, Mongolen oder Tibetern blieb auch nach dem Sturz der Qing von zentraler Bedeutung.<sup>424</sup> Jede Regierung des modernen Chinas proklamierte früh die Agenda, die Ethnien der „chinesischen Familie“ unter ihrer Flagge (und auf ihrer Flagge) zu vereinen. Dabei sollten zwar alle ehemaligen Untertanen des Kaisers in der gemeinsamen Arbeit am Projekt der Moderne und der Erstarkung der Nation vereint sein, jedoch wurde ihre Partikularität stets unangetastet belassen, um einen instinktiven Fluchtmechanismus in die eigene Unabhängigkeit oder Volksproteste zu verhindern.<sup>425</sup>

Die derartigen Gegebenheiten Chinas und die Resistenz der chinesischen Kultur gegenüber tiefgreifenden Veränderungen bedingten, wie bereits einführend dargelegt, dass das China der Moderne die Idee des Nationalstaates zwar vom europäischen Beispiel übernahm, dies jedoch überlegt und inszeniert durchführte. Der grundlegende Charakter Chinas und seiner Einwohner änderte sich dabei kaum, was bis heute andauert und nach wie vor Schwierigkeiten und Missverständnisse im interstaatlichen Dialog auslöst.

Wie gestaltet sich im Gegensatz dazu der indische Nationalstaat, dessen Entstehung fundamental durch die Kolonialzeit unter britischer Herrschaft bedingt war?

Sowohl die Geschichte Indiens, das gleich wie China auf eine sehr lange Kulturentwicklung blickt, wie auch die Zeit des Kolonialismus, sorgten dafür, dass die Nationalstaatsidee in Indien eine sehr andere Dynamik als in China entwickelte. Ähnlich wie in China herrschten auch in Indien Dynastien unterschiedlicher Herkunft über die Gesamtheit oder Teile des Subkontinents. Im Unterschied zu China jedoch gab es keinen bei allen Dynastien beobachtbaren Prozess der Sinisierung, in diesem Fall „Indisierung“, also einer notwendigen Anpassung an die vorherrschende Leitkultur als Legitimationsmittel für eine Fremdherrschaft wie die der Mongolen oder Mandschu in China, die zwar ihre eigene Kultur behielten und schützten, gegenüber dem chinesischen Herzland jedoch bald nach ihrer Thronbesteigung als konfuzianistisch stilisierte (und dadurch populär legitimierte) Herrscher im (han-)chinesischen Gewand auftauchten. Die Anpassungsfähigkeit, welche die in den Verwaltungsapparat der Regierung strebende Schicht gebildeter Inder schon unter den Mogulherrschern unter anderem durch das Annehmen der persischen Sprache gezeigt hatte,

---

<sup>424</sup> Vgl. Bayly, 2005, P. 217.

<sup>425</sup> Vgl. Gruschke, 1998, P. 2-3.

ließ auch nach dem Aufstieg der East India Company einen beträchtlichen Teil der einheimischen Bevölkerung rasch die Sprache der neuen „Einwanderer“ erlernen.<sup>426</sup> Dass es den Briten als europäische und damit grundlegend fremde Kolonialmacht so einfach war, die lokale Bevölkerung zu beherrschen (nachdem auf politischer Ebene Widersacher militärisch bezwungen worden waren) ist also in Hinsicht auf die vorhergehende Fremdherrschaft der Mogulen, deren Familie ursprünglich über den „Umweg“ Persiens aus Chinggis Khans mongolischem Weltreich stammte, weit weniger überraschend oder neu, als anfänglich erscheinen mag. Dass sich der Großteil der indigenen Bevölkerung eines Landes jedoch beinahe bereitwillig und äußerst anpassungsfähig fremdbeherrschen lässt, mag vor allem im Kontrast zu China unter anderem im populären Hinduismus, der Mehrheitsreligion des indischen Subkontinentes, begründet liegen. Im Gegensatz zum Konfuzianismus, der wie oben in Kapitel 2.3.1 dargestellt spätestens seit der Qin-Zeit (221-207 v. Chr.) die chinesische Staatsdoktrin beherrscht hat und die Bevölkerung eng in eine intellektuelle Wechselbeziehung mit dem Staat einband, liegt der Fokus des populären Hinduismus weit ab von Staat und Regierung. Der wichtigste und zentrale Fokus ist vielmehr die Familie, ein teils weitreichender sozialer Verbund, dem auch ein sehr ausgeprägter Ahnenkult angehört.<sup>427</sup> Mogule wie Engländer konnten mit relativer Leichtigkeit dem indischen Subkontinent ein funktionierendes Staatsgebilde aufsetzen, das so lange akzeptiert wurde, wie der Staat sich weitgehend aus den Angelegenheiten des traditionellen Familienverbundes heraus hielt. Natürlich soll dies nicht bedeuten, dass es keinen indischen Widerstand gegen Mogul- oder Kolonialherrschaft gab, jedoch ist es ein wesentlicher Faktor zum Verständnis der Natur der indischen Nation, vor allem als Unterschied im Vergleich zu China.

Trotz dieser Unterschiede kam es in Indien, genau wie in China, Anfang des 20. Jahrhunderts zur Entstehung eines unabhängigen Nationalstaates nach westlichem Beispiel. Dass es tatsächlich zu den zwei relativ klar umrissenen und genügend homogenen Staaten kam, die sich 1947 aus dem Ende der britischen Kolonialzeit erhoben, war keineswegs Endresultat eines klaren Entstehungsprozesses. Zwar artikulierte sich schon vor der Jahrhundertwende

---

<sup>426</sup> Vgl. Kulke und Rothermund, 2010, P. 313: „Insbesondere die Hindus waren bereit, diese Anpassung zu vollziehen. Unter der Mogulherrschaft hatten sie die persische Hof- und Verwaltungssprache gemeistert, jetzt erlernten sie ebenso rasch die Sprache der neuen Herren.“

<sup>427</sup> Vgl. Michaels, 2006, P. 85 & 115: „Weder der einzelne noch die Kaste sind Indiens soziale Motoren, sondern der Familienverbund.“

ein indischer Nationalismus, der eine eigenständige indische Nation anstrebte, jedoch verquickte sich dieser Nationalismus bis zum Ende der Kolonialherrschaft untrennbar mit der Unabhängigkeitsbewegung. Ebenfalls divergierten die indigenen Auffassungen von der eigenen Nation; für die einen musste eine indische Nation erst noch entstehen, wozu der koloniale Staatsapparat nützlich erschien, für andere musste die indische Nation sich bloß von der Fremdherrschaft befreien.<sup>428</sup> Die wirkliche Trendwende im Entstehungsprozess der Nation brachte, wie in den meisten Kolonien, der zweite Weltkrieg. Die damit verbundene Erschöpfung der Alliierten und das neue, liberalere Klima der internationalen Politik lösten einen dekolonialistischen Dominoeffekt aus.<sup>429</sup> Welche tatsächliche Form das unabhängige Indien annehmen sollte, war jedoch auch in den heißen Debatten der Nachkriegszeit noch ungeklärt. Von den Briten favorisierte Föderalismusvorschläge, die auch das Problem der nach wie vor halb unabhängigen, indischen Prinzenstaaten elegant umgangen hätten, waren schließlich mit den kompromisslosen Forderungen Muhammad Ali Jinnahs und der Gegenüberstellung von Kongreß und Muslimliga nicht vereinbar.<sup>430</sup> Die faktisch kompromittierte Natur der unabhängigen indischen Nation zeigte sich nicht nur in der Teilung des Landes in Indien und Pakistan, sondern auch in den teils noch immer ungelösten Hinterlassenschaften der Kolonialzeit und ihrem hektischen Ende, wie der andauernde Kaschmir Konflikt und andere indisch-pakistanische und indisch-chinesische Grenzkonflikte zeigen. Auch und in einigen Fällen vor allem nach der Teilung sind die andauernden Uneinigkeiten und Ausschreitungen der verschiedenen Glaubensgruppen und Minderheiten des Landes noch immer Unstimmigkeiten im Idealbild einer inklusivistischen Nation Indien.<sup>431</sup>

Das Aufkommen des Nationalstaates in Asien könnte nach der obigen Ausführung polemisch als Exportschlager beschrieben werden. Die Anwendung der durchaus fruchtbaren Idee der Nation wurde in Asien begünstigt von Verwaltungsapparaten, die aufgrund ihrer eigenen bürokratischen Natur (wie im Falle Chinas oder Japans) oder einer Kolonialverwaltung eine Umsetzung mit relativ geringem staatlichem Reorganisationsaufwand ermöglichten. Ob man es nun wie Bayly einen „Neuen Nationalismus“<sup>432</sup> nennt, oder wie Wehler von

---

<sup>428</sup> Vgl. Kulke und Rothermund, 2010, P. 328.

<sup>429</sup> Vgl. Lütt, 2012, P. 3.

<sup>430</sup> Vgl. Kulke und Rothermund, 2010, P. 382 ff.

<sup>431</sup> Vgl. Lütt, 2012, P. 170-171.

<sup>432</sup> Bayly, 2005, P. 462.

„Transfernationalismus“<sup>433</sup> spricht, ist letztlich von sekundärer Bedeutung, da beides betont, dass der Nationalismus außerhalb seiner westlichen Geburtsstätten ein grundlegend anderes Staatskonstrukt beinhaltet. Sowohl Indien als auch China entschieden sich, diese „lingua franca“ der internationalen Politik aus unterschiedlichen und speziellen Gründen anzunehmen.<sup>434</sup> Das Konzept des Nationalstaates entpuppt sich dabei als genügend flexibel, um immer wieder den partikularen Gegebenheiten, Bedingungen und Ansprüchen seiner vielen Anwendungsgebiete zu genügen.<sup>435</sup>

### 3.5 Interstaatliche Konsequenzen der Nationenbildung

Die Transformation eines Staates zu einer neuen, andersartigen Staatsform wie der des Nationalstaates hat nicht nur für das Gebiet dieser Entität weitreichende Konsequenzen, sondern beeinflusst auch auf vielfältige Art und Weise direkte und indirekte Nachbarn. Neben den internen Veränderungsprozessen im Wandel vom Reich zur Nation sind vor allem die nun möglichst eindeutig gezogenen Grenzen des neu definierten Staates der deutlichste und direkteste Einfluss, mit dem das neue Staatskonstrukt an seine Nachbarn herantritt. Im Übergang aus einem dynastischen Reich, wie es sowohl in Europa als auch in Asien oftmals der Fall war, stellt vor allem die notwendigerweise klare Grenzziehung ein signifikantes Problem dar, da sich kaum ein Reich, dessen absoluter Herrscher ja theoretisch Universalitätsanspruch hat, auf klare Grenzlinien einschränken wollte oder konnte. Vielmehr handelte es sich zumeist um permeable oder poröse Grenzgebiete oder ein graduiertes Abnehmen der Einflussnahme einer, oder mehrerer, Zentren.<sup>436</sup> Ein Nationalstaat jedoch benötigt nach seinem homogenisierenden und souveränen Imperativ Grenzen, die eindeutig gezogen, klar markiert und institutionell befestigt sind, um einerseits introspektiv seinem Gebiet Kohärenz zu verleihen und sich andererseits extrovertiert anderen Staaten gegenüber abzugrenzen. Wilson und Donnan definieren:

*„States establish borders to secure territories which are valuable to them because of their human or natural resources, or because these places have strategic or symbolic importance*

---

<sup>433</sup> Wehler, 2011, P. 91.

<sup>434</sup> Vgl. Bayly, 2005, P. 216 ff.

<sup>435</sup> Vgl. Anderson, 2006, P. 157 ff. und Hobsbawm, 1997, P. 105 ff.

<sup>436</sup> „[...] in the older imagining, where states were defined by centres, borders were porous and indistinct, and sovereignties faded imperceptibly into one another.“ Anderson, 2006, P. 19.

*to the state. These borders are signs of the eminent domain of that state, and are markers of the secure relations it has with its neighbours, or are reminders of the hostility that exists between states. [...] Thus borders are agents of a state's security and sovereignty, and a physical record of a state's past and present relations with its neighbours.*"<sup>437</sup>

Alle drei in dieser Arbeit thematisierten Gebiete – Indien, China und Tibet – verfügten bis weit in das 20. Jahrhundert hinein über kaum klar definierte Grenzen. Auch der koloniale Einfluss änderte dies selbst in Indien nur wenig, dessen bis heute andauernde Grenzkonflikte mit China und Pakistan ein direktes Erbe der britischen Kolonialherrschaft sind. Vor allem das dynastische China, wie oben dargestellt in erster Linie seine lange Geschichte hindurch als Kulturreich zu definieren, stellt ein riesiges Gebiet dar, auf dem Grenzen und Machteinflüsse im Verlauf der Geschichte in stetem Wandel, zu keiner Zeit aber klar definiert waren. Selbst das Projekt der Großen Mauer stellte schon bald keine klare Grenzlinie mehr dar, da der Einfluss herzhinesischer Dynastien bald darüber hinaus reichte.<sup>438</sup>

Das Lauffeuer des Kolonialismus, mit dem die Westmächte Asien überzogen, hatte Anfang des 20. Jahrhunderts beinahe den gesamten asiatischen Raum in meist direkte, selten indirekte, Kolonien verwandelt. Dabei bildete das größtenteils unabhängig verbliebene Königreich Siam, später Thailand, eine interessante und mit Tibet vergleichbare Ausnahme. Seine Lage zwischen Laos und Burma brachte es zwischen die Fronten des französischen und britischen Einflusses, weswegen beide Kolonialmächte 1907 einen Vertrag abschlossen, der Siam als „neutralen Pufferstaat“ definierte.<sup>439</sup> Damit hatte das Königreich einen gewissen souveränen Spielraum, eingeräumt durch die Feindseligkeit zweier Kolonialmächte<sup>440</sup>, während es von den westlich kartographierten kolonialen Nachbarn eingekreist wurde, was maßgeblich zur Definierung seiner Grenzen beitrug.<sup>441</sup> Ähnlich verhielt es sich mit Tibet, das die Briten als Pufferstaat zwischen ihrer indischen Domäne und China in ambivalenter Unabhängigkeit belassen wollten.<sup>442</sup> So wurden auch die Grenzen, mit denen die tibetische Regierung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts arbeitete, vor allem durch britisches

---

<sup>437</sup> Wilson und Donnan, in Wilson und Donnan [Hrsg.], 2009, P. 9.

<sup>438</sup> Vgl. Liu, 2010, P. 4.

<sup>439</sup> Vgl. Reinhard, 2008, P. 244.

<sup>440</sup> Im Gegensatz zur japanischen Souveränität, für die das Land maßgeblich selbst stritt.

<sup>441</sup> Vgl. Anderson, 2006, P. 171 ff.

<sup>442</sup> Siehe oben, Kapitel 2.1.3.

Handeln im Süden und die strukturellen Umbrüche in China im Osten und Norden definiert. Im Gegensatz zu Thailand, das eigene kartographische Projekte verfolgte<sup>443</sup>, betrieb die tibetische Regierung kaum Anstrengungen, über das Mittel nationaler Grenzen mit seinen Nachbarn in einen aktiven Dialog zu gelangen.

Bei Geschäften der Grenzziehung berief sich die tibetische Regierung, wie in vielen Dingen die die nationale Souveränität betrafen, großteilig auf die tibetische Großreichszeit. Tatsächlich findet sich in dieser Zeit die deutlichste Instituierung und Markierung einer Grenze zwischen Tibet und China. Die tibetisch-chinesisch beschrifteten Stelen, welche nach dem Friedensabkommen von 821-823 zwischen den Yarlung Herrschern und der Tang Dynastie in Lhasa, Chang'an und Qingshui<sup>444</sup>errichtet wurden, überdauerten bis in die Neuzeit.<sup>445</sup> Dass dieses Grenzabkommen nach mehr als tausend Jahren kaum noch die aktuelle politische Realität reflektierte muss kaum betont werden, reflektiert jedoch prägnant die unrealistische Herangehensweise der tibetischen Regierung an interstaatliche Diplomatie. Von Chinas Seite aus war Grenzziehung traditionell keine Priorität des Reiches, das sich per se in perpetueller Ausdehnung befindlich sah. So zeigte auch die chinesische Kartographie, eine der sehr alten Traditionen des Landes, kaum klare Grenzen auf.<sup>446</sup> Der tibetische Kulturbereich blieb dabei auf den meisten chinesischen Karten wenig detailliert, selbst wenn diese bis nach Afrika reichten, und keineswegs vergleichbar mit der Informationsdichte des Herzlandes, Südostasiens oder dem „barbarischen“ Norden.<sup>447</sup>

Am Ende des 16. Jahrhunderts und dem Beginn der Vormoderne änderte sich mit der europäischen auch die chinesische Kartographie grundlegend.<sup>448</sup> Unter der Federführung des Jesuitenmissionars Matteo Ricci erschien eine Kartographie Chinas in dessen umfassendem Weltatlas, die auch in chinesischer Beschriftung zirkuliert wurde.<sup>449</sup> Die Zusammenarbeit der Jesuiten mit chinesischen Gelehrten in der Kartographie, neben anderen Disziplinen wie der Mathematik, bestand unter kaiserlicher Patronage lange und unter den Kangxi und Qianlong

---

<sup>443</sup> Vgl. Anderson, 2006, P. 172.

<sup>444</sup> An der damaligen Grenze, heute in der Provinz Gansu. Vgl. van Schaik, 2011, P. 42.

<sup>445</sup> Vgl. Beckwith, 1993, P. 166-167.

<sup>446</sup> Vgl. Liu, 2010, P. 3 ff.

<sup>447</sup> Siehe oben, Kapitel 2.2.2, P. 29, Fußnote 119.

<sup>448</sup> Vgl. Hostetler, 2001, P. 4-5 und 17 ff. „With the arrival of European Jesuits during the late Ming, geographical knowledge and other kinds of information began to be exchanged [...] Chinese literati were introduced to the concept of the scaled world map.“ Hostetler, 2001, P. 24.

<sup>449</sup> Vgl. Gernet, 1985, P. 450 ff.

Kaisern erschienen mit Hilfe der Missionare überarbeitete Atlanten der chinesischen Welt.<sup>450</sup> Zwischen 1711 und 1717 wurde dann auch unter dem ersten Gesandten der Qing in Tibet eine Kartographierung durch die Missionare vorgenommen, die in den Atlas des Kangxi Kaisers einging und Tibet erstmals detaillierter darstellte.<sup>451</sup> Interessant ist hierbei ebenfalls, dass einhergehend mit diesem westlichen Einfluss auf die chinesische Kartographie auch die offizielle Haltung des Kaisers gegenüber den Grenzen verschob.<sup>452</sup> Während der Yongzheng Kaiser die Grenzen des chinesischen Reiches noch variabel und theoretisch Nachbarländer umfassend ausgelegt hatte, so legte der Qianlong Kaiser schon eine Rhetorik äußerst klar markierter Grenzen gegenüber den britischen Gesandten an den Tag.<sup>453</sup>

Als die Briten im 18. Jahrhundert Tibet betraten, war das Gebiet für sie vor allem an der Grenze zum indischen Subkontinent kaum kartographiert. Grenzen verliefen traditionell kaum befestigt oder repräsentiert entlang von Vegetationsgrenzen sowie anderen ähnlich unklaren geographischen Merkmalen.<sup>454</sup> Als George Bogle<sup>455</sup> 1774 als erster Gesandter der Briten die tibetische Regierung um diplomatischen Kontakt ersuchte, legte er großen Wert darauf, keinerlei kartographische Aktivitäten in Tibet zu verfolgen, da diese das Misstrauen der Tibeter gegenüber den Briten entflammen würden. Bogle legte, wie er in seinen eigenen Aufzeichnungen festhielt, größten Wert darauf, stets desinteressiert am geographischen Aufbau und Grundriss Tibets zu erscheinen, was seiner Ansicht nach in einem Gespräch mit dem sechsten Panchen Lama auf die Probe gestellt wurde, als dieser ihm eine detaillierte Karte Tibets anbot. Der britische Gesandte lehnte ab, auch wenn es ihm seinen eigenen Worten nach schwer fiel, und Tibet blieb ein beinahe weißer Fleck auf der Karte der Briten.<sup>456</sup> Die Ungewissheit der (südlichen) Grenzen Tibets blieb bis ins 20. Jahrhundert bestehen, weswegen einer der Hauptpunkte auf der Agenda der Ende 1913 und Anfang 1914 einberufenen Konferenz von Simla<sup>457</sup> die Klärung der tibetischen Grenzen zu China und seinen südlichen Nachbarn war.<sup>458</sup>

---

<sup>450</sup> Vgl. ebd., P. 519.

<sup>451</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 122-123.

<sup>452</sup> Also das importierte Gedankengut der neuen Kartographietechnik die Haltung des Kaisers direkt beeinflusst hatte. Vgl. Hostetler, 2001, P. 22.

<sup>453</sup> Vgl. Liu, 2010, P. 11.

<sup>454</sup> Vgl. Bell, 2000, P. 5 ff.

<sup>455</sup> 1746-1781

<sup>456</sup> Vgl. Stewart, 2009, P. 134 ff.

<sup>457</sup> Siehe oben, Kapitel 2.1.3.

<sup>458</sup> Vgl. Goldstein, 1991, P. 75-76.

Vor allem die Verweigerung der Chinesen in der Konferenz von Simla Abkommen zu schließen, welche auf eine Eigenständigkeit Tibets verweisen würden, sorgte dafür, dass die Unklarheit der Grenzen Tibets fortbestanden. So verfolgten auch nach dem Fall der Qing alle Regierungen der Republik China die Reintegration Tibets in die neu entstehende chinesische Nation und arbeiteten an der administrativen Aufteilung des tibetischen Kulturraumes in die innerchinesische Provinzordnung.<sup>459</sup> Noch an seiner Abdankung verordnete der Kindkaiser, dass es dem neuen Präsidenten der Republik oblag, eine harmonisch vereinte Republik der fünf Ethnien Chinas zu erschaffen.<sup>460</sup> Auch die Politik der Guomindang unterschied sich hinsichtlich der Einheit der Ethnien Chinas und derer Gebiete als geeintes großes China kaum von der frühen Republik oder dem Qing Reich. Unter Yuan Shikai wurde eine Politik verfolgt, die die Einheit von Territorium und Ethnien in radikaler Weise durchzusetzen suchte und lediglich daran gescheitert sein mag, dass ihre Kräfte durch die Japaner und den Zweiten Weltkrieg an anderen Fronten gebunden waren.<sup>461</sup> Ab 1945 stellte Chiang Kaishek eine Autonomie für Tibet in Sicht und deutete die Möglichkeit tatsächlicher freiwilliger Unabhängigkeit an<sup>462</sup>, wengleich dies ebenso wenig reales Gewicht wie ähnliche Versprechen Mao Zedongs in der Anfangszeit der Volksrepublik China hatte.<sup>463</sup>

Ebenfalls Mitte der 1940er Jahre versuchte der tibetische Gelehrte und Mönch Gendun Choephel<sup>464</sup> auf seinem Rückweg von Kalimpong nach Lhasa alte Grenzmarkierungen aus der tibetischen Großreichszeit aufzufinden, mit deren Hilfe er eine historisch begründete Kartierung der süd-östlichen Grenzen Tibets herzustellen suchte. Das von ihm dabei angefertigte Kartenmaterial schickte er ungeschützt per Post zurück an die „Fortschrittspartei“ in Kalimpong, welche es vermutlich für die Guomindang bestimmte. Dort kam es jedoch nie an, da die Briten das Material abfingen und es als belastende Beweise gegen Choephel konfiszierten und die tibetische Regierung alarmierten.<sup>465</sup>

Das kartographische Projekt Gendün Choephels zeigt nicht zuletzt, dass Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts die Grenzen Tibets noch weitgehend unklar und offiziell kaum artikuliert waren. Weder die chinesische noch die (britisch) indische Regierung waren bereit

---

<sup>459</sup> Vgl. Liu, 2010, P. 153 ff.

<sup>460</sup> Vgl. ebd., P. 65.

<sup>461</sup> Vgl. Hool, 1989, P. 10.

<sup>462</sup> Vgl. Goldstein, 2004, P. 98.

<sup>463</sup> Vgl. Hool, 1989, P. 10-11.

<sup>464</sup> Siehe unten, Kapitel 4.4.

<sup>465</sup> Vgl. Stoddard, 1985, P. 216.

oder fähig, sich dieser schwelenden Grenzkonflikte und problematischer Grenzregionen konstruktiv anzunehmen. Anstatt dessen wurde in der Zwietracht der drei Regierungen ein Status Quo aufrechterhalten, der beim besten Willen einer Grauzone entsprach, nicht aber der typischen Herangehensweise moderner Nationalstaaten. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts war es schließlich das kommunistische China Maos, das sich aggressiv der Administration des tibetischen Territoriums und dessen Grenzen annahm.

Die tibetische Regierung hatte in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts ihre umstandsbedingte faktische Souveränität im Gegensatz zu Siam nicht dazu genutzt, eigenständig einen modernen Staatsapparat aufzubauen und die Grenzen des eigenen Staatsgebietes gegenüber seinen Nachbarn abzustecken, sondern sich vielmehr in Intrigen verloren und eine politische Modernisierung und Erstarkung zugunsten eines kulturellen Konservatismus im Keim erstickt. Dass Tibets Grenzen und territoriale Souveränität schließlich von den Nachbarländern Indien und, vor allem, China bestimmt wurden ist in dieser Betrachtungsweise daher weitgehend eine logische interstaatliche Konsequenz der Nationenbildung unter der Enthaltung der aktiven Partizipation durch die tibetische Regierung.

### **3.6 Die Staatsform Tibets**

Die Situation Tibets im frühen zwanzigsten Jahrhundert war, wie bereits weiter oben dargelegt, auf verschiedene Art und Weise besonders. Durch ihre großen innenpolitischen Umwälzungsprozesse waren die drei großen Nachbarn China, Indien und Russland, welche kurz zuvor noch im „Great Game“ um Tibet gebuhlt hatten, so sehr mit sich selbst beschäftigt, dass die Regierung in Lhasa über einen langen Zeitraum in weitgehender Autonomie handeln konnte. In diese Periode fallen die weiter oben dargestellten Reformanstrengungen des dreizehnten Dalai Lamas<sup>466</sup>, welche darauf abzielten den tibetischen Staat zu modernisieren und seinen Nachbarn gegenüber souverän gegenüber zu treten. Das letztendliche Scheitern von Thubten Gyatsos Modernisierungsprojekten bedeutete den konservativen Sieg der traditionellen Staatsform Tibets über die Gefährdung durch das Projekt der Moderne. Wie aber ist diese Staatsform theoretisch einzuordnen?

---

<sup>466</sup> Siehe oben, Kapitel 2.2.3.

Bei einer derartigen Qualifikation muss beachtet werden, dass auch im Falle Tibets Selbst- und Fremdrezeption deutlich divergierten. Eine präskriptive Beschreibung der tibetischen Staatsform weicht gleichfalls wesentlich von einer deskriptiven Betrachtungsweise ab. In jeglicher Hinsicht ist die tibetische Realität der damaligen Zeit von heute betrachtet obskur und unklar. Die wenigen Besucher Tibets sahen nur Ausschnitte eines fremden Landes, das ihnen leicht zur Projektionsfläche wurde. Eine umfangreiche Selbstbetrachtung der tibetischen Gesellschaft sucht man vergebens. Das Bild, welches sich unter Betrachtung verschiedener Quellen zeichnen lässt, ist das eines ambivalenten Tibets, das zwar eine starke kulturelle Kohäsion offenbarte, sich jedoch vom Auftreten als konkrete Nation weiter zurückzog, je eindringlicher es untersucht wurde.

Der Buddhismus, spezifisch die dominierende Schule der *dge lugs pa*, fungierte im kulturellen „Großtibet“ als wichtigste Verbindung. Eine Betrachtung der vor- und frühmodernen tibetischen Regierung offenbart im Gegensatz dazu, dass die Zentralregierung des Dalai Lamas in Lhasa kaum ihrem Anspruch gerecht wurde, das kulturelle Gebiet Tibets effektiv zu regieren. Neben der zentralen Provinz *dbus* hatte die Lhasaregierung noch verhältnismäßig direkte Kontrolle über die westtibetische Provinz *ngari*. Die direkt westlich von *dbus* gelegene Provinz *gtsang*, mit Shigatse, der zweitgrößten Stadt Tibets, als Sitz des Panchen Lama, war historisch stets um große Autonomie von der Zentralregierung bemüht.<sup>467</sup> Im 20. Jahrhundert spitzte sich dies im Konflikt zwischen dem 13. Dalai Lama und dem 9. Panchen Lama zu<sup>468</sup>, bis der Panchen Lama an seine Rückkehr aus China die klare Forderung nach weitgehender Unabhängigkeit seiner Regierung und einem eigenen Militär knüpfte.<sup>469</sup> Die nördlich von Lhasa gelegene große Provinz *chang tang* besteht vor allem aus lebensfeindlicher Hochgebirgswüste und kargem Grasland, in dem einzig Nomaden umherziehen, die gleich den Nomaden in *a mdo* und *khams* „erbittert unabhängig“<sup>470</sup> von Lhasa und Peking lebten.<sup>471</sup> Die osttibetischen Provinzen *a mdo* und *khams* waren nicht nur historisch stets weit vom Einfluss der Regierung in Lhasa entfernt gewesen<sup>472</sup>, sondern auch seit der späten Qing-Zeit immer mehr in die Administration der benachbarten chinesischen Provinzen integriert worden. Bei einem Nomadenanteil der Anfang des 20. Jahrhunderts

---

<sup>467</sup> Vgl. Grunfeld, 1996, P. 73-75.

<sup>468</sup> Siehe oben, Kapitel 2.2.3–2.2.4.

<sup>469</sup> Vgl. Goldstein, 1991, P. 259.

<sup>470</sup> „fiercely independent“ Grunfeld, 1996, P. 18.

<sup>471</sup> Vgl. Goldstein, 1991, P. 640.

<sup>472</sup> Vgl. Grunfeld, 1996, P. 72 und 118.

schätzungsweise nahe der Hälfte der Gesamtbevölkerung lag<sup>473</sup> und einer Geographie, die weite Teile des Landes kaum oder nur unter großem Zeit- und Kraftaufwand erreichbar machte, ist es nicht verwunderlich, dass der politische Einfluss der Zentralregierung kaum über die relativ nahgelegenen Ballungsräume hinaus reichte.

Außenpolitisch übte die tibetische Staatsform ihren größten Einfluss im religiösen Bereich aus, was das oft zitierte und vorwiegend idealistische *yon-mchod* Beziehungsmodell charakterisiert. Darin sieht sich Tibet in der Rolle des Priesters, der von einem weltlichen Patron Unterstützung und Schutz für die Verbreitung der Religion und ihrer Anwendungen erhält. Dass diese Beziehung zuletzt maßgeblich dazu beitrug, die chinesische Einflussnahme in Tibet anhand wiederholter militärischer Hilfsaktionen zu legitimieren, ist weiter oben dargestellt worden.<sup>474</sup>

Solange Tibet noch nomineller Teil des Qingreiches im Machtgefüge von Zentrale und Peripherie verbunden durch das Tributsystem war und auch der Einfluss außerasiatischer Mächte darauf abzielte, die ambivalente Stellung Tibets zu bewahren, konnte die Regierung in Lhasa relativ ungestört ihren Status quo beibehalten. Mit der grundlegenden Veränderung dieser Gefüge im frühen 20. Jahrhundert jedoch wurde auch Tibet indirekt von seinen Nachbarn gezwungen, sich selbst aktiv zu positionieren. Hier sei vor allem das Abkommen erwähnt, welches 1913 zwischen Tibet und der äußeren Mongolei geschlossen wurde. Darin bestätigten sich beide Länder aus der Oberherrschaft Chinas als unabhängig hervorgegangen zu sein und sicherten sich die gegenseitige Hilfe zu.<sup>475</sup> In diesem Ereignis offenbart sich ebenfalls wieder die Ambivalenz der tibetischen Außenpolitik, da besagtes Abkommen nicht von einer offiziellen Regierungsdelegation sondern dem persönlichen Vertrauten des dreizehnten Dalai Lamas, dem Buryatmongolen Agvan Dorjiev, unterzeichnet wurde. Weitere Vorstöße Dorjiefs nach Russland, um dort eine offizielle Unterstützung für die tibetische Unabhängigkeit zu erringen, blieben letztlich erfolglos, da auch Moskau in das komplexe Geflecht der Abkommen und Verträge zwischen Großbritannien und China eingebunden war.

Mit dem Fall der Qing nutzte Thubten Gyatso die Gelegenheit, beinahe alle Chinesen des Landes zu verweisen. Die bereits vorher nur noch nominelle Kontrolle Chinas über Tibet

---

<sup>473</sup> Vgl. ebd., P. 18.

<sup>474</sup> Kapitel 2.2.2.

<sup>475</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 185-186.

schien nun tatsächlich zu enden und äußere Betrachter mochten Tibet auf dem Weg zur eigenständigen Nation gewähnt haben. Das britische Indien aber wich weiterhin einer direkten Anerkennung der tibetischen Unabhängigkeit aus und auch die taufische Republik China schrieb sich auf die wechselnden Fahnen, Tibet und die anderen von den Qing geerbten Peripheriegebiete zu reintegrieren. 1913 telegraphierte Yuan Shikai dem kürzlich erst nach Lhasa zurückgekehrten dreizehnten Dalai Lamas die offizielle Wiederherstellung seiner chinesischen Titel und bekundete damit die chinesische Hoffnung darauf, dass Thubten Gyatso Tibet mittels der altbewährten Qing-Logik in die neue Republik einbrachte. Der Dalai Lama aber verweigerte Yuan die Kooperation und wies dessen Titel von sich. Ebenso wandte er sich in einem Schreiben an die tibetische Öffentlichkeit, in dem er zur Kooperation unter der Ägide seiner politischen Führung aufrief.<sup>476</sup>

Tatsächlich bot der Dalai Lama auch der jungen Republik China nicht offen die Stirn in der Frage einer offiziellen tibetischen Unabhängigkeit. Zwar betonte er die Souveränität seines Handelns und dem der Regierung, jedoch war es erst im Beisein der Briten als Dritter, dass die tibetische Delegation im Rahmen der Konferenz von Simla die Forderung nach Unabhängigkeit offen stellte. Auch und vor allem an dieser Stelle jedoch konnte Tibet kaum Gewinn machen, da die bestehenden Machtgefüge und internen Absichten Chinas und Indiens der Möglichkeit einer souveränen tibetischen Nation keinen Platz einräumten.<sup>477</sup> Auch die Hoffnungen auf eine Hilfe Russlands, aus welcher der Dalai Lama seinen Berater Dorjiev mehrmals mit Moskau in direkten Kontakt treten ließ, zerschlugen sich spätestens mit den russischen Februar- und Oktoberrevolutionen von 1917. 1947 bis 1948 entfaltete sich das letzte große Ereignis einer tibetischen internationalen Diplomatie, in Form der „Tibetischen Handelsmission“, einer Delegation die vor allem in den USA und Großbritannien mittels Handel und direkter Diplomatie die Anerkennung einer unabhängigen tibetischen Nation herbeiführen sollte. Visumsunstimmigkeiten zogen sich vom Beginn bis zum Ende der Reise und das Ziel einer internationalen Anerkennung Tibets blieb abermals und endgültig unerreicht.<sup>478</sup> Dass die späteren brieflichen Hilfesuche des vierzehnten Dalai Lamas international im Sand verliefen, überrascht kaum noch.

---

<sup>476</sup> Vgl. Goldstein, 1991, P. 57 ff.

<sup>477</sup> Vgl. ebd., P. 68 ff.

<sup>478</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 257 ff.

Wie aber lässt sich dieses Staatskonstrukt greifen, das weder über klare Grenzen, eine einende Zentralregierung noch internationale Anerkennung verfügte? Die Modernisierungsanstrengungen der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts sind, so ist gemeinhin Konsens, am Konservativismus der traditionellen Gesellschaft Tibets gescheitert; wie aber lässt sich diese Gesellschaft fassen?

Die tibetische Gesellschaft des hier thematisierten Zeitraumes spaltete sich in vier Hauptgruppen auf, an deren Spitze sich der (abermals hierarchisch unterteilte) Adel befand. Es folgte die monastische Population, das gemeine Volk und schließlich die Angehörigen unreiner Berufsgruppen.<sup>479</sup> Wichtig ist jedoch dieser Aufschlüsselung hinzuzufügen, dass die nomadische Population nur bedingt zum hier angeführten gemeinen Volk gezählt werden kann, da sie aufgrund ihrer unabhängigen Lebensweise nur schwierig als wirklicher Bevölkerungsteil einer politischen (tibetischen) Nation betrachtet werden können. In der Betrachtung einer (buddhistisch) religiösen Nation jedoch können auch die tibetischen Nomaden, ausgedehnt betrachtet auch Anhänger des tibetischen Buddhismus in der Mongolei und Buryatien, als Bevölkerungsteil gesehen werden. Hier zeigt sich der duale Charakter des tibetischen Staatskonzeptes, welches neben einer vergleichsweise schwachen politischen Kohäsion durch die Zentralregierung in Lhasa eine weitaus einflussreichere religiös-kulturelle Verbundenheit beinhaltet. In der Theorie fixierte sowohl die politische wie auch die religiöse Nation Tibet ihren Zusammenhalt äußerst zentralistisch auf den Dalai Lama als Zentrumsfigur. In der tatsächlichen Realität jedoch erwies sich auch die religiöse Nation als weitgehend dezentral, indem große Klosteranlagen weitgehend unabhängig von Lhasa politische, wirtschaftliche und religiöse Macht ausübten und ihrerseits in unterschiedliche buddhistische Schulen und Unterkategorien unterteilt waren.

Wenn man also mit Hölzl von einer tibetischen „Theokratie“ spricht<sup>480</sup> so muss relativiert werden dass dies vor allem ein theoretisches Konzept ist. Einerseits war die religiöse Landschaft der tibetischen Gesellschaft diverser, als es eine klassische Theokratie zulassen würde<sup>481</sup>, und andererseits war der tatsächliche Einfluss der Dalai Lamas als sogenannte Gottkönige wesentlich symbolischer als eine klassische Theokratie erwarten ließe. Die tibetische Politik wurde vor allem von Ministern und Regenten geprägt; die wenigsten der

---

<sup>479</sup> Vgl. Hölzl, 2009, P. 122.

<sup>480</sup> Vgl. ebd., P. 133 ff.

<sup>481</sup> Vgl. ebd., P. 134.

bis dato 14 Dalai Lamas waren tatsächlich an der Regierung beteiligt.<sup>482</sup> Der präskriptiven Darstellung eines Regierungssystems im Gleichgewicht von monastischem und säkularem Segment<sup>483</sup> steht also die deskriptive Darstellung gegenüber, welche die effektive Gestalt von Staat und Regierung als rudimentärer und teils symbolischer Beamtenapparat zeichnet, der unter der tatsächlichen Leitung durch die monastischen Zentren stand.<sup>484</sup>

Zwar griff die tibetische Regierung im frühen zwanzigsten Jahrhundert die Idee des Nationalstaates auf<sup>485</sup>, konnte jedoch im Gegensatz zum entstehenden Thailand nicht die erforderlichen Strukturwandel in Administration, Bildung und Militär vornehmen. Der Einfluss der Zentralregierung unter der einflussreichen Figur des dreizehnten Dalai Lamas schmolz dahin, sobald sich die Schwergewichte der monastischen Welt gegen seine Politik stellten. Die tibetische „Lamakratie“ (Sobisch) konnte sich so lange im Bewahren des *status quo* behaupten, bis sich die internen Angelegenheiten der Nachbarländer soweit geklärt hatten, dass diese dazu bereit waren, ihre Aufmerksamkeit auf Tibet zu richten. Die „Galgenfrist“ vom Sturz der Qing bis zum Einmarsch der Volksbefreiungsarmee hatte Tibet nicht gereicht, sich selbst hinreichend zu modernisieren und den Einfluss der Nachbarländer abzuschütteln, um in der internationalen Staatengemeinschaft als tatsächlich gleichberechtigte Nation wahrgenommen zu werden.

---

<sup>482</sup> Sobisch zählt etwa 45 Jahre tatsächlicher Regierung durch die Dalai Lamas. Sobisch, Lamakratie, P. 182.

<sup>483</sup> Vgl. ebd., P. 189.

<sup>484</sup> „In der Realität aber setzten sich die Klöster immer durch.“ Ebd., P. 189.

<sup>485</sup> Vgl. Gruschke, 1998, P. 9.

## IV Gesellschaftliche Betrachtung

### 4.1 Untertanen und Bürger

Die Transformation vom Herrschafts- zum Nationalstaat bedeutet nicht lediglich eine umfassende Veränderung des staatlichen Oberbaus, sondern ist ebenfalls tiefgreifend abhängig von einer Transformation der Einwohner eines Staates. Aus den Untertanen eines Reiches werden Bürger einer Nation, womit ebenfalls grundlegende Veränderungen von Herrschaft und Staat einhergehen.

Der Fixpunkt eines traditionellen Herrschaftsstaates ist die jeweilige Königs- oder Kaiserfigur an seiner Spitze, zumeist in dynastischer Folge, dem aufgrund seiner Einzigartigkeit und Position letztlich alles und jeder innerhalb des Reiches zu Ergebenheit verpflichtet ist. Anderson beschreibt, wie „auf fundamentale Weise ‚ernsthafte‘ Monarchie diagonal zu allen modernen Konzeptionen von politischem Leben liegt. Königsherrschaft organisiert alles um ein hohes Zentrum. Seine Legitimation leitet sich aus dem Göttlichen ab, nicht aus der Bevölkerung, die schließlich Untertanen und nicht Bürger sind.“<sup>486</sup> In den pyramidalen Strukturen der traditionellen Herrschaftsgesellschaft waren unterschiedliche Gruppierungen lediglich an ihrer Spitze mit der vertikalen Gesellschaftsordnung verbunden, in der jeder seinen Platz und seine Schicht hatte.<sup>487</sup> Der tatsächliche und direkte Einfluss des zentralen Herrschers war dabei nur bedingter und lokaler Natur, häufig porös und in permanenter Neudefinierung begriffen.<sup>488</sup> Eine Herrschaftsstruktur deren Autorität also vor allem an den Gipfeln der unterschiedlichen beherrschten Gesellschaftscluster verbunden war, überließ diesen dadurch intern eine weitgehende Selbstbestimmung und -regulierung, was in Verbindung mit den zumeist stark stratifizierten Ständegesellschaften eine weitgehende Separierung der Gesellschaftsgruppen bedeutete. Die verschiedenen Gruppierungen, Organisationen und Schichten der Untertanen waren kaum horizontal verbunden und oft weitgehend autark strukturiert. Es bestand lediglich eine vertikale Verbindungsachse, die von den Untertanen aus stets aufwärts in Richtung des Herrschers funktionierte, der die

---

<sup>486</sup> Anderson, 2006, P. 19.

<sup>487</sup> Vgl. Hobsbawm, in Hobsbawm und Ranger [Hrsg.], 2010, P. 265: “[...] the older devices by means of which social subordination had largely been maintained: relatively autonomous collectivities or corporations under the ruler, but controlling their own members, pyramids of authority linked to higher authorities at their apexes, stratified social hierarchies in which each stratum recognized its place, and so on.“

<sup>488</sup> Vgl. Bayly, 2005, P. 31-32.

Legitimation seiner Macht in den allermeisten Fällen religiös fundierte<sup>489</sup>, womit die Ergebnisheit und Verehrung seiner Person religiös und staatsstrukturell entkoppelt in die Haushalte seiner Untertanen integriert war.

Eine Nation auf der anderen Seite ruht per Definition nicht mehr auf den Schultern eines überlebensgroßen Herrschers, sondern der zivilen Gesellschaft. So ist, wie oben besprochen<sup>490</sup>, das Entstehen von Solidarität und Kohäsion von zentraler Bedeutung. Die Verbreitung einer neuen Alltagssprache in den aufkommenden Printmedien<sup>491</sup> oder eine nach den neuen Staatsidealen maßgeschneiderte Bildung<sup>492</sup> funktionieren neben anderem als Mittel zur Erschaffung von Andersons „vorgestellter Gemeinschaft“ und Hobsbawms „erfundenen Traditionen“, kurz gesagt also zur Perpetuierung eines neuen Gemeinschaftsgefühls, ohne welches die Nation Gefahr liefe, aus dem Inneren heraus zu desintegrieren. Die Entfaltung des Nationalismus innerhalb einer Gesellschaft verläuft dabei in Phasen durch die traditionellen und neu entstehenden Gesellschaftsschichten, zumeist vertikal von der Schicht der Intellektuellen und Künstler über eine mögliche Adelsbeteiligung hinab ins breite Bürgertum und von den städtischen Zentren schließlich hinaus in die ländliche Bevölkerung.<sup>493</sup> Der neu entstehende Nationalstaat wird zunehmend dezentral, egalitär und überprüfbar<sup>494</sup>, basiert auf der Tragfähigkeit seiner Bürger und derer Beteiligung. Anstelle eines zentralen Herrschers tritt ein Staat, dessen Bürokratie den Bürgern offensteht und über das nun klar definierte Staatsgebiet mehr oder weniger gleichmäßig seinen Einfluss manifestiert.<sup>495</sup> In der entstehenden Einheit von Staat und Gesellschaft<sup>496</sup> kommt es zu einer weitgehenden Säkularisierung des Staatsgebäudes, dessen abstraktes Prinzip nun höherrangig als Religion und Tradition wird.<sup>497</sup> Wichtige Traditionen und Funktionen der Kirche werden in diesem Prozess zumeist durch den Staat säkularisiert und als Mittel zur Erfindung und Propagierung der Nation benutzt<sup>498</sup>, wobei diese Transformation in der Regel

---

<sup>489</sup> Vgl. Anderson, 2006, P. 36: “[...] the belief that society was naturally organized around and under higher centres – monarchs who were persons apart from other human beings and who ruled by some form of cosmological (divine) dispensation.”

<sup>490</sup> Siehe Kapitel 3.1.

<sup>491</sup> Vgl. Anderson, 2006, P.25 und 41 ff.

<sup>492</sup> Vgl. Hobsbawm, in Hobsbawm und Ranger [Hrsg.], 2010, P. 264.

<sup>493</sup> Vgl. Wehler, 2011, P. 41-42.

<sup>494</sup> Vgl. Anderson, 2006, P. 19.

<sup>495</sup> Vgl. Wehler, 2011, P. 19 und 36.

<sup>496</sup> Vgl. Hobsbawm, in Hobsbawm und Ranger [Hrsg.], 2010, P. 264.

<sup>497</sup> Vgl. Wehler, 2011, P. 37 und 40.

<sup>498</sup> Vgl. ebd., P. 27 ff. und Hobsbawm, in Hobsbawm und Ranger [Hrsg.], 2010, P. 271.

nicht die gesamte Gesellschaft erfasst, in der sich daneben die Religion in tiefgreifender Weise von einer individuellen zu einer übergreifenden Spiritualität verändert.<sup>499</sup>

Es folgen prägnante Darstellungen der oben umrissenen sozialen Transformationen in den drei Betrachtungsfeldern dieser Arbeit: China, Indien und Tibet.

Die traditionelle chinesische Gesellschaft am Zenit der Qing Dynastie lässt sich sowohl als feudaler Staat mit zentraler Herrscherfigur wie als komplexe Bürokratie charakterisieren.<sup>500</sup> Dabei herrschte die Zentrale über ein derart weites und diverses Territorium, dass die weitesten Regionen Chinas sich lediglich in nominaler Verbindung zum Kaiserhof befanden. Die Verbindung der Zentrale wurde über eine Bürokratie aufrechterhalten, die mit Gelehrtenbeamten besetzt war und diese gleich Repräsentanten in Dörfer und Landkreise positionierte. Selbst bei einer komplexen Bürokratie wie der des Qing-Reiches waren die Gelehrten jedoch lediglich ein kleiner Teil der Gesellschaft und auf vielerlei Weise vom gemeinen Volk entkoppelt. Der Großteil der kaiserlichen Untertanen wurde von dessen Herrschaft vor allem im Steuerwesen berührt, lebte jedoch weitgehend autonom. Der gesellschaftliche Fokus lag dabei klar und traditionell auf Familie und Clan.<sup>501</sup> Interaktion zwischen dem Staatsapparat und der Bevölkerung wurde durch das ausformulierte System des Rituals<sup>502</sup> reglementiert und folgte so stets vorgeschriebenen und überlieferten Bahnen.<sup>503</sup>

Als zum Ende der Qing-Zeit der Kaiserhof zunehmend in Desintegration fiel, träumten Reformler wie Kang Youwei bereits von einer „engagierten Bürgerschaft: Menschen, die sich nicht bloß ihren Familien und dem wohl lokaler Gemeinschaften widmeten, sondern Chinas Wachstum und Fortschritt antrieben.“<sup>504</sup> Eine vereinte Bürgerschaft sollte die Rolle ersetzen, welche die zerfallende Zentrale nicht mehr erfüllen konnte, nämlich das Reich der Mitte zusammen zu halten<sup>505</sup> und einen starken, modernen Staat aufzubauen.<sup>506</sup> Auch nach den Wehen der Xinhai Revolution blieb dies oberste Priorität, die auch Sun Yatsen im Bild der

---

<sup>499</sup> Vgl. Bayly, 2005, P. 330 ff.

<sup>500</sup> Vgl. Hsü, 2000, P. 68.

<sup>501</sup> Vgl. ebd., P. 69 ff.

<sup>502</sup> 礼 *lǐ*

<sup>503</sup> Vgl. Zarrow, 2005, P. 57.

<sup>504</sup> Ebd., P. 14.

<sup>505</sup> Vgl. ebd., P. 53.

<sup>506</sup> Vgl. ebd., P. 62 und 65.

neuen einenden Bürger<sup>507</sup> verankerte.<sup>508</sup> Bald danach, in den innenpolitischen Wirren der Warlord-Ära, begannen die Ideen von Demokratie und Nation innerhalb der Gesellschaft oftmals entgegen ihrer staatlichen Interpretation zu verlaufen, was die staatliche Priorität erzeugte, sich die Kooperation der Bürgerschaft zu sichern.<sup>509</sup> Es war dabei in erster Linie die gut situierte und modern orientierte Städtergesellschaft, welche zur Keimzelle des chinesischen Bürgertums wurde, von der aus die Ideen von Nation, Bürgerschaft und Demokratie erst wesentlich später bis in die ländliche Bevölkerung vordringen sollte.<sup>510</sup>

Die japanische Invasion in den 1930er Jahren offenbarte schnell, dass der Staatsapparat der chinesischen Republik nur lose und brüchig auf die Gesellschaft oktroyiert war und bereits kurz vor der Auslöschung stand. Der gänzliche Zerfall dieser schwachen Symbole der chinesischen Nation jedoch hätte auch die Auslöschung des imaginierten Chinas bedeutet, was die breite Bevölkerung zunehmend in direkte Existenzangst versetzte. Sowohl die GMD wie auch die KPCh verfolgten daher angestrengt Unternehmungen zur breiten Massenmobilisierung, um die chinesische Nation auch im Angesicht der japanischen Aggression weiter tragen zu können.<sup>511</sup> Hier offenbart sich das prägende Diktum des modernen chinesischen Bürgertums: Der Imperativ der nationalen Verteidigung und Wiedererstarkung als Bedingung für die aktive und patriotische Mithilfe aller Chinesen als moderne Bürger ihrer Nation.<sup>512</sup> Wo also in den Wirren der chinesischen Moderne die Zentralregierung über unzureichenden Einfluss verfügte um den Nationalstaat autoritär und effektiv auf ihrem Territorium durchzusetzen und zu verteidigen, da tat sich eine Bildungsschicht vor, die in langer chinesischer Gelehrtentradition stand<sup>513</sup> und sich vor allem im Verteidigungsimpuls mit großer Dynamik neu zu orientieren und zu organisieren vermochte.

Die indische Entwicklung eines Nationalismus ihrer Einwohner verlief im Gegensatz zur chinesischen grundverschieden, tiefgreifend geprägt durch die Struktur der britischen

---

<sup>507</sup> 国民 *guó mín*

<sup>508</sup> Vgl. Zhao, 2004, P. 68 und 84.

<sup>509</sup> Vgl. Zarrow, 2006, xvi – xvii.

<sup>510</sup> Vgl. Zhao, 2004, P. 79.

<sup>511</sup> Vgl. ebd., P. 79 und 100 ff.

<sup>512</sup> Vgl. Dabringhaus, 2009, P. 188 ff.

<sup>513</sup> Die chinesischen Intellektuellen, welche zu den ersten Befürwortern und Trägern der Nationalstaatsidee wurden, waren eine Gesellschaftsschicht die nach der Abschaffung der Beamtenprüfungen und des damit verbunden Gelehrtenstrebens in den letzten Qing Jahren in relativer Arbeitslosigkeit über das Land verteilt den fruchtbaren intellektuellen Humus für das Gedeihen moderner Ideen gebildet hatte.

Kolonialherrschaft. Neben dem traditionellen Fokus auf die Familie<sup>514</sup> strebte die durch Engagement und Kooperation mit den Engländern aufstrebende indische Bildungsschicht bald zur Überraschung der Kolonialherren selbst in den kolonialen Verwaltungsapparat ihrer Heimat.<sup>515</sup> Dabei nahm seit dem 19. Jahrhundert die Segregierung von Engländern und Indern immer mehr zu, wobei die Kolonialherren vor allem nach der Mutiny von 1857 ihre missionarischen Ideale weitgehend durch die selbsterwählte Rolle als Herrscherrasse ersetzen.<sup>516</sup> Eines der größten beruflichen Betätigungsfelder war über lange Zeit das Militär, in dem Inder die klar untergeordnete Rolle der breiten Masse unter dem Kommando der Engländer übernahmen und so die soziale Distanz zwischen Kolonialherren und Einheimischen besonders deutlich zu Tage trat.<sup>517</sup> Neben der Absicherung des britischen Indiens nach Außen war das Militär für eine Vielzahl ziviler Projekte verantwortlich, was erst langsam in meist neuerschaffene Strukturen übergeben wurde und wobei der militärische Charakter prägendes Element der englischen Kolonialgesellschaft und ihres Herrschaftsgefüges blieb. Auch wenn ihnen eine tatsächliche Beteiligung an der Politik weitgehend verwehrt blieb, und ihr ambitioniertes Streben sich vor allem in den intellektuellen Berufen wie Rechtsanwalt, Richter, Lehrer oder Professor entlud<sup>518</sup>, so war es doch eindeutig die englisch gebildete indische Mittelschicht, die zum Träger eines eigenen indischen Nationalismus wurde.<sup>519</sup> Aus dem im 18. Jahrhundert unter den Engländern geweckten Interesse für die traditionelle indische Kultur und den neu entstandenen Bildungsinstitutionen erwuchs bald eine Reihe vor allem hinduistischer religiöser Reformbewegungen, die ihren Fokus auf die klassische Tradition legten und stark nationalistisch aufgeladen waren.<sup>520</sup> Hier offenbart sich die tiefgreifende Spaltung der indischen Gesellschaft zwischen Hindus und den Anhängern anderer Religionen und Kulturenklaven, in dem die neue populäre Nationalmythologie wie auch vom Nationalkongress aufgegriffen für Muslime und andere Glaubensgruppen kaum zugänglich war, da sie grundlegend mit den hinduistischen Vorstellungen einer mythischen und uralten

---

<sup>514</sup> Siehe oben, Kapitel 3.4.

<sup>515</sup> Vgl. Kulke und Rothermund, 2010, P. 313.

<sup>516</sup> Vgl. Lütt, 2012, P. 41-42.

<sup>517</sup> Vgl. Von Hinüber, 2005, P. 76-77.

<sup>518</sup> Vgl. Kulke und Rothermund, 2010, P. 327.

<sup>519</sup> Vgl. Lütt, 2012, P. 46 ff.

<sup>520</sup> Vgl. ebd., P. 47 -50. Das britische Interesse am alten Indien in der frühen Kolonialzeit führte dazu, dass sanskritbetonte indische Geschichte am Beispiel der Geschichtsschreibungen europäischer Nationen verfasst wurde, die bereits den später immer mehr eskalierenden Hindu-Muslim-Konflikt heraufbeschwor. Vgl. Metcalf und Metcalf, 2009, P. 62-63.

indischen Nation verknüpft war.<sup>521</sup> Dieser territoriale Nationalismus hinduistischer Prägung, der den indischen Subkontinent als Grenzen einer indischen Nation sah und sich unter anderem auch in den Bestrebungen um die Hindī als neuer Nationalsprache bemühte<sup>522</sup>, konnte dem primär kulturell orientierten muslimischen Nationalismus keinen Raum bieten.<sup>523</sup>

Der indische Nationalkongress strebte dabei nach dem Verschwinden der sogenannten Extremisten um Bal Gangadhar Tilak<sup>524</sup> mehrheitlich ein modernes Indien nach dem Vorbild der westlichen Nationen, allen voran England, an.<sup>525</sup> Folglich erschien es den überwiegenden gemäßigten Kräften im Kongress wichtig und förderlich, im Herrschaftsgefüge des britischen Empire zu verbleiben, um den indischen Subkontinent allmählich für das Endziel der eigenständigen Nation vorzubereiten<sup>526</sup>, während Unternehmungen wie die Swadeshi Kampagne und die späteren Mobilisierungen unter Mahatma Gandhis Federführung die Inder zur Rückbesinnung auf sich und ihre Nation wie Kultur bewegen sollten.<sup>527</sup> Der unter englischer Anleitung entstandene sogenannte „Steel Frame“ der indischen Verwaltung, nämlich ihr Beamtenapparat der bereits zu großen Teilen einheimisch besetzt war, überdauerte denn auch in die Unabhängigkeit und bildete weiterhin das zusammenhaltende Grundgerüst der Nation, im direkten Erbe des Kolonialismus.<sup>528</sup> Als sich in den späten Jahren der Kolonialherrschaft die unvermeidbare Trennung zwischen Pakistan und Indien – zwischen dem Nationalkongress unter Gandhis und Nehrus Führung und der Muslimliga unter Jinnah – abzeichnete, schlug Gandhi mit dem Kongress immer angestregter den Weg zu einer inklusivistischen indischen Nation ein, im starken Gegensatz zur religiös definierten und abgesteckten muslimischen Nation Pakistan. So wurde schließlich in der nach der Unabhängigkeit erarbeiteten und 1950 eingesetzten Verfassung des neuen Indiens der Status als säkularem Staat deutlich festgeschrieben<sup>529</sup> dessen tatsächlicher Zusammenhalt nicht unbeträchtlich vom Erbe der Kolonialzeit, nämlich der Verwaltung sowie der

---

<sup>521</sup> Vgl. Kulke und Rothermund, 2010, P. 348.

<sup>522</sup> Vgl. Orsini, in Gupta und Chakravorty [Hrsg.], 2004, P. 116 ff.

<sup>523</sup> Vgl. Gould, 2004, P. 69.

<sup>524</sup> 1865-1920

<sup>525</sup> Vgl. Lütt, 2012, P. 52.

<sup>526</sup> Vgl. Kulke und Rothermund, 2010, P. 328.

<sup>527</sup> Vgl. Lütt, 2012, P. 55.

<sup>528</sup> Vgl. Kulke und Rothermund, 2010, P. 392.

<sup>529</sup> Vgl. Von Hinüber, 2005, P. 203 ff.

Verwendung der englischen Sprache, gewährleistet wurde.<sup>530</sup> Noch heute jedoch bleibt der Zusammenhalt die größte Herausforderung aber auch Chance der indischen Demokratie, die sich nicht auf eine kulturell dominante Bevölkerungsmehrheit stützen kann, darf und will. Im Gegensatz zu China durchlebte Indien bei seiner Geburt als unabhängige Nation einen im internationalen Vergleich überraschend geordneten und gewaltfreien Übergang aus der Fremd- zur Selbstbestimmung. Da es weder zu einer systemzerstörenden Revolution noch zu großen Kriegsschäden in Land und Regierung kam war es möglich den unter britischer Herrschaft aufgebauten Staatsapparat mit begrenzten Modifikationen zu übernehmen und so den „Betrieb“ von Staat und Gesellschaft relativ reibungslos von einer kolonialen Administration in einen Nationalstaat zu wandeln.

Wie aus den bisherigen Kapiteln bereits zu erahnen ist, lassen sich zu den oben beschriebenen Vorgängen in China und Indien kaum Parallelen in Tibet aufzeigen. Tibet besaß nicht, wie Indien, eine Zentralregierung und Verwaltung die in der Lage war, das Projekt der modernen Nation selbst zu tragen,<sup>531</sup> noch verfügte das Land, wie im Falle Chinas, über eine sich selbst organisierende Bildungsschicht, die sich nicht ausschließlich im Dienst der Regierung befand. Selbst nach dem Einmarsch der chinesischen Volksbefreiungsarmee 1949 kam es weitere zehn Jahre lang zu kaum tiefgreifendem Systemwandel, da Mao Zedong eine Taktik gradueller Veränderung unter der belassenen Regie und Kooperation der Dalai Lama Regierung verfolgte.<sup>532</sup> Die frühen Reformbewegungen der Volksrepublik China wurden nicht in der Autonomen Region Tibet angewandt, in der die politische und gesellschaftliche Situation sich nur langsam durch die Präsenz der chinesischen Kommunisten, vor allem ihres Militärs, veränderte. Auch Maos tiefgreifende Kollektivierungs- und Bodenreformkampagne des „Großen Sprungs nach Vorn“<sup>533</sup> wurde nicht in der ART angewandt. Die dadurch erzeugten Unruhen und Aufstände in den umliegenden Provinzen jedoch trieben viele Tibeter nach Zentraltibet, was sich schließlich in den Aufständen von 1959 und der subsequenten Flucht des 14. Dalai Lamas ins indische Exil entlud.<sup>534</sup>

---

<sup>530</sup> Vgl. Seton-Watson, 1977, P. 296-297.

<sup>531</sup> Siehe oben, Kapitel 3.6.

<sup>532</sup> Vgl. Goldstein, 1999b, P. 52 ff.

<sup>533</sup> 大跃进 *dà yuè jìn* (1958-1961)

<sup>534</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 439.

Auch in der Zeit der faktischen Unabhängigkeit von 1912 bis 1949 war es in der tibetischen Gesellschaft zu keiner tiefgreifenden nationalistischen oder bürgerlichen Umwälzung gekommen. Für die Einführung und Besetzung einer zivilen Bürokratie, die der Zentralregierung eine tatsächliche Regierung des beanspruchten Territoriums Tibets ermöglicht hätte, fehlte schlichtweg das gebildete Personal. Im Dienste der Lhasa-Bürokratie erschöpfte sich beinahe das gesamte Potential der an der Regierung beteiligten tibetischen Adelsclans, neben denen es keine Bevölkerungsgruppe gab, die für den öffentlichen Dienst fähig gewesen wäre. Bildung war in der tibetischen Gesellschaft beinahe gänzlich auf den monastischen Bereich begrenzt, neben dem sich eine weltliche Bildung auf wenige vor allem private Lehrer beschränkte, die im Dienste der Adelsclans standen.<sup>535</sup> Es konnte daher weder eine zivile Bürokratie errichtet und erhalten werden, noch drang modernes internationales Gedankengut wie das des Nationalstaates über wenige Spitzen der Eliten hinweg in die tibetische Gesellschaft vor. Das effektive Macht- und Bildungsmonopol des religiösen Sektors machte eine Säkularisierung im Sinne der demokratischen Nation undenkbar. Selbst das verhältnismäßig weltliche Reformprogramm des 13. Dalai Lamas erreichte kaum die tibetische Gesellschaft, war gänzlich *top-down* organisiert und vom konservativen Establishment abgewehrt, bevor es überhaupt greifen konnte.<sup>536</sup> Nationalstaatliches Gedankengut, sein Programm und seine Symbole, stammten dabei vor allem von den Briten und blieben in ihrer kurzen innertibetischen Entwicklung eine fremde und aufgepfropfte Theorie.<sup>537</sup> In der Abwesenheit einer tibetischen säkularen Literatur bestand die einzige andere literarische Bezugsquelle außertibetischen Gedankengutes im *Melong*<sup>538</sup>, der einzigen tibetischsprachigen Zeitung Tibets<sup>539</sup>, welche in Nordindien herausgegeben und in Tibet lediglich unter den Eliten rezipiert wurde.<sup>540</sup> Dass sich die wenigen (dokumentierten) Fälle, in denen Tibeter sich nationalistisch und modernisierend für ihr Land einsetzen wollten, auf das Ausland, zumeist China, richteten, wird weiter unten in Kapitel 4.3 aufgezeigt werden.

---

<sup>535</sup> Vgl. Grunfeld, 1996, P. 17-18.

<sup>536</sup> Siehe oben, Kapitel 2.2.3.

<sup>537</sup> Vgl. Gruschke, 1998, P. 9-10.

<sup>538</sup> *yul phyogs so so'i gsar 'gyur me long dge* "vortrefflicher Spiegel der Nachrichten [allerlei] verschiedener Länder"

<sup>539</sup> Wenn man von der ladakhischen Zeitung *Ladakh ki Akhbar* absieht, die ebenfalls in tibetischer Sprache erschien, aber lediglich auf Ladakh und nicht auf Tibet fokussiert blieb. Vgl. Wangyal, 2005.

<sup>540</sup> Siehe dazu weiter unten, Kapitel 4.2.

## 4.2 Kommunikation und Medien

Wie bereits in einigen Kapiteln weiter oben erwähnt wurde, spielen Printmedien eine große Rolle in der Entstehung und Verbreitung von Nationalismus und Nation. Vom theoretischen Sachverhalt ausgehend soll dieses Kapitel ähnlich dem vorigen darstellen wie sich die Realität dieser Themen in Indien, China und Tibet verhalten hat. Der hierbei thematisierte Literaturbegriff bezieht sich vor allem auf säkulare Literatur des Zeitraumes dieser Arbeit, sowie auf entsprechende säkulare Literaturtraditionen der thematisierten Länder. Dass dabei religiöse Literaturen, die in allen drei besprochenen Regionen einen großen Stellenwert einnahmen und -nehmen, weitgehend ausgeklammert werden liegt daran, dass sie im Gegensatz zu weltlicher Literatur nur in sehr geringem Maße direkte Träger von Nationalismus und Modernismus waren.<sup>541</sup>

Die Entstehung der ersten europäischen Nationalismen, mit ihren Anfängen im 16. Jahrhundert, baute grundlegend auf die Revolution des Buchdrucks durch Johannes Gutenbergs Erfindung des Typendrucks Mitte des 15. Jahrhunderts auf. Das Druckverfahren mittels flexibel kombinierbarer Buchstabentypen und seine rasche Verbreitung ebneten den Weg zu einem literarischen Multilingualismus, der parallel zum allmählichen Niedergang des Latein als vorrangige Kultur-, Religions-, Bildungs- und Hofsprache die große Vielfalt der Lokalsprachen zu ungeahnter Verbreitung zu verhelfen begann. Beim Übergang einer Lokalsprache zur Printsprache durchlief diese jeweils eine schrittweise Transformation von einer Vielzahl lokaler Varianten zu einer homogenisierten und geographisch übergreifenden Hochsprache. Dabei blieb sie gleichwohl im Alltag verwurzelt und damit verschieden von Latein oder Altgriechisch, die von den Sprechern unterschiedlicher Dialekte verstanden wurden und eine zentrale Rolle dabei spielten, diese lokal abgegrenzten Sprachgruppierungen in einem größeren abstrakten Zusammenhang zu einen.

Mit der industriellen Revolution im 18. Jahrhundert schließlich kam es zu einem einzigartigen Beschleunigungsschub, der eine wahrliche „Kommunikationsrevolution“<sup>542</sup> oder besser

---

<sup>541</sup> Für eine Besprechung der Rolle des Buddhismus im pan-asiatischen Modernisierungsgedanken des frühen 20. Jahrhunderts siehe unten, Kapitel 4.4.

<sup>542</sup> Bayly, 2005, P. 211.

„Kommunikationsverdichtung“<sup>543</sup> auslöste. Die infrastrukturellen Neuerungen von modernem Verkehrs-, Post- oder Telegrafiewesen bedeuteten, dass immer weiter entfernte Menschen in immer engerem Kontakt vernetzt waren. Mit dem exponentiellen Wachstum der Printmedien einher ging eine steigende Lesefähigkeit in der Bevölkerung und damit der Siegeszug der Umgangssprachen.<sup>544</sup> Seit dem 18. Jahrhundert wurden so, von Europa ausgehend, Roman und Tageszeitung zu zentralen Instrumenten in der Entstehung, Verbreitung und Perpetuierung von Andersons „vorgestellter Gemeinschaft“.<sup>545</sup> Romane verbanden ihre Leserschaft in einem völlig vorgestellten und homogenen Gemeinschaftszusammenhang, während Tageszeitungen immer stärker die Idee der Nation zu bedienen begannen und ihrer Leserschaft deren neue bürgerliche Aufgaben nahelegten.<sup>546</sup> Nach Anderson etablierte sich im Entstehungsprozess der Nation auch stets eine solitäre Nationalsprache, wie sich am europäischen oder amerikanischen Beispiel zeigen lässt. Dass jedoch aus der Printindustrie einer entstehenden Nation nicht zwangsweise lediglich eine einzelne standardisierte Umgangssprache für das gesamte nationale Territorium hervorgehen muss wird hier vor allem das Beispiel Indiens aufzeigen.

Die Druckerpresse nach Gutenbergs Prinzip des flexiblen Typendrucks wurde durch die Kolonialherren Anfang der 1830er Jahre in Indien eingeführt. Etwa zeitgleich gelangte auch die Lithografie nach Indien, welche ebenfalls das maschinelle Vervielfältigen von Manuskripten, später auch Kunstwerken, ermöglichte. Die erste Verbreitung der Druckereien verlief dabei parallel zur britischen Administration, konzentrierte sich also auf die wichtigsten urbanen Zentren des kolonialen Apparates und wurde durch Administration, Rechtswesen, Missionare, Schulbuchvereine aber auch religiöse Stätten und andere in der Gesellschaft verankert und verbreitet.<sup>547</sup> Generalgouverneur James A. Broun-Ramsay, bekannt als Marquess of Dalhousie, brachte in den 1850er Jahren mit seinen Plänen zum Ausbau des Verkehrsnetzes eine indische Kommunikationsrevolution in Fahrt<sup>548</sup>, die auch den aufsteigenden Printmedien einen Verbreitungsschub vermittelte. Die Alphabetisierungsrate, und damit die Leserschaft der neuen Druckerzeugnisse, stieg ab Mitte des 19. Jahrhunderts stetig an, was dem Markt für englische und lokalsprachige

---

<sup>543</sup> Wehler, 2011, P. 45.

<sup>544</sup> Vgl. ebd., P. 45-49.

<sup>545</sup> Vgl. Anderson, 2006, P. 25 ff.

<sup>546</sup> Vgl. Bayly, 2005, P. 211.

<sup>547</sup> Vgl. Orsini, in Gupta und Chakravorty [Hrsg.], 2004, P. 105 ff.

<sup>548</sup> Vgl. Metcalf und Metcalf, 2009, P. 96 ff.

Publikationen ein schnelles Wachstum ermöglichte.<sup>549</sup> Das Buch und dessen Konzeption von Seiten der Kolonialherren hatte jedoch in Indien Konkurrenz in einer traditionellen Schriftkultur die sich bald ebenfalls den Buchdruck aneignete.<sup>550</sup>

Die Lithografie hatte dabei gegenüber dem Typendruck den Vorteil, einerseits wesentlich preisgünstiger zu sein und andererseits auf einfache Weise mehrsprachige Manuskripte oder spezielle Schreibweisen zu ermöglichen.<sup>551</sup> Die verbreitete Mehrsprachigkeit der unterschiedlichen Gesellschaftsschichten und Regionen Indiens schlug sich ebenfalls deutlich im gedruckten Wort nieder, weswegen es nicht zur von Anderson zu erwartenden Herauskristallisierung einer einzigen Leitsprache kam.<sup>552</sup> Diese Mehrsprachigkeit und die damit verbundene tiefgreifende Heterogenität der indischen Kulturlandschaft war auch nach der Unabhängigkeit noch eines der größten Probleme und Krisenherde Indiens.<sup>553</sup> Lange dominierte neben dem Englischen und günstig lithografierten lokalsprachigen Manuskripten die persisch-urdu Schriftkultur, sowohl in Typendruckern wie Lithografie, die als Hof- und Kultursprache der Moghulzeit noch immer einen hohen Stellenwert inne hatte. Doch mit dem Aufkommen des Hindunationalismus und der generell höheren Präsenz der Umgangssprachen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts<sup>554</sup> nahm auch der Stellenwert der Hindī als zunehmend überregionale Printsprache zu.<sup>555</sup> Lokale Tageszeitungen, eine Reihe von ihnen wurde von der Regierung finanziell unterstützt, fanden ebenfalls wachsende Verbreitung in der Gesellschaft wobei sie nur selten den erziehenden und belehrenden Effekt erzielten, den die Regierung sich von ihrer Unterstützung erhoffte.<sup>556</sup>

Die Kulturgeschichte Chinas weist, ebenso wie die Indiens, eine weit zurückreichende literarische Tradition auf. Auch der Buchdruck war in China bereits weit vor den europäischen Innovationen verbreitet.<sup>557</sup> Seit der Tang Dynastie war der Druck mittels Holztafeln in ganz China und darüber hinaus, auch Tibet, verbreitet, neben dem bereits chinesischer Typendruck auftauchte, jedoch aufgrund der Natur der chinesischen Schrift

---

<sup>549</sup> Vgl. Joshi, in Gupta und Chakravorty [Hrsg.], 2004, P. 17 ff.

<sup>550</sup> Vgl. Gupta und Chakravorty, in Gupta und Chakravorty [Hrsg.], 2004, P. 11.

<sup>551</sup> Vgl. Orsini, in Gupta und Chakravorty [Hrsg.], 2004, P. 106 und 126.

<sup>552</sup> Vgl. ebd., P. 113 ff.

<sup>553</sup> Vgl. Seton-Watson, 1977, P. 290-291 und 296 ff.

<sup>554</sup> Vgl. Metcalf und Metcalf, 2009, P. 120-122.

<sup>555</sup> Vgl. Orsini, in Gupta und Chakravorty [Hrsg.], 2004, P. 113 ff.

<sup>556</sup> Vgl. ebd., P. 108-109.

<sup>557</sup> Vgl. Keay, 2009, P. 483-484.

weniger Verbreitung fand.<sup>558</sup> Ebenso wird den Chinesen oftmals die „älteste Zeitung der Welt“<sup>559</sup> zugeschrieben, bei der es sich um eine von Kreisen der Regierung herausgegebene Gazette<sup>560</sup> mit politischen Informationen handelte, die jedoch nicht nationales und internationales Tagesgeschehen und andere Themen behandelte, wie die späteren Tageszeitungen nach westlichem Vorbild.<sup>561</sup> Als sich in der späten Qingzeit des 19. Jahrhunderts eine neue chinesische Öffentlichkeit im Dialog mit der Moderne zu formieren begann, nahmen Zeitungen und andere Publikationen eine wichtige und dynamische Rolle darin ein. Nachdem bereits 1815 die erste chinesischsprachige Zeitung in Malakka durch die London Missionary Society herausgegeben worden war<sup>562</sup> entstanden erst Ende des 19. Jahrhunderts einflussreiche originär chinesische Tageszeitungen, vor allem in Shanghai und Hongkong.

Als etwas ausländisches und von Reformern wie Liang Qichao bald als nützliches Instrument im Projekt der Moderne erkannt blieben sie selbst bei chinesischer Eigentümer- und Belegschaft zumeist in der Sicherheit der ausländischen Territorien verwurzelt.<sup>563</sup> Bei ihrem Auftreten im chinesischen Markt mussten Zeitungen wie die berühmte shanghaier *Shenbao*<sup>564</sup> sich einerseits als westlich-moderne Überbringer von Innovation, Bildung und Information und andererseits im Lichte der chinesischen Kultur präsentieren.<sup>565</sup> Auch der Roman erschien den Reformern der späten Qingzeit als geeignetes Medium zur Vermittlung der Ideen des neuen Nationalismus und der neuen Bürgerlichkeit, musste aber nach seiner bereits langen literarischen Tradition für die Moderne reformiert werden. So sollte er nicht nur durch geschickt gewählte Inhalte die Leser zu einer neuen Weltsicht erziehen, sondern diese auch geographisch unabhängig verbinden.<sup>566</sup> Auch die Bewegung der Neuen Kultur, welche sich durch die teils chaotische politische Realität nach der Revolution von 1911 zu ziehen begann, wollte Literatur und Sprache erneuern, weil man darin maßgeblich wichtige Pfeiler der neuen Kultur sah.<sup>567</sup> In einer wechselseitigen Beziehung half die Presse, welche

---

<sup>558</sup> Vgl. Gernet, 1985, P. 273 und 332-337.

<sup>559</sup> Mittler, in Wagner [Hrsg.], 2007, P. 30.

<sup>560</sup> 京报 *jīng bào* „Hauptstadtverkündungen“

<sup>561</sup> Vgl. Wagner, in Wagner [Hrsg.], 2007, P. 2.

<sup>562</sup> Vgl. Mittler, in Wagner [Hrsg.], 2007, P. 21.

<sup>563</sup> Vgl. Wagner, in Wagner [Hrsg.], 2007, P. 2 und 5.

<sup>564</sup> 申(江新)报 *shēn (jiāng xīn) bào*

<sup>565</sup> Vgl. Mittler, in Wagner [Hrsg.], 2007, P. 16 ff und 34.

<sup>566</sup> Vgl. Zarrow, 2005, P. 51-52.

<sup>567</sup> Vgl. ebd., P. 137.

seit der Machtübernahme Yuan Shikais in großem Maße in die Schusslinie von Regierungs- und Zensurbehörden geraten war, ebenfalls den sich regenden Studentenbewegungen.<sup>568</sup> Die Medien, in ihrer Verbreitung und Rezeption einerseits von der einheimischen Kultur und andererseits dem ausländischen Kontakt gestützt, trugen so maßgeblich zur Einung der Massen im Projekt der Moderne bei und waren dabei beinahe schulbuchreif der Theorie nach angewandt worden.<sup>569</sup> Die Printmedien waren also nicht nur wichtiger Faktor in der Einung der modernisierenden und nationalisierenden Gruppierungen Chinas, sondern auch wichtiges Mittel und Instrument in der Entstehung und Etablierung der neuen Umgangssprache, bei der es sich im Falle Chinas in Annäherung an Andersons Modell tatsächlich um die Herauskristallisierung einer einzelnen überregionalen Umgangssprache, des Mandarin, handelte.

Tibet stellt im Bereich der Printmedien abermals einen großen Unterschied zu China und Indien dar. Im Gegensatz zu China, wo Schrift und Literatur in eine Entstehungsgeschichte eingebunden sind, die Jahrtausende weit in die Vergangenheit reicht<sup>570</sup>, und Indien, wo bereits lange vor der Einführung der Schrift eine Literatur von beeindruckendem Umfang existierte die in einzigartiger mnemonischer Leistung mündlich bewahrt und tradiert wurde<sup>571</sup>, dokumentiert die einheimische tibetische Geschichte mit relativer Genauigkeit die geplante Entwicklung einer Schrift, aus ausländischem Vorbild. Etwa zwischen 630 und 650 nach Christus soll der Tibeter *thon mi sam bho ta* auf Befehl des König *srong btsan sgam po* nach Nordindien gereist sein und eine nach dortigem Beispiel entwickelte Schrift in Tibet eingeführt haben, die alsbald angewandt wurde und für die Administration des schnell wachsenden Reiches der Yarlung Dynastie unerlässlich war.<sup>572</sup> Bald nach Einführung der Schrift begann ebenfalls das wohl größte kulturelle Unterfangen der Tibeter: die Übersetzung buddhistischer Literatur aus Indien. Zu diesem Zweck wurden Standardisierungsregeln und –wörterbücher entwickelt, die tibetische Sprache selbst den Notwendigkeiten einer peinlich genauen Übersetzungstradition angepasst und über die Jahrhunderte hinweg kolossale Anstrengungen unternommen um mündliches und schriftliches Wissen aus Indien in Tibet übersetzt und im Original zu bewahren und zu

---

<sup>568</sup> Vgl. Dabringhaus, 2009, P. 85.

<sup>569</sup> Vgl. Zarrow, 2005, P. 364.

<sup>570</sup> Vgl. Keay, 2009, P. 34 und 43-45.

<sup>571</sup> Vgl. Kulke und Rothermund, 2010, P. 48 ff.

<sup>572</sup> Vgl. Stein, 1972, P. 59.

katalogisieren. Dabei machten sich die tibetischen Kulturimporteure nicht nur weite Teile der indischen Literatur in Verbindung mit dem Buddhismus sondern auch die Kategorien und Klassifikationen dieser Literaturbreite zu eigen, selbst wenn sie die Realität der einheimischen tibetischen Literatur nicht passend wiedergeben konnten.<sup>573</sup> Hinweise auf einen chinesischen Einfluss auf die Literaturtradition Tibets suchen sich zumeist vergebens, auch wenn bereits die Yarlung Dynastie in regem Kontakt mit China und seinen kleineren Vasallenstaaten stand. Die in Tibet bis heute verbreitete Form des Holztafeldrucks kann zumindest mit einiger Sicherheit als deutlichster Einfluss Chinas auf die tibetische Literatur angesehen werden.<sup>574</sup>

Abgesehen von der Administration zentrierten sich die tibetische Literatur und das Druckwesen beinahe ausschließlich auf den monastischen Bereich. Auch stellten die Klöster neben ihrer Rolle als Bildungs- und Kulturzentren in der tibetischen Landschaft abgesehen von der Regierung die einzige Organisation dar, die über genügen personelle, intellektuelle und finanzielle Mittel verfügte, um den Buchdruck in größerem Umfang zu betreiben. Die traditionelle, also buddhistisch ratifizierte, Literatur umfasste dabei nicht nur direkte religiöse Texte, sondern auch andere säkulare und halb-säkulare Kategorien wie die Wissenschaften, Künste, Lyrik oder Medizin.<sup>575</sup> Auch wenn diese „Verteidigung“ der Bandbreite der tibetischen Literatur sicher ihre Berechtigung hat, so bleibt doch zu bedenken, dass es sich beim absoluten Gros der hier angeführten Beispiele um entweder stark religiös geprägte oder aber primär aus der indischen Übersetzungsliteratur stammenden Genres handelt. Neben der schriftlichen Tradierung blieb jedoch auch die orale Weitergabe von religiösem und säkularem Gedankengut weiterhin und bis in die Neuzeit im tibetischen Kulturraum stark verbreitet. Der religiöse Bereich selbst sah das Medium Buch mit gespaltener Sicht, da bestimmte geheime Belehrungen und Einweihungen weiterhin nur mündlich gegeben werden durften.<sup>576</sup> Auch der bis in die Neuzeit sehr weit verbreitete

---

<sup>573</sup> Vgl. Cabzón und Jackson [Hrsg.], 1996, P. 14-15.

<sup>574</sup> Vgl. Schaeffer, 2009, P. 9 ff.

<sup>575</sup> „Granted, religious works in Tibetan are numerous and influential, and highly valued by educated and simple Tibetans alike, but there is much else in the corpus besides: lyric and epic poetry, at least one novel, and discussions of a wide range of arts and sciences, including grammar, politics, medicine, law, art and architecture, and even erotics.“ Cabezón und Jackson [Hrsg.], 1996, P. 13. Zur Natur des von Cabezón und Jackson angeführten **einen** tibetischen Romanes (die von *mdo mkhar zhabs drung tshe ring dbang rgyal* (1697-1763) verfasste *gzhon nu zla med kyi gtam rgyud* „Geschichte des unvergleichlichen Prinzen“) und dessen deutliche Abstammung aus dem indischen Geschichtengut siehe Newman, in Cabezón und Jackson [Hrsg.], 1996, P. 411 ff.

<sup>576</sup> Vgl. Schaeffer, 2009, P. 1 ff.

Analphabetismus in der tibetischen Gesellschaft, den Grunfeld an die 90 Prozent schätzt<sup>577</sup>, verdeutlicht das Fortbestehen oraler Traditionen und Tradierungsweisen.<sup>578</sup> Das Buch selbst war in Tibet seit seinem ersten Auftritt in der mythischen Historie der frühen Könige<sup>579</sup> in der breiten Bevölkerung ein Gegenstand von beinahe magischer Wertigkeit und Potenz, die beim verbreiteten Analphabetismus umso mehr eine Projektion auf den Gegenstand als reines Kultobjekt war.<sup>580</sup>

Nachdem sich, wie im Verlauf dieser Arbeit dargestellt, in Tibet weder Institutionen eines modernen Staates oder säkularer Bildung noch eine bürgerliche Mentalität herausbildeten und ebenfalls von keinen tiefgreifenden infrastrukturellen Reformen gesprochen werden kann, ist es wenig überraschend dass weder im 19. noch im 20. Jahrhundert moderne (print-) Medien in Tibet auftraten. Wie bereits in Kapitel 4.1 erwähnt stellte der *me long* die einzige tibetischsprachige Zeitung dar, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erhältlich war. Diese ab 1926 etwa monatlich in Kalimpong von Khunnu Tharchin<sup>581</sup> veröffentlichte Zeitung hatte das Ziel, allerlei Informationen aus internationaler und lokaler Politik sowie über verschiedenste Erfindungen und Wissenschaften der westlichen Welt in einer für den tibetischen Kulturkreis verständlichen Weise zu bieten. Trotz Unterstützung durch Dalai und Panchen Lama blieb der *me long* in Tibet nur spärlich rezipiert und entfaltete im Gegensatz zu indischen oder chinesischen Zeitungen kaum Einfluss in der Bevölkerung.<sup>582</sup> Während also die religiöse Literatur Tibets auch in der frühen Hälfte des 20. Jahrhunderts weiter produziert und die oralen Traditionen weiterhin bewahrt wurden, so findet sich kaum mediales Material, das für die Entwicklung eines Nationalstaatsdenkens in der breiten Bevölkerung gewirkt haben könnte. Selbst das Postwesen blieb, auch bei Entwicklungshilfe durch die Briten, vor allem ein Kommunikationsmittel der Regierung und kleiner Elitenkreise, da es vom Großteil der Bevölkerung mangels Schreib- und Lesefähigkeit kaum von Nutzen bleiben musste. Diese Umstände änderten sich erst nach dem Sieg der chinesischen Kommunisten und ihrem Vordringen nach Tibet. Johannes Schuberts Publikation aus dem Jahr 1958

---

<sup>577</sup> Vgl. Grunfeld, 1996, P. 257.

<sup>578</sup> Vgl. Stein, 1972, P. 249-250.

<sup>579</sup> Unter dem mythischen König *Iha tho tho ri gnyan btsan* viel der Legende nach ein Behälter mit zwei Büchern aus dem Himmel, die zwar verehrt und aufbewahrt wurden, obgleich man sie nicht hatte lesen können. Vgl. Stein, 1972, P. 51.

<sup>580</sup> Vgl. Schaeffer, 2009, P. 120 ff.

<sup>581</sup> *khun nu mthar phyin* (1890-1976) Der in Khunu im Kinnaur geborene Tharchin war christlicher Missionar, beherrschte neben Tibetisch und Englisch verschiedene indische Sprachen und leitete mit seiner russischen Ehefrau in Kalimpong ein Waisenhaus. Vgl. Hackett, 2008.

<sup>582</sup> Vgl. Stoddard, 1985, P. 161-162.

ermöglicht hier einen Einblick in die sino-tibetische Medienlandschaft um die Mitte der 1950er Jahre in welcher neben einer Vielzahl an Publikationen der neuen Regierungsorgane auch ideologische, volkstümliche, sprachliche und anderweitig informierende Publikationen, oftmals in tibetischer Sprache, auftauchen.<sup>583</sup>

Es zeigt sich, wie sowohl in Indien als auch in China mittels der Printmedien und im Dialog zwischen einheimischen und fremden Kultureinflüssen jene Empfindungen erzeugt und propagiert wurden, die Anderson, Hobsbawm und Seton-Watson als grundlegend für die Formierung eines geographisch unabhängigen Solidaritätsgefühls in der Bevölkerung ansehen. Die modernen Medien wurden Plattform und Instrument für unterschiedliche literarische und kulturelle Modernisierungsprozesse, sowie zentrale Artikulationsorgane eines aufbegehrenden Nationalismus in der Bevölkerung. All dies war in Tibet vor allem durch Abwesenheit gekennzeichnet, was einerseits die für die Entwicklung eines eigenen nationalistischen Modernismus ungeeignete Realität darstellt und andererseits die übergreifende Isolation zeigt, in der sich die breite Mehrheit der tibetischen Bevölkerung nicht nur respektive des Auslandes sondern auch innertibetisch regional befand.

#### **4.4 Mobilität zwischen Indien, Tibet und China**

Tibet war in der Zeit des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts der populären Auffassung nach ein isoliertes Land, das Kontakt zur Außenwelt absichtlich vermied und kein Interesse an den Geschehnissen und Entwicklungen jenseits seiner Länder hatte. Mächtige Mythen über das verschlossene Königreich und die „verbotene Stadt“ Lhasa wurden in Reaktion von der Außenwelt über Tibet erschaffen. Seine einzigartige Position auf dem „Dach der Welt“ und die lang anhaltende Vermutung, Lhasa sei das geistige Kontrollzentrum (zentral-) Asiens, befeuerte nicht nur Romanautoren und Esoteriker, sondern auch wie oben aufgezeigt das Interesse fremder Regierungen, allen voran das der Briten. Wie bereits dargestellt war die tatsächliche Realität in Tibet wesentlich weniger spektakulär und die tatsächliche Isolation, oder Ignoranz, des Landes gegenüber dem Rest der Welt weit weniger positiv als oftmals aus religiösem oder spirituellem Kontext projiziert. Auch wenn sich die

---

<sup>583</sup> „Das neue Schrifttum, das sich gewissermaßen mit der Volksrepublik China zugleich entwickelt hat, unterscheidet sich wesentlich von der alten und „klassischen“ Literatur, [...]“ Schubert, 1958, P. 5. Vgl. auch P. 19 ff.

Regierung Tibets im Kontakt mit der Außenwelt schwer tat und oftmals verschlossen gab<sup>584</sup> so ist doch kein Land tatsächlich und komplett von der Außenwelt isoliert.

Während die einfache Landbevölkerung Tibets kaum etwas von fremden Ländern und Regierungen wusste, wobei der Kontakt zur eigenen Regierung oftmals kaum intensiver war, gestaltete sich dies in den wohlhabenden Adelsfamilien des Landes deutlich anders. Ihr Lebenswandel brachte sie schon im Konsum all jener Güter, die von außerhalb über Handelswege nach Tibet importiert wurden, in einen intensiveren Kontakt mit fremden Einflüssen. Unter den wenigen Lesern der einzigen tibetischsprachigen Zeitung, dem in Nordindien gedruckten *me long*, die sich in Tibet selbst fanden, waren es neben der Regierungselite und ausgewählten Figuren des religiösen Bereiches ausschließlich der Adel des Landes, welcher durch dieses Medium über die Außenwelt informiert wurde.<sup>585</sup> Darüber hinaus war es in tibetischen Adelskreisen durchaus üblich, den Nachwuchs zur schulischen Ausbildung außer Landes zu schicken, vor allem in christliche Missionarsschulen der kulturell ähnlichen Grenzregionen Nordindiens, wie Sikkim.<sup>586</sup> Gerade die Angehörigen des Adels jedoch hatten kaum Interesse daran, das bestehende System und damit ihre eigene Position in Gefahr zu bringen. Daher waren es, wie auch in den hier aufgeführten Beispielen, vor allem Menschen der einfacheren sozialen Schichten, die meist aus einer Unzufriedenheit mit ihrer persönlichen und gesellschaftlichen Lage heraus anderswo nach Mitteln und Wegen suchten, um die Zustände in ihrer Heimat zu verändern.

### **Gendun Choephel**

Eines der wohl prominentesten Beispiele an dieser Stelle ist der ehemalige Mönch, Dichter, Künstler, Historiker und Lebemann Gendun Choephel<sup>587</sup>. Im Dorf *zho spangs* im Tal *gser ma ljongs* in *a mdo* verbrachte Gendun Choephel (damals noch *rig 'dzin nam rgyal*) die frühen Jahre seiner Kindheit in Unbeschwertheit, wie er später rückblickend schrieb.<sup>588</sup> Nach dem frühen Tod seines Vaters jedoch endete diese Phase abrupt; die Familie verlor ihre materielle Absicherung und Choephel wurde Mönch. Seine frühe Ausbildung verbrachte er in

---

<sup>584</sup> McKay, 2009, P. 7 ff.

<sup>585</sup> Siehe oben, Kapitel 4.2.

<sup>586</sup> Grunfeld, 1996, P. 17.

<sup>587</sup> *dge 'dun chos 'phel* (1905\*-1951). Das Geburtsjahr Gendun Choephels im tibetischen Holzschlangenhjahr 1905/6 ist von Stoddard und der von Sherab Gyatso verfassten Biographie unterstützt. 1903 findet sich ebenfalls als vermutliches Geburtsjahr. Vgl. Mengele, 1999, P. 139 [197].

<sup>588</sup> Vgl. Stoddard, 1985, P. 135-136.

einem kleinen *dge lugs pa* Kloster nahe seines Heimatdorfes, bevor er in die Klosterstadt *bla brang bkra shis 'khyil* wechselte.<sup>589</sup> Seine überdurchschnittliche Intelligenz und Lernfähigkeit liessen die Klosterlaufbahn vielversprechend erscheinen, doch brachte es ihm schon früh Probleme ein, dass sein Interesse sich nie auf den klösterlichen Bereich beschränkte. Im Dorf *bla brang* lernte Choephel den amerikanischen Missionar Pater Griebenow, bekannt als Sherab Dampel, kennen und ließ sich von ihm für westliche Weltanschauungen und Wissenschaften begeistern. Dieses anstößige Interesse für die Welt außerhalb des Klosterlebens und sein zunehmend rebellisches Verhalten gipfelten schließlich 1927 darin, dass er *bla brang bkra shis 'khyil* verließ und sich einer Karawane nach Lhasa anschloss, wo er in die Klosteruniversität *'bras spungs* eintrat.<sup>590</sup>

Zu diesem Zeitpunkt war Gendun Choephel wohl innerlich bereits weit vom Klosterleben entfernt.<sup>591</sup> Er verdiente sich mit der Malerei sein Geld und entdeckte seine Faszination für die alte tibetische Geschichte. So kam es 1934 an der Steintafel des tibetisch-chinesischen Friedensabkommens von 822 zur schicksalhaften Begegnung mit dem indischen Gelehrten, Kommunist und Buddhist, Rahul Sankrityayan<sup>592</sup>, der sich zu dieser Zeit in Tibet auf Forschungsreise befand. Der gelehrte Fremde faszinierte Choephel und konnte ihn schließlich dazu bewegen, auf der Forschungsreise innerhalb Tibets zu assistieren. Die entstandene Freundschaft und der Ruf neuer Erfahrungen überzeugte den Mönch schließlich, das Kloster und Tibet zu verlassen, um mit Sankrityayan nach Indien zu reisen. Dort bereiste er einerseits Pilgerstätten des Buddhismus, Reisen die ihn bis nach Sri Lanka führten, und widmete sich andererseits unterschiedlichen Arbeiten und dem Erlernen der englischen Sprache. Er verfasste einen für die tibetische Leserschaft bestimmten Reiseführer Indiens<sup>593</sup>, dichtete, zeichnete und träumte davon, von Indien aus den Westen zu bereisen.<sup>594</sup> Das immer angespanntere internationale Klima Ende der 1930er Jahre jedoch ließ ihn schließlich

---

<sup>589</sup> Vgl. ebd., P. 138 ff.

<sup>590</sup> Vgl. ebd., P. 145 ff. Erwähnenswert ist im Kontext von Choephels Reise nach Zentraltibet, dass die Karawane in *nag chu* einen Monat warten musste, bis sie die behördliche Erlaubnis erhielten, Zentraltibet zu betreten. Choephel beschreibt dies als „Grenze Tibets“ was verdeutlicht, dass auch aus Sicht der Zentralregierung in Lhasa die östlichen Grenzregionen politisch nicht direkt zu Tibet gehörten. Vgl. ebd., P. 147.

<sup>591</sup> *'bras spungs su bzugs rgyun ring dpe cha la do snang ye ma byas. Ito 'bud byed tsam du 'dra ris sna tshogs bris. sangs rgyas kyi sku ni ma bris gsungs.* „„Während meines Aufenthaltes in *'bras spungs* gab ich kaum Acht auf die [Lehr]bücher. Nur um meinen Lebensunterhalt zu verdienen malte ich unterschiedliche Bildnisse. Das Bild des Buddhas malte ich nicht.“ Sagte [Gendun Choephel].“ Mengele, 1999, P. 25.

<sup>592</sup> (1893-1963)

<sup>593</sup> In Neuauflage und Edition: Huber, Toni. *The Guide to India: A Tibetan Account by Amdo Gendun Chöphel*. Dharamsala: LTWA, 2000.

<sup>594</sup> Vgl. Stoddard, 1985, P. 167 ff.

von seinen Reiseplänen absehen und er kehrte nach Kalimpong zurück, wo er schon bei seiner Ankunft im indischen Subkontinent Bekanntschaften geknüpft hatte. Khunnu Tharchin half ihm nicht nur in materiellen Dingen und beim Erlernen der englischen Sprache, sondern veröffentlichte auch eine Reihe von Artikeln Choephels im *me long*.<sup>595</sup> Ebenfalls in Kalimpong gelangte Gendun Choephel mit der „Tibetischen Fortschrittspartei“ unter dessen Anführer Rabga Pangdatshang zusammen, deren Mitglied er wurde.<sup>596</sup>

Von seiner Mitgliedschaft in der „Tibetischen Fortschrittspartei“ auf ein ernstzunehmendes politisches Engagement Choephels zu schließen wäre in Hinsicht seiner gesamten Biographie wohl ein Trugschluss. Vielmehr scheint es, dass Choephel aus einer generellen Unzufriedenheit mit den Zuständen in Tibet auf oftmals naive Art und Weise nach Möglichkeiten suchte, die Gesellschaft zu reformieren. Sein wirkliches Engagement hielt sich dabei sehr begrenzt und auch die Jahre nach seiner Rückkehr in Lhasa zeigen, dass er bald resignierte und politische Aktivitäten weitgehend einstellte.<sup>597</sup> Bei seiner Rückkehr nach Tibet Ende 1945 hatte Choephel bewusst die umständlichere Route in östlicher Richtung gewählt, um nach historischen Artefakten zur Etablierung einer fundierten Grenzziehung zwischen Tibet und seinen nordindischen Nachbarn zu forschen. Das Kartenmaterial, welches er dabei anfertigte, sandte er per Post an Rabga Pangdatshang zurück, der ihn wohl ebenfalls zu diesem Unterfangen motiviert hatte. Das Material wurde jedoch von staatlicher Seite abgefangen, möglicherweise unter dem Verdacht Pangdatshang habe die Kartierungen für die Guomindang bestimmt, und nach Alarmierung durch die indische Regierung setzte sich die tibetische Regierung in Bewegung, um Choephel an der Grenze aufzugreifen und zur Inhaftierung nach Lhasa abzuführen.<sup>598</sup>

Seiner Rückkehr nach Lhasa folgten lange Gefängnisaufenthalte und das weitere Abrutschen in den Alkoholismus. Gendun Choephel scharte eine Reihe von Bekannten und Schülern um sich, die er vor allem in Dichtung oder buddhistischer Lehre unterwies. Daneben arbeitete er an eigenen Projekten, die er aus seiner Zeit in Indien in einer metallenen Kiste mitgeführt hatte.<sup>599</sup> Seine körperliche Verfassung verschlechterte sich schließlich dramatisch bis er am

---

<sup>595</sup> Vgl. ebd., P. 160-162.

<sup>596</sup> Vgl. ebd., P. 94 ff.

<sup>597</sup> Vgl. Stoddard, 1985, P. 248 ff.

<sup>598</sup> Vgl. ebd., P. 216.

<sup>599</sup> Was schließlich mit besagter Kiste und den darin befindlichen Dokumenten geschehen ist, bleibt ungeklärt. Vgl. Mengele, 1999, P. 40 und Stoddard, 1985, P. 247-248.

12. Oktober 1951, drei Tage nach dem Einmarsch der Volksbefreiungsarmee in Lhasa, verstarb.<sup>600</sup> Wenngleich Choephel Zeit seines Lebens kaum Einfluss auf die tibetische Politik erreichen konnte, so wurde er jedoch vor allem im Nachhinein zu einem wichtigen Symbol für die tibetische Moderne. Seine breitgefächerte Beschäftigung mit politischen Ideen und Auffassungen, vom traditionell religiösen Umfeld über kommunistische Ideale bis zu Kontakten mit nationalsozialistischem Gedankengut, ließen Choephel keine klar zu klassifizierende politische Einstellung annehmen und ermöglicht es nun im Nachhinein unterschiedlichen Parteien ihn zum Vorbild für progressives Denken und Reformwillen im modernen Tibet heranzuziehen. So wird er nicht nur von der tibetischen Exilgemeinschaft, sondern auch innerhalb der Volksrepublik China und legitimiert von der KPCh,<sup>601</sup> als positive Figur gesehen. Auch international ist Choephel eine Figur, die literarisch und cineastisch immer breitere und positive Resonanz findet.<sup>602</sup>

### **Liu Manqing**

Die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts war zwischen Tibet und China von einem Klima der Abschottung Tibets und der Präokkupation Chinas mit anderen Problemen geprägt. Nach seiner Rückkehr aus dem indischen Exil hatte der dreizehnte Dalai Lama beinahe sämtliche Chinesen aus tibetischem Territorium ausweisen lassen und auch die junge Republik China brauchte alle Ressourcen um die Situation im Kernland zu konsolidieren. Wenngleich später einige Tibeter nach China aufbrachen, am prominentesten darunter die Flucht des 9. Panchen Lamas 1924, und sich noch immer vereinzelt chinesische Buddhisten zum Studium ins tibetische Kulturgebiet begaben, so blieb es vor allem auf diplomatischer Ebene bei einem sino-tibetischen Kontaktvakuum seit der Ausweisung der letzten Ambane.

Mit dem Beginn der nanjinger Dekade und der relativen Einheit der zentralen Gebiete Chinas unter der Politik der Guomindang rückte die Peripherie wieder verstärkt in den Fokus der chinesischen Machthaber.<sup>603</sup> Das aus der Qingadministration übernommene Lifan Amt<sup>604</sup>

---

<sup>600</sup> Vgl. Mengele, 1999, P. 46.

<sup>601</sup> Forscher wie Du Yongbin (杜永彬) beschreiben Choephel als Vorbildfigur. Vgl. Du Yongbin (杜永彬). *A rare 20th century Tibetan monk: A critical biography of Gendun Choephel, the pioneer of humanism* (二十世纪西藏奇僧。人文主义先驱更敦群培大师评传). Beijing: China Tibetology Publishing House (中国藏学出版社), 1999.

<sup>602</sup> Vgl. Luc Schaedler (Regisseur). *Angry Monk: Reflections on Tibet*. Schweiz: 2005; Hessel, Elke. *Die Welt hat mich trunken gemacht: Die Lebensgeschichte des Amdo Gendün Chöpel*. Berlin: Theseus Verlag, 2000; oder die Publikationen von Lopez, darunter zuletzt: Lopez, Donald S. Jr. *In the Forest of Faded Wisdom: 104 Poems by Gendun Chopel*. Chicago: University of Chicago Press, 2009.

<sup>603</sup> Vgl. Lin, Hsiao-Ting, 2006, P. 14 ff.

wurde unter der GMD nach seinen verschiedenen Inkarnationen in der Republikzeit zur „Kommission für tibetische und mongolische Angelegenheiten“<sup>605</sup> reorganisiert und dem exekutiven Yuan des fünfgliedrigen Staatsgebildes unterstellt.<sup>606</sup> Eine Mitarbeiterin der Kommission, die später Sekretärin der Nationalregierung wurde, gelangte zu gewisser Berühmtheit, da ihr eine bedeutende Rolle bei der Wiederaufnahme des Kontaktes zwischen der tibetischen und chinesischen Regierung beigemessen wurde. Die in Lhasa als Tochter eines hanchinesischen Mitarbeiters des Ambans und einer tibetische Khampa geborene Yudhona, besser bekannt unter ihrem chinesischen Namen Liu Manqing<sup>607</sup> sollte und wollte auf gewisse Weise eine Brücke zwischen Tibet und China bauen. Im Zuge der Ausweisung aller Chinesen war ihre Familie über Darjeeling 1918 nach Peking gezogen, wo Liu Manqing ihre Schulausbildung beendet und danach, wenngleich dies bestritten ist, die Ausbildung zur Krankenschwester absolviert hatte.<sup>608</sup>

Nach eigenen Angaben war es ihr schon in der Jugend ein Anliegen, etwas für Tibet zu unternehmen indem sie es wieder enger mit China verband.<sup>609</sup> 1929 erregte Liu Manqing die Aufmerksamkeit Chiang Kaisheks, der von den Übersetzerfähigkeiten beeindruckt war die sie mit dem Abt des tibetischen Klosters auf dem Wutai Shan für die nanjinger Regierung bewiesen hatte. Sicherlich erkannte Chiang ihren strategischen Wert und offerierte ihr daraufhin eine Stelle in der Regierung, welche sie annahm.<sup>610</sup> In ihrer neuen Anstellung bat sie bald um Erlaubnis, nach Tibet reisen zu dürfen, wobei sie rasch das ambivalente Image kultivierte, als quasi-Gesandte in Mission der Regierung zu reisen.<sup>611</sup> Noch 1929 brach sie zu ihrer ersten Reise nach Tibet auf, mit dem Segen der chinesischen Regierung, und erreichte im Folgejahr Lhasa, wo sie zwei Mal zur Audienz mit dem Dalai Lama empfangen wurde. Über Indien und Hongkong kehrte Liu Manqing nach China zurück, wo sie Interviews gab und das erste ihrer drei Bücher<sup>612</sup> über Tibet veröffentlichte. In erster Linie handelt es sich dabei

---

<sup>604</sup> Siehe oben, Kapitel 2.2.2, P. 31, Fußnote 129.

<sup>605</sup> 蒙藏委员会 *měng zàng wěi yuán huì* „Mongolian and Tibetan Affairs Commission (MTAC)“.

<sup>606</sup> Vgl. Lin, Hsiao-Ting, 2006, P. 32-33.

<sup>607</sup> 刘曼卿 *liú màn qīng* (1906-1941)

<sup>608</sup> Vgl. Jagou, 2009, P. 8-9.

<sup>609</sup> Vgl. Meng, 1930, P. 22.

<sup>610</sup> Vgl. Jagou, 2009, P. 8.

<sup>611</sup> Vgl. ebd., P. 12 und 15-16.

<sup>612</sup> Liu, Manqing (劉曼卿). *Expedition in a Carriage to Xikang and Tibet* (康藏轶征). Shanghai: Shangwu, 1933.

um ein Reisetagebuch ihrer Anstrengungen auf dem Landweg ihrer „Expedition“ nach Lhasa, was dem damaligen Trend der Reiseliteratur in exotische Randgebiete Chinas entsprach.<sup>613</sup>

Wie bereits erwähnt behielt sie dabei die tatsächliche Natur ihrer Mission bewusst ambivalent, was Spekulationen über ihre Funktion als Gesandte oder geheime Agentin reichen Nährboden bot. Retrospektiv lässt sich erkennen, dass die planende Involvierung der chinesischen Regierung bei Liu Manqings Expedition gering war, die von ihr gesammelten Informationen jedoch mit Sicherheit von großem Interesse in GMD Kreisen aufgenommen wurden. Wenngleich sie in erster Linie inoffiziell reiste und auch derart in Tibet empfangen und behandelt wurde<sup>614</sup>, hatte sie doch eine wichtige Pionierfunktion in der Wiederaufnahme des sino-tibetischen Dialoges in den 1930er Jahren. Ihre populäre Medienpräsenz vermittelte dem chinesischen Publikum ein neues Interesse für Tibet und dessen Tagesgeschehen, was mit Sicherheit zu einer Wandlung der populären Sichtweise auf die Peripherien beitrug, wie auch der Artikel C.Y.W. Mengers in der *China Weekly Review*<sup>615</sup> verdeutlicht.

### **Bapa Phüntso Wangye und Tashi Tsering**

Gemeinsam mit William Siebenschuh hat Melvyn Goldstein in den Jahren 1997 und 2004 die Autobiographien zweier Tibeter herausgegeben, welche für die Betrachtung des 20. Jahrhunderts in Tibet und darüber hinaus bedeutsam sind.<sup>616</sup> Zwar durchlebten beide Protagonisten vorwiegend die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts, doch sind sie an dieser Stelle gleichsam erwähnenswert, da ihre persönlichen Entwicklungen eine wichtige Tendenz verdeutlichen, die aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erwächst. Während der stark religiös motivierte Gendun Choephel nach Indien gereist war und dort diffuse Hoffnungen auf eine Modernisierung Tibets artikulierte zog es sowohl Wangye wie auch Tsering schließlich auf unterschiedliche Weise nach China. Beide stammen aus ländlichen Familien der traditionellen tibetischen Gesellschaft und waren einerseits vom Wunsch nach Bildung wie andererseits von der Unzufriedenheit mit der von ihnen erfahrenen Gesellschaftsform

---

<sup>613</sup> Vgl. Jagou, 2009, P. 6-7.

<sup>614</sup> Vgl. ebd., P. 12-14.

<sup>615</sup> Meng, C.Y.W. "Miss Liu's Mission to Tibet". *China Weekly Review* 54, (Sept. 6, 1930): 22-24.

<sup>616</sup> Goldstein, Melvyn C., Sherap, Dawei und Siebenschuh, William R. *A Tibetan Revolutionary: The Political Life and Times of Bapa Phüntso Wangye*. Berkeley: University of California Press, 2004 und Goldstein, Melvyn C., Siebenschuh, William und Tsering, Tashi. *The Struggle for Modern Tibet: The Autobiography of Tashi Tsering*. Armonk: Sharpe, (1997) 1999a.

getrieben. Ihre Lebenswege stellen in beiden Fällen die Suche nach Mitteln und Systemen zur Reform der als ungerecht und grausam empfundenen klassischen tibetischen Gesellschaft dar und in beiden Fällen mündete dies schließlich in einer Hinwendung zum kommunistischen System der Volksrepublik China.

Bapa Phüntso Wangye<sup>617</sup> wurde im Jahre 1922 in Batang in *khams* geboren, wo er unsichere Kindheitsjahre verlebte, die dortige chinesische Schule besuchte und bald die anti-chinesische Einstellung seines Vaters übernahm.<sup>618</sup> Der Kontakt mit Figuren wie Kesang Tsering, der ebenfalls aus Batang stammte, eine Bildung in China absolviert hatte und für die GMD in Khams gegen lokale Warlords vorging<sup>619</sup>, festigte jedoch schließlich in Phüntso Wangye den Wunsch, eine Bildung in China zu verfolgen um ein Anführer im Kampf um die Freiheit der Tibeter zu werden.<sup>620</sup> Mit seinem Onkel war es ihm schließlich möglich, ins von der GMD kontrollierte chinesische Herzland vorzudringen, wo er in Nanjing und später, im Zuge des Widerstandskrieges umgesiedelt, in Chongqing Schulen der Guomindang besuchte.<sup>621</sup> Mit der Zeit ließ sich auch Wangye vom latenten und kursierenden pro-kommunistischen Gedankengut begeistern, gründete noch in der Schule eine erste geheime Organisation (die „Tibetische kommunistische revolutionäre Gruppe“<sup>622</sup>) und wurde von dem Sozialismus zugeneigten Lehrern mit Materialien versorgt, bis dies 1940 schließlich zu seinem Schulverweis führte.<sup>623</sup> In der mittlerweile durch und durch vom Krieg beeinflussten chinesischen Realität wandte sich Phüntso Wangye nun direkt an die noch immer aus dem Untergrund agierenden chinesischen und russischen Kommunisten und hoffte, eine Ausbildung in Russland absolvieren zu können.<sup>624</sup> Im immer brenzligen Klima verließ er schließlich Chongqing und begab sich zurück nach *khams*, wo er sich vor Ort für die revolutionäre Sache und die lokale Unabhängigkeit einsetzte. Unter dem Druck der Umstände zog er schließlich weiter nach Lhasa und von dort aus bis nach Indien, von wo aus er jedoch bald darauf wieder den Rückweg antrat.<sup>625</sup> Überall, wo er unter großem eigenem Einsatz agierte, trat er im Sinne des Sozialismus mittels eines lokalen Aufstandes für eine

---

<sup>617</sup> 'ba' pa phun tshogs dbang rgyal

<sup>618</sup> Vgl. Goldstein, 2004, P. 7-10.

<sup>619</sup> Vgl. ebd., P. 10 Fußnote 1.

<sup>620</sup> Vgl. ebd., P. 20.

<sup>621</sup> Vgl. ebd., P. 22 ff.

<sup>622</sup> Goldstein, 2004, P. 32.

<sup>623</sup> Vgl. Goldstein, 2004, P. 26 ff.

<sup>624</sup> Vgl. ebd., P. 48-49.

<sup>625</sup> Vgl. ebd., P. 50 ff., 57 ff., 79 ff.

unabhängige Eigenbestimmung und gerechtere Gesellschaftsstrukturen ein. Dabei wandte er sich sowohl gegen die GMD, gegen die traditionellen tibetischen Regierungsinstitutionen wie auch gegen die soziale Ungerechtigkeit der traditionellen Gesellschaft selbst. Die kommunistische Revolution schien dabei geeignetstes Instrument für die Reform und Modernisierung all dieser Strukturen zu sein, der er mit Eifer in tibetischer Sache verschrieben blieb. Phüntso Wangyes Endziel war dabei stets die kommunistische Zusammenführung der ethnisch und kulturellen Regionen zu einem Großtibet unter der Ägide der KPCh.<sup>626</sup> Als er später zwischen Mao Zedong und dem 14. Dalai Lama als Übersetzer agierte, schien auch Mao der Hoffnung auf ein vereinigt eigenständiges Tibet Nährboden zu geben, als er dem Dalai Lama zusicherte Tibet dürfe eine eigenen Nationalflagge behalten wenn es diese gemeinsam mit der chinesischen Flagge führe. Ein Tibet innerhalb eines der UdSSR ähnlichen Verbundes, seit Langem die Vision Wangyes, schien Maos Aussagen nach greifbar nahe zu sein.<sup>627</sup>

Die zweite Hälfte Bapa Phüntso Wangyes Autobiographie nimmt ihren Anfang in den Jahren vor Beginn der Kulturrevolution, die auch ihn zum Angeklagten machte und ins Gefängnis brachte.<sup>628</sup> Im Zuge der Politikwende der 1970er Jahre nach dem Tod Mao Zedongs wurde auch Phüntso Wangye rehabilitiert und schlug eine geordnete politische Karriere in der Nationalitätenpolitik und als Mitglied der Regierung ein. Auch wenn es nicht zum unabhängigen Großtibet seiner früheren Vision gekommen ist, so setzt er sich nun für die Autonomie der TAR und die noch immer wichtige Modernisierung und Reformierung der tibetischen Gesellschaft innerhalb der Volksrepublik China ein.

Tashi Tsering<sup>629</sup> wurde im Jahre 1929 im Dorf Guchok westlich von Lhasa geboren und begann eine Kindheit in ähnlichen sozialen Verhältnissen wie Phüntso Wangye.<sup>630</sup> Im Alter von zehn Jahren hatte er das Glück, Mitglied der Tanztruppe des Dalai Lamas zu werden, was ihm auch danach eine bescheidene Laufbahn in der tibetischen Regierung ermöglichte.<sup>631</sup> 1957 verließ er Tibet um in Indien mit Bildung und neuen Perspektiven sowohl dem alten tibetischen System als auch den Unruhen der Jahre nach dem Einmarsch der

---

<sup>626</sup> Vgl. ebd., P. 47 und 53-54.

<sup>627</sup> Vgl. ebd., P. 194.

<sup>628</sup> Vgl. ebd., P. 226 ff.

<sup>629</sup> *bkra shis tshe ring*

<sup>630</sup> Vgl. Goldstein, 1999a, P. 6.

<sup>631</sup> Vgl. ebd., P. 11 ff. und 32 ff.

Volksbefreiungsarmee zu entgehen.<sup>632</sup> Dort hatte Tsering immer wieder Kontakt mit der bereits vorhandenen Exilgesellschaft, vor allem tibetischer Aristokratie, derer gegenüber er sich jedoch sehr ambivalent fühlte. Im Zuge des Lhasaaufstandes und des Flüchtlingsstromes im Kielwasser des 14. Dalai Lamas ließ sich Tashi Tsering abermals umfangreich involvieren, wobei ihn auch gegenüber Gyalola<sup>633</sup>, einem Bruder Tenzin Gyatsos, immer wieder ambivalente Gefühle belasteten.<sup>634</sup> Als ihm dann ein amerikanischer Student des Williams College Hilfe zur Bewerbung für ein Stipendium anbot, ergriff Tsering die Gelegenheit und begab sich schließlich 1960 zum Studium in die USA. Er studierte am Williams College, New York, und der Universität Washington wo ihm vor allem die Geschichtsstudien eine neue Sichtweise auf die Situation in seiner Heimat eröffneten.<sup>635</sup> Seine Sorge galt dabei stets den einfachen Einwohnern Tibets, die sowohl unter der traditionellen Gesellschaft wie auch den ungleichen Umbrüchen litten. Dies bewog ihn schließlich dazu, das eindringliche Angebot Gyalolas, für die tibetische Exilregierung zu arbeiten, abzulehnen. Tsering formulierte die Absicht, lieber nach Tibet zurückzukehren um dort den Menschen zu helfen, als für eine Minderheit zu arbeiten die im Exil keine direkte Verbindung mehr mit ihrer Heimat hatten. 1964 schließlich begab er sich auf die lange Rückreise nach China.<sup>636</sup>

Ähnlich wie bei Phüntso Wangye ist auch bei Tashi Tsering die zweite Hälfte seiner Biographie durch die Kulturrevolution geprägt. Aus der Überzeugung heraus, dass der chinesische Kommunismus zwar fehlerhaft sei aber trotzdem die beste Alternative darstellte um die Lebensbedingungen der breiten tibetischen Bevölkerung zu verbessern fügte er sich mit Eifer in das System der Volksrepublik China. Wie sein Umfeld ließ er sich in den fortlaufenden 1960er Jahren immer mehr vom Kulte Mao Zedongs anstecken und nahm begeistert an der Kulturrevolution teil.<sup>637</sup> Gleich dem Falle Wangyes und vieler anderer wandte sich die Revolution jedoch schließlich gegen Tashi Tsering, der daraufhin viele Jahre der Gefangenschaft und politischen Umerziehung durchlief. Auch er überlebte diese Jahre und konnte sich nach der Politikwende der 1970er Jahre rehabilitieren lassen. Seither lehrt und arbeitet er an der Universität Lhasa und versucht sich daneben primär durch den Aufbau

---

<sup>632</sup> Vgl. ebd., P. 48 ff.

<sup>633</sup> *rgyal lo don 'grub*

<sup>634</sup> „I felt that going to work for the exiled aristocrats and monks would have meant going to work to restore the same old system. [...] And that would have meant that people like me would stay in the same old place – outside the door – while “they” decided how my country was going to be run.“ Goldstein, 1999a, P. 63.

<sup>635</sup> Vgl. Goldstein, 1999a, P. 63 ff.

<sup>636</sup> Vgl. ebd., P. 82 ff.

<sup>637</sup> Vgl. ebd., P. 100 ff.

von Schulprojekten in tibetischen Dörfern für die Verbesserung der Lebensverhältnisse der Lokalbevölkerung einzusetzen.<sup>638</sup>

Die hier exemplarisch dargestellten Einzelschicksale sollen verdeutlichen, dass es trotz des populären und diplomatischen Ressentiments der Abschottung Tibets gegenüber seinen Nachbarn und den Ideen der Modernisierung einen durchaus aktiven und fruchtbaren Dialog einzelner Personen mit ausländischem Gedankengut und Formen des Engagements für die tibetische Bevölkerung gab. Es mag zwar erscheinen, dass diese Anstrengungen nach der Machtübernahme der KPCh und dem Einmarsch der Volksbefreiungsarmee in Tibet schließlich verwischt wurden, jedoch zeigt die Betrachtung der Biographien von Tashi Tsering, Bapa Phüntso Wangye und anderen Figuren, dass auch das kommunistische System Chinas Spielraum für pro-tibetisches Engagement bot und bietet. Wenngleich die tibetische Regierung in einer außenpolitischen Handlungsstarre gefangen war und Modernisierungs- und Nationalismusanstrengungen letztlich erfolglos blieben so lässt sich in der Bevölkerung doch vereinzelt ein von der Politik weitgehend unabhängiger Dialog mit dem Ausland beobachten. Diese Thematik wird im Folgekapitel mit einer Darstellung des buddhistischen Dialoges und der Idee eines pan-asiatischen Buddhismus fortgeführt.

#### **4.4 Buddhismus als pan-asiatische Verbindung**

Neben allen in dieser Arbeit bisher dargestellten Differenzen, Überschneidungen und Verbindungen zwischen Indien, Tibet und China ist der Buddhismus eine Gemeinsamkeit, die nicht nur allen drei Regionen eigen ist, sondern auch im Zeitgeist des frühen zwanzigsten Jahrhundert eine neue Dynamik entwickelte. Den mit dem Anfang der Moderne in Asien entstehenden buddhistischen Reformbewegungen war gemeinsam, dass sie sich bald international und interdisziplinär ausrichteten, sowie oftmals Hand in Hand mit lokalen Unabhängigkeitsbewegungen gingen.<sup>639</sup>

Im modernen Indien, dem Ursprungsland des Buddhismus, war dieser bereits seit etwa einem halben Jahrtausend ausgestorben. Die einst international besuchten Pilgerstätten und Klosteruniversitäten des Subkontinents waren in Folge der Buddhistenverfolgung durch die

---

<sup>638</sup> Vgl. ebd., P. 183 ff.

<sup>639</sup> Vgl. Bechert und Gombrich [Hrsg.], 2008, P. 337.

muslimischen Einwanderer im 12. und 13. Jahrhundert fast gänzlich verlassen oder verwaist und in der religiösen Landschaft Indiens fanden sich höchstens noch Überreste der buddhistischen Doktrin.<sup>640</sup> Auch die nationalistischen Bewegungen der ausgehenden Kolonialzeit bedeuteten für den Buddhismus weder ein Wiederaufleben noch eine Plattform, da sie vor allem auf einer Solidarität der hinduistischen Bevölkerungsmehrheit aufbauten.<sup>641</sup> Populäre Reaktivierung mittels einer öffentlichen Figur erfuhr der Buddhismus in Indien tatsächlich erst nach Teilung und Unabhängigkeit in der Figur von Dr. Bhimrao Ramji Ambedkar<sup>642</sup>. Dieser im Ausland gebildete Rechtsanwalt, Mitglied der frühen Regierung und aus hinduistischer Sicht Unberührbarer kämpfte stets für die Rechte der „outcasts“ und trat schließlich 1950 öffentlich zum Buddhismus über, wozu er neben seiner direkten Anhängerschaft auch alle anderen Unberührbaren aufrief. Von seiner Initiative ausgehend entstand der indische Neobuddhismus mit rasch wachsender Anhängerschaft aus vorwiegend unteren sozialen Strati, der sich inklusivistisch zur traditionellen buddhistischen Lehre positionierte aber die Sozialreform in den Vordergrund stellte.<sup>643</sup>

Indirekt war Indien bereits seit dem späten 19. Jahrhundert von Strömungen des buddhistischen Modernismus berührt worden, die maßgeblich ihren Ausgangspunkt in Reformbewegungen innerhalb der buddhistischen Gemeinschaften Sri Lankas fanden. Neben der theosophischen Gesellschaft, die sich der Wahrung des buddhistischen Erbes verschrieb, entstanden mehrere indigene moderne Organisationen, die vom Zugang des westlich-wissenschaftlichen Denkens zu den buddhistischen Traditionen geprägt waren. Eine zentrale Rolle spielte der unter seinem buddhistischen Namen bekannte Anagārika Dharmapāla<sup>644</sup>, der gemeinsam mit der jungen theosophischen Gesellschaft Verbindungen zu den Buddhisten Japans herstellte und später Indien bereiste, was ihn zur Gründung der (Bodh-Gaya-)Mahābodhi-Gesellschaft veranlasste. Ihre ursprüngliche Funktion war die Instandsetzung und Erhaltung der buddhistischen heiligen Stätten in Bodh Gaya, Indien, was nach der Übersiedelung ihrer Zentrale nach Calcutta im Jahre 1892 auch auf die Missionierungstätigkeit in Indien ausgeweitet wurde. Es entstanden bald eine Reihe weiterer moderner Organisationen im Feld des singhalesischen Buddhismus, darunter die „Young

---

<sup>640</sup> Vgl. Kulke und Rothermund [Hrsg.], 2010, P. 205.

<sup>641</sup> Vgl. ebd., P. 347 ff.

<sup>642</sup> (1891-1956)

<sup>643</sup> Vgl. Bechert und Gombrich [Hrsg.], 2008, P. 345-347.

<sup>644</sup> (1864-1933)

Men's Buddhist Association“, die sich später unter der Dachorganisation des „All Ceylon Buddhist Congress“ organisierte und gleich wie ihre Schwesterorganisation in Burma eng mit antikolonialistischen Unabhängigkeitsbestrebungen verbunden war.<sup>645</sup>

Derartige Reformbewegungen waren in der religiösen Landschaft Tibets des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts praktisch undenkbar. Die seit der Zeit des fünften Dalai Lamas etablierte Dominanz der *dge lugs* Schule als politisch bestimmende Kraft in Allianz mit den mongolischen und später mandschurisch-chinesischen „Schutzpatronen“ und deren militärischer Stärke hielt nicht nur die bestehenden restlichen Schulen des tibetischen Buddhismus sondern auch potentielle neue Bewegungen unter autoritärer Kontrolle.<sup>646</sup> Der aus Zentraltibet in den zentralasiatischen, vor allem mongolischen, Raum „exportierte“ Buddhismus und die damit verbundene religiöse Zentrumsfunktion Lhasas über die Grenzen des direkt tibetischen Territoriums hinaus wurden wie bereits oben dargestellt<sup>647</sup> vom Qinghof als Machtinstrument über die mongolischen Stämme geschickt eingesetzt, verlor jedoch im Laufe der Dynastie immer mehr an tatsächlicher Bedeutung.

In Derge<sup>648</sup> in der osttibetischen Region *khams*, offiziell administrativ der Qingregierung als Teil Sichuans unterstellt, beflügelten im 19. Jahrhundert zwei buddhistische Gelehrte ein Konzept, das bereits seit dem 11. Jahrhundert im tibetischen Buddhismus existierte, zu neuem Leben. Jamyang Kyentse Wangpo<sup>649</sup> und Jamgon Kongtrul Lodro Taye<sup>650</sup> begründeten eine synkretistische Tradition, die das vielfältige (oftmals tantrische) Gedankengut der unterschiedlichen kleinen und halbvergessenen buddhistischen Schulen Tibets bewahren und unter dem namensgebenden *ris med* Gedanken<sup>651</sup> zusammenführen wollte.<sup>652</sup> Anstatt sich in interschulischen Verfeindungen zu verlieren wollte man die übergreifenden Gemeinsamkeiten der verschiedenen tibetisch buddhistischen Lehrtraditionen betonen, was für die Erzeugung eines übergreifenden Gemeinschaftsgedankens in einer buddhistischen Nation von entscheidender Bedeutung gewesen wäre.<sup>653</sup> Tatsächlich gelang es der in ganz Tibet vor allem unter der Laienpopulation immer verbreiteter werdenden Bewegung sogar

---

<sup>645</sup> Vgl. Bechert und Gombrich [Hrsg.], 2008, P. 337-339.

<sup>646</sup> Vgl. Kollmar-Paulenz, 2006, P. 110-111.

<sup>647</sup> Kapitel 3.3.

<sup>648</sup> *sde dge*

<sup>649</sup> *jam dbyangs mkhyen rtse dbang po* (1820-1892)

<sup>650</sup> *jam mgon kong sprul blo gros mtha' yas* (1813-1899)

<sup>651</sup> Tib. *ris med* „ohne Grenze / egalitär / unparteiisch“.

<sup>652</sup> Vgl. Van Schaik, 2011, P. 164-169.

<sup>653</sup> Vgl. Bechert und Gombrich [Hrsg.], 2008, P. 333.

bis dahin seit dem 17. Jahrhundert versiegeltes Textmaterial der *jo nang pa* Schule wieder zugänglich zu machen.<sup>654</sup> Die Anstrengungen der beiden Zentralfiguren der *ris med* Bewegung gipfelten in einer Reihe von Textsammlungen, die allerlei gesammeltes und halbvergessenes Material der verschiedensten Traditionen archivierten und damit auch später durch die Unruhen des 20. Jahrhunderts retteten. Die Unruhen des frühen 20. Jahrhunderts und die nachfolgende Unterdrückung der Religion durch die Kommunistische Partei Chinas haben letztlich auch die Entwicklung der *ris med* Bewegung maßgeblich gedämpft, doch zeigt sie deutlich eine beginnende Transformation im sozio-religiösen Gedankengut des kulturellen Tibets an der Schwelle der Moderne.

Ebenfalls im 19. Jahrhundert begann der chinesische buddhistische Gelehrte Yang Wenhui<sup>655</sup> eine weitest gesehen der *ris med* Idee ähnliche Einstellung zum Buddhismus anzunehmen. Im Verlaufe seiner Stationierung in der chinesischen Botschaft in London lernte Yang den Pionier der Orientalistik, Max Müller<sup>656</sup> und dessen japanischen Assistent Nanjō Bunyū<sup>657</sup> kennen. Die Beschäftigung der westlichen Wissenschaft mit dem buddhistischen Gedankengut, allem voran in den entstehenden kritischen Editionen der Sanskrit, Pali oder tibetischen Texten, beeindruckte Yang. Vor allem aber war es das Zusammentreffen mit Nanjō, welches von großer Bedeutung für den Buddhismus in China sein sollte. Es wurde vereinbart, dass dieser eine größere Menge buddhistischer Texte nach China schicken sollte, die in Japan verfügbar aber in China unbekannt waren. So begann eine Öffnung des chinesischen Buddhismus gegenüber anderen Lehrtraditionen, die erstmals auf der Annahme einer gemeinsamen Gleichwertigkeit der Lehre beruhten.<sup>658</sup> Bis dahin hatten die chinesischen Buddhisten andere ausländische Schulen überwiegend als unechte oder gar pervertierte Formen der Religion angesehen. Vor allem der dem Chan-Buddhismus fremde esoterische Buddhismus der tibetischen Schulen war weitläufig als unorthodox und degeneriert angesehen worden und wurde geläufiger Weise nicht als Buddhismus sondern Lamaismus<sup>659</sup> bezeichnet.<sup>660</sup>

---

<sup>654</sup> Vgl. Kollmar-Paulenz, 2006, P. 133-134.

<sup>655</sup> 杨文会 *yáng wén huì* (1837-1911)

<sup>656</sup> (1823-1900)

<sup>657</sup> (1849-1927)

<sup>658</sup> Vgl. Tuttle, 2005, P. 72-73.

<sup>659</sup> 喇嘛教 *lǎ ma jiào* („Lama-Religion“) im Gegensatz zu 佛教 *fó jiào* („Buddha-Religion“).

<sup>660</sup> Vgl. Tuttle, 2005, P. 25-27.

Ende des 19. Jahrhunderts machte Anagārika Dharmapāla auf seiner Rückkehr vom ersten Weltparlament der Religionen, abgehalten in Chicago, Station in China, wo er Yang Wenhui traf und für die Sache des pan-asiatischen Buddhismus zu gewinnen suchte. Im Jahre 1908 schließlich gründete Yang das Kloster Zhiheng<sup>661</sup> als Schule seiner neuen Idee des Buddhismus<sup>662</sup> und zwei Jahre später die „Buddhistische Forschungsgesellschaft“<sup>663</sup>. Yang Wenhuis bedeutendster Schüler war der Mönch Taixu<sup>664</sup>, der später als großer Erneuerer des chinesischen Buddhismus angesehen werden sollte. Als Schüler Yang Wenhuis verfolgte Taixu die Erweiterung des in China verbreiteten buddhistischen Gedankengutes durch internationale Verbindungen, vor allem mit Japan und Tibet. 1915 veröffentlichte er seine Pläne, Gelehrte auszusenden um in Japan und Tibet die dortigen buddhistischen Traditionen zu studieren und mit diesem erweiterten Wissen den Buddhismus in China zu reformieren.<sup>665</sup> 1929 schließlich gründete Taixu gemeinsam mit Yuan Ying<sup>666</sup> in Shanghai die „Chinesische Buddhistische Gesellschaft“<sup>667</sup> als vereinende Dachorganisation sowohl traditioneller buddhistischer Organisationen, repräsentiert durch Yuan Ying, als auch des buddhistischen Modernismus, dessen zentrale Triebkraft Taixu war. Im Zuge des chinesischen Bürgerkrieges und der Niederlage der Nationalisten migrierte die Gesellschaft nach Taiwan, wo sie 1950 ihre Tätigkeit wieder aufnahm. 1953 wurde in der Volksrepublik China eine neue Parallelorganisation gegründet.<sup>668</sup>

Taixus Schüler Dayong<sup>669</sup> war es, der bei seinem Aufenthalt in Japan zwischen 1921 und 1923 maßgeblich nicht nur einen intensiveren Kontakt herstellte, sondern auch mit der Erlaubnis nach China zurückkehrte, die dort gelernten Inhalte weiterzugeben. Ein Jahr später traf er in Peking den einflussreichen Bai Lama<sup>670</sup>, was Dayong zum Studium des tibetischen Buddhismus anregte. Später im selben Jahr gründete er das „Buddhistische Institut für das Studium der tibetischen Sprache“<sup>671</sup> an der bald auch der einflussreiche in `bras spungs

<sup>661</sup> 祇洹精舍 *zhī héng jīng shè*, eine Umwandlung des „Jinling Sutra Verlages“ (金陵刻經處 *jīn líng kè jīng chù*).

<sup>662</sup> Vgl. Tuttle, 2005, P. 73.

<sup>663</sup> 佛学研究会 *fó xué yán jiù huì*

<sup>664</sup> 太虚大师 *tài xū dà shī* (1890-1947)

<sup>665</sup> Vgl. Tuttle, 2005, P. 80.

<sup>666</sup> 圆瑛 *yuán yīng* (1878-1953)

<sup>667</sup> 中国佛教协会 *zhōng guó fó jiào xié huì*

<sup>668</sup> Vgl. Bechert und Gombrich [Hrsg.], 2008, P. 250.

<sup>669</sup> 大勇 *dà yǒng* (1893-1929). Erst 1919/20 ordiniert, zuvor militärisch in Sichuan angestellt unter dem bürgerlichen Namen 李錦章 *lǐ jīn zhāng*.

<sup>670</sup> 白普仁 *bái pǔ rén* (1870-1927) Ein mongolischer *dge lugs* Lama des Yonghegong in Peking.

<sup>671</sup> 佛教藏文学院 *fó jiào zàng wén xué yuàn*

ausgebildete *rdo rje gcod pa* unterrichtete. 1925 gründete Dayong, vom tibetischen Lama angeregt, die „Gruppe um den Dharma in Tibet zu studieren“<sup>672</sup> die mit über 20 Mann gen Tibet aufbrach, von denen Ende 1931 lediglich 4 Personen Lhasa erreichten. Auch weitere Studienexpeditionen chinesischer Buddhisten litten schwer unter den Strapazen von Reise und Terrain sowie der Sprachbarriere und studierten daher eher in den tibetisch-chinesischen Grenzgebieten als in Zentraltibet. Dayong selbst verstarb 1929 auf dem Weg der Studiengruppe.<sup>673</sup>

Die wachsende militärische Bedrohung durch Japan und die populäre Abneigung gegenüber dem Inselnachbarn brachten die sino-japanischen Kontakte des buddhistischen Modernismus in den 1930er Jahren zu einem Engpass, der zu einer Abwendung von Japan und verstärkter Fokussierung auf Tibet führte. Unterstützt wurde dies durch eine Reihe tibetischer Buddhisten, die aus unterschiedlichen, häufig politischen, Gründen nach China flohen. Prominentest darunter ist der 9. Panchen Lama, der seinen Aufenthalt in China für intensive Lehrtätigkeiten im ganzen Land nutzte, jedoch ebenfalls ähnlich der aus *khams* stammende Norlha Khutukhtu<sup>674</sup>.<sup>675</sup> Mit der Machtübernahme der KPCh schlug der Wind für den buddhistischen Modernismus in China entscheidend um und im nun offiziell atheistischen Staat wurde die Religion gebremst, in der Kulturrevolution verfolgt und mit der weitflächigen Dezimierung der mönchischen Gemeinschaft auf den häuslichen Bereich reduziert. Die Perspektive des pan-asiatischen Buddhismus als internationales Bindeglied auf einer apolitischen Ebene zu fungieren beschränkte sich nach den hoffnungsvollen chinesischen Entwicklungen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vor allem auf Süd- und Südostasien, Japan und den Westen. Die vielversprechende Möglichkeit der Buddhisten als neutrale Vermittler zwischen China und Tibet zu fungieren wurde von der turbulenten Umwälzung der Mitte des Jahrhunderts überrollt. Es lässt sich daher lediglich vermuten, dass die Organisationen des buddhistischen Modernismus und des pan-asiatischen Buddhismus von einer chinesischen Regierung ebenso geschickt in der Peripherienpolitik bzw. Minoritätenpolitik eingesetzt hätten werden können, wie die Qing es mit dem tibetischen Buddhismus getan hatten.

---

<sup>672</sup> 留藏学法团 *liú zàng xué fǎ tuán*

<sup>673</sup> Vgl. Tuttle, 2005, P. 97 und 103 ff.

<sup>674</sup> Geboren als *bsod nams rab brtan* (1865-1936) Vgl. Tuttle, 2005, P. 93-97 und 257-259 Fußnoten 98 und 99.

<sup>675</sup> Vgl. Tuttle, 2005, P. 87-77 und 159 ff.

## V Fazit

### 5.1 Die Notwendigkeit einer komparativen Betrachtung

Das Ziel dieser Arbeit ist es, im Verlaufe der überkreuzenden Darstellungen politischer und gesellschaftlicher Entwicklungen in Indien, Tibet und China in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Beeinflussungen, Parallelen und Unterschiede aufzuzeigen. An der Schwelle der Moderne stand in Indien das Erstarken als souveräne und vom Kolonialismus befreite Nation, in China die Wandlung zur Modernen Nation aus der imperialen Vergangenheit und in Tibet die Gegenüberstellung von Modernisierungsdenken und klerikalem Konservativismus. „Moderne“ und „Modernisierung“ waren dabei an allen drei Schauplätzen eng mit der maßgeblich vom Kolonialismus nach Asien getragenen Idee von Nation und Nationalstaat verknüpft.

Allen drei Schauplätzen gemeinsam war, dass die größte Antriebskraft hinter dem immer wieder neu aufflammenden Nationalismus und der (zumindest in Indien und China) überzeugenden Notwendigkeit der Modernisierung der Selbsterhaltungstrieb einer Masse von Menschen war, die sich darin zur Nation vereinigten und gegenüber als übermächtig wahrgenommenen Gefahren zu verteidigen suchten. In Indien war es das Aufbäumen gegen den kolonialen Herrschaftsapparat der Briten und in China war es die Verteidigung gegenüber den verschiedenen Kolonialmächten, zu denen bald neben „dem Westen“ auch Japan zählte. Ermöglicht wurden Entstehen und Rezipieren der vielfältigen nationalistischen Bewegungen einerseits durch die länderspezifischen Gegebenheiten und Traditionen sowie die durch externen Einfluss verfügbar gemachten technischen Neuerungen.<sup>676</sup> Vergleichend betrachtet tritt in dieser Betrachtung deutlich hervor, welche elementaren Gegebenheiten und Umstände in Tibet fehlten und warum daher verschiedene Modernisierungs- und Nationalbewegungen letztlich erfolglos blieben oder ihre Energie in Nachbarländern entluden.<sup>677</sup>

Indien und China stellen in dieser Betrachtung zwei kontinentale Kulturreiche dar, die jeweils in einer außerordentlich langen Kulturtradition stehen. Der indische Subkontinent hat in seiner Geschichte wiederholt einwandernde oder einfallende Verbände, Stämme oder

---

<sup>676</sup> Siehe oben, Kapitel 4.1 und 4.2.

<sup>677</sup> Siehe zu den Modernisierungsanstrengungen unter Federführung des 13. Dalai Lamas Kapitel 2.2.3, zu individuellen Modernisierungsbefürwortern des 20. Jahrhunderts Kapitel 4.3.

Armeen aufgenommen, sie jedoch nur in kleinerem Umfang wieder entlassen. Wer sich einmal in den Subkontinent aufmachte, und dies geschah zumeist aus Westen über das „Tor“ des heutigen Pakistans, da im Norden der Himalaya, im Osten der Dschungel und im Süden das Meer den Weg versperrten, der blieb und wurde Teil der indischen Kultur. Von den Indoariern über Alexander den Großen bis zu den Moghulen und Engländern nahm der indische Subkontinent immer wieder Einflüsse in Sprache, Staat, Gesellschaft, Kunst oder Religion auf, die sein Angesicht maßgeblich prägten. Der derartige Pluralismus und Synkretismus in der indischen Kulturgeschichte steht dem zentrifugalen Einfluss einer Leitkultur in China gegenüber, die ihre gesamte kulturelle Geschichte hindurch fremdartige Einflüsse assimilierte und über ihren tatsächlichen Einflusskreis hinaus verschiedene Kulturen an sich band nachhaltig beeinflusste. Der indische Pluralismus entlud sich an der Schwelle der Neuzeit schließlich am deutlichsten in jenen entzweierenden Tendenzen der nationalistischen Bewegungen, die letztlich zur Teilung in Indien und Pakistan führten, während in den chinesischen Konzeptionen der modernen Nation stets der einende Gedanke oberste Priorität behielt.

Die Herrschaftsgeschichte Indiens und Chinas reflektiert, wie auf dem pluralistischen indischen Subkontinent zu vielerlei Zeiten eine Vielzahl von Reichen in stetig variierender Assoziation existierten. Herrscherfiguren wie der Mauryakönig Ashoka, der im 3. Jahrhundert vor Christus eines der größten einenden Reiche der indischen Geschichte regierte, finden sich selten in der Historie des Subkontinentes, während im Reich der Mitte seit dem ersten Kaiser der Qin im 3. Jahrhundert vor Christus beinahe jede Dynastie das Reich mittels der konfuzianistischen Kultur und Staatsdoktrin unter ihren Bannern zu einen suchte. Dabei offenbaren sich in einer Betrachtung der indischen wie chinesischen Großreiche Parallelen im Staatsapparat unterhalb der herrschenden Spitze. Die Regierung derart großer Herrschaftsgebiete erforderte auf beiden Seiten einen bürokratischen Apparat von solch großen Ausmaßen und feiner Verästelung dass er eine bleibende und anpassungsfähige Basis für wechselnde Dynastien bildete. Diese Flexibilität des eigentlichen Staates, der Bürokratie zog sich in Indien wie in China durch die Moderne bis in die Nation. Unter der Kolonialherrschaft der Briten wurde die ehemalige Moghulbürokratie nach englischem Vorbild beeinflusst und erweitert, bis sie schließlich als bereits zitierter stützender „steel frame“ des Kolonialreiches in den unabhängigen indischen Staat überdauerte. Die chinesische Bürokratie des Qinghofes und deren Institutionen auf der

anderen Seite durchliefen in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts eine Reihe von Transformationen, Erneuerungen und Erweiterungen bis sie schließlich mitsamt ihres imperialen wie auch nationalistischen Erbe im sozialistischen Staat unter der Regierung der KPCh aufging.

Nicht nur in Staat und Staatsgebäude lassen sich zwischen Indien und China Parallelen von großer Relevanz erkennen, sondern auch in den gesellschaftlichen Voraussetzungen und Entwicklungen die Nationalismus und Modernisierung trugen und vorantrieben. Wenngleich die Entwicklung eines den Nationalismus tragenden neuen Bürgertums in Indien und China aufgrund der jeweiligen kulturellen Eigenarten grundverschieden ablief<sup>678</sup> zeigt die vergleichende Betrachtung deutlich auf, dass der Katalysator dieser Entwicklung in beiden Fällen die aus Europa und Nordamerika angetragene Industrialisierung und deren technische Revolution war. Beginn war die kartographische Definition und Abgrenzung eines klar umrissenen und kohärenten Staatsgebildes unter dem modernen Imperativ der Nation. In Indien, vor allem in den nördlichen und nordwestlichen Grenzregionen, geschah dies durch die direkte Hand der Briten. Auch in China jedoch wurde die Kartographie, eine alte Tradition des Reiches der Mitte, durch den Einfluss christlicher Missionare und das Näherrücken der kolonialen Abgrenzungen in ihrer Natur verändert und unter der Herrschaft des Qianlong Kaisers kam es im 18. Jahrhundert zu einer erstmalig eindeutigen Formulierung der Grenzen des Qing Reiches.<sup>679</sup> Ausgehend von der europäischen industriellen Revolution im 18. Jahrhundert kam es sowohl in Indien wie auch in China im Verlaufe des 19. Jahrhundert zu einem infrastrukturellen und technologischen Beschleunigungsschub. Unter Regie der Kolonialmächte wurden Verkehrs- und Kommunikationswesen ausgebaut, vor allem mit dem Aufbau von Eisenbahnlinien und des Telegrafienetzes. Der beschleunigte Transport und Kommunikationsaustausch ermöglichte mittels der ebenfalls neu eingeführten Druckmethoden die rasche Entstehung einer neuen Medienlandschaft, welche sich bald über die Grenzen des kolonialen Apparates hinaus organisch in der Gesellschaft und dem Nationalismus äußerst zuträglich entwickelte.<sup>680</sup> Die im auslaufenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert aufkommende Konzeption eines pan-asiatischen Buddhismus hätte

---

<sup>678</sup> Siehe oben, Kapitel 4.1.

<sup>679</sup> Siehe oben, Kapitel 3.5.

<sup>680</sup> Siehe oben, Kapitel 4.2.

ebenfalls auf gesellschaftlicher Ebene eine große Bedeutung für einen neuen interstaatlichen Dialog bieten können, viel jedoch den Entwicklungen der Zeit zum Opfer.<sup>681</sup>

Wenngleich eine Betrachtung der Voraussetzungen für die Entwicklung des Nationalismus in Indien und China vielerlei Parallelen aufweist, so offenbaren sich jedoch in den ablaufenden Transformationsprozessen auf dem Weg zur Nation deutliche Unterschiede. Dieser Weg, dessen Endziel die Emanzipation von einem alten und Unabhängigkeit eines neuen politischen Systems ist, unterscheidet sich in Indien und China deutlich in seiner Methodik. Die letztlich erfolgreiche Bewegung des indischen Nationalkongresses strebte eine Transformation des kolonialen Systems an, bei der die Herrschaft aus den Händen der Kolonialherren in die der Bevölkerung übergehen sollte, das neue System aber in einem Lernprozess nach dem Beispiel der als überlegen wahrgenommenen Kolonialmächte das alte Vokabular beibehielt. Als interner Gegenentwurf dazu verhielt sich die zunehmend radikalisierte Position der Muslimliga, die schließlich mit allen ehemaligen Systementwürfen brach und einen gänzlich andersartigen neuen Staat bildete. China begann das 20. Jahrhundert in einer Stimmung der zunehmenden Frustration mit den weitgehend erfolglosen Reformanstrengungen der späten Qing Zeit. Was sich mit der Zeitwende des Dynastiensturzes 1911 etablierte und bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhundert zentrales Symbol im Motor der nationalen Transformation, Erstarkung und Unabhängigkeit blieb war der Begriff der Revolution. Die Rückständigkeit und zunehmende Erniedrigung Chinas im Vergleich zu den kolonialisierenden Mächten lösten eine Art nationales Trauma aus, das den Imperativ der Aufholjagd und nationalen Wiedererstarkung um jeden Preis ins Zentrum des populären Diskurses und der Politik brachte. Im Verlaufe des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde dieses Trauma durch immer neue Rückschläge und Demütigungen durch die Fremdmächte genährt, was einer Unzufriedenheit mit dem aktuellen politischen System stets genügend Brennstoff gab. In ihrer Unfähigkeit, das kulturell wahrgenommene Großreich Chinas in souveräner Einheit zu führen, fielen nicht nur die Qing Dynastie sondern auch die darauf folgenden republikanischen und militärischen Regimes immer wieder dem Umsturz durch das Mittel der Revolution zum Opfer. Die Revolution selbst war dabei jedoch weit weniger spontanes Aufbegehren der breiten Masse

---

<sup>681</sup> Siehe oben, Kapitel 4.4.

als eine geplante Inszenierung, die vor allem symbolträchtigen Charakter hatte und nur in den seltensten Fällen tatsächlich rigorose Umwälzungen bedeutete.<sup>682</sup>

Wie bereits beschrieben lag der Fokus der chinesischen nationalistischen Bewegungen stets auf der Wiedererstarkung der chinesischen Nation, die im Verlaufe des 20. Jahrhunderts immer mehr in einer Aufholjagd nach dem Beispiel der Westmächte und Japans gesehen wurde. Das Knowhow, welche die Fremdmächte überlegen machte, sollte nach China importiert und implementiert werden um möglichst schnell auf internationaler Bühne eine souveräne Zentrumsposition wiederzuerlangen. Der Übergang vom Reich zur Nation war damit in China Beginn eines Rennens, an dessen Anfang der Verlust einer als natürlich wahrgenommenen Primusposition stand und dessen Ende als die Wiedererlangung dieser Führungsposition in der veränderten Konstellation als Nation und damit aufgrund der eigenen Partikularität projiziert wurde. Damit war ein latenter Bruch mit den Fremdmächten unvermeidbar, von denen man sich in der Sache des Wissenstransfers zumindest im Idealfall so wenig abhängig wie möglich machen wollte. Da sich China jedoch aufgrund seiner internen und externen Schwäche immer wieder in vielfältiger Abhängigkeit und Unterordnung gegenüber den verschiedenen Großmächten befand war die Revolution so lange verkettet, bis 1949 ein politisches System die Führung Chinas antrat, das sich dem Beispiel der Sowjetunion folgend gänzlich anders ausrichtete und die revolutionäre Sache weiterhin äußerst bewusst im Imperativ der Aufholjagd und Wiedererstarkung inszenierte.

Der indische Nationalismus auf der anderen Seite richtete sich nach der Dominanz der gemäßigten Kräfte des Nationalkongresses nicht radikal gegen die Kolonialherren und deren System, sondern strebte einen möglichst reibungslosen und friedlichen Übergang von Fremd- zu Selbstherrschaft an. Es wurde nicht der radikale Umsturz eines oder mehrerer System angestrebt oder inszeniert, sondern auf eine stetig zunehmende Beteiligung der Lokalbevölkerung am politischen System mit wachsendem politischen Einfluss hingearbeitet, an dessen Ende zwar eine Emanzipation stand, diese jedoch unter der ausdrücklichen Hilfe der ehemaligen Kolonialherren umgesetzt werden sollte. Die nationalistischen Bewegungen hatten dabei nicht wie in China einen kulturell bedingten Fokus auf den Staat und dessen Wiedererlangung der verlorenen internationalen Zentrumsposition, sondern ein in der familiären und religiösen Gemeinschaft verwurzeltes Streben nach Selbstregierung und

---

<sup>682</sup> Siehe oben, Kapitel 3.4.

Unabhängigkeit im Lichte der direkten Kolonialherrschaft. Im Gegensatz zur chinesischen Gesellschaft, die durch die konfuzianistische Staatsideologie eine individuelle und gesellschaftliche Ausrichtung auf den zentralen Staat hatte, spaltete sich der indische Nationalismus vor allem an den vorherrschenden Religionsgruppen auf. Zwar wurde von Figuren wie Gandhi zwar eine dem chinesischen Inklusivismus nicht unähnliche umfassende indische Nation aller Glaubensgemeinschaften und Bevölkerungsklassen angestrebt, jedoch konnte der Nationalismus praktisch nur dann die Bevölkerung mobilisieren, wenn er die populäre Religion als Vehikel dazu nutzte. So blieb es das große Dilemma des indischen Nationalismus, dass er die latenten Risse in der religiösen Landschaft Indiens zu Abgründen öffnete, die bis heute nicht überwunden werden konnten und auch unter den weniger oppositionell entgegengestellten Religionsgemeinschaften weiterhin für Spannungen und Konflikte sorgen.

Wo die komparative Betrachtung der Parallelen und Unterschiede Indiens und Chinas in den Voraussetzungen, Entwicklungen und Transformationsprozessen im Übergang zum Nationalstaat aufzeigt, tritt ebenfalls die fundamentale Andersartigkeit der dritten in dieser Arbeit betrachteten Entität auf: Tibet. Die nachvollziehbare Kulturtradition Tibets beginnt mit der Großreichszeit der Yarlung Könige, deren Anfang selbst im Reich des Mythos liegt. Diesem Großreich lag eine primär militärische Struktur zu Grunde, die Eigenheit und Trumpf des tibetischen Imperiums war, das zu dieser Zeit auch China die Stirn bot. Die tibetische Kulturtradition in ihrer Selbstrezeption beginnt mit der Zeit des Yarlung Reiches auch gleichsam mit der Stunde null des Buddhismus in Tibet. Wie oben aufgezeigt<sup>683</sup>, idealisierte die tibetische und buddhistische Geschichtsschreibung die vergangene Großreichszeit zunehmend zu einem nationalen Mythos. Das Reich der Yarlung Könige wurde so Idealbild eines tibetischen Reiches das sich militärisch autark durchsetzen und verteidigen vermag und das von „Religionskönigen“ regiert wird, die den Buddhismus in Tibet aufnehmen, verbreiten und beschützen. Die tibetische Kulturtradition baute damit nicht nur fundamental auf der buddhistischen Religion auf, sondern idealisierte auch die Zeit der nationalen Unabhängigkeit, die ab dem 13. Jahrhundert einer perpetuellen Abhängigkeit der Machthaber Tibets von externen Beschützern wie den Mongolenallianzen und später der Qing Dynastie wich.

---

<sup>683</sup> Siehe oben, Kapitel 2.2.1.

Auch der tibetische Staat, der sich nach den Jahrhunderten der zivilen Unruhen und des politischen Vakuums vom 10. bis zum 12. Jahrhundert in einer zentralen Machtposition abermals zu etablieren begann, unterschied sich in seinem Wesen und Aufbau fundamental von dem der vergangenen Großreichszeit. Anstelle eines militärisch straff organisierten Großreiches trat ein buddhistisches Staatsgebilde, das bereits bei weitem nicht mehr die Domänen des ehemaligen Reiches zu kontrollieren vermochte. Auch intern vermochte der wiedergeborene tibetische Zentralstaat es nur noch lückenhaft, das beherrschte Gebiet tatsächlich zu kontrollieren, während das nun weit verbreitete Klosterwesen eine dezentrale Struktur der Klöster als lokale Großgrundbesitzer, Handels- und Politikzentren durchsetzte. Dass die Modernisierungsvorhaben des derart schwachen Zentralstaates unter der Federführung des 13. Dalai Lamas rasch am Widerstand des konservativen religiösen Sektors scheiterten, ist daher kaum verwunderlich.<sup>684</sup> Auch die tibetische Literatur, von einer sonstigen Medienlandschaft kann kaum gesprochen werden, war fast ausschließlich religiöser Natur und so gab es im Gegensatz zu Indien oder China faktisch keine kommunikationstechnischen Möglichkeiten, mit denen sich internationales Gedankengut in der breiten Gesellschaft hätte verbreiten können.<sup>685</sup>

Die isolationistische und passive Situation der tibetischen Gesellschaft und die politische Schwäche der Zentralregierung in Lhasa, beides maßgeblich durch den tibetischen Buddhismus selbst bedingt, verunmöglichten daher, dass sich weder, wie im indischen Beispiel, ein moderner Nationalismus in der Bevölkerung verbreitete noch, wie im chinesischen Beispiel, ein zentraler Staat die Agenda von Modernisierung und nationaler Transformation durchführte. Das „Glück“ Tibets, von den Briten als Pufferstaat angesehen zu sein und aufgrund ihrer eigenen Schwäche kaum von chinesischer Seite aus bedrängt zu werden, bescherte der tibetischen Regierung eine Situation faktischer Unabhängigkeit bis zum Ende der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Dabei waren jedoch weder Staat noch Gesellschaft tatsächlich fähig, die für eine interstaatliche Anerkennung notwendigen nationalstaatlichen Transformationsprozesse zu tragen.

---

<sup>684</sup> Siehe oben, Kapitel 2.2.3.

<sup>685</sup> Siehe oben, Kapitel 4.2.

## 5.2 Die Geschehnisse im Licht der späteren Entwicklungen

Der zeitliche Rahmen dieser Arbeit findet, per anfänglicher Definition, seinen Abschluss in der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts. Damit bieten sich im Gegensatz zur eher symbolisch-numerischen Zäsur des gregorianischen Jahrhundertwechsels in allen drei thematisierten Regionen grundlegende Umwälzungen als Schwellen an, die die hier beleuchteten Geschehnisse abgrenzen. Dass jedoch die Einflüsse und Prozesse aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch weit in die Zeit danach – vielmals noch bis in die Gegenwart – reichen, muss jeder historischen Betrachtung klar sein. Geschichte existiert nicht punktuell, diskret und separat, sondern als unaufhörlicher und kaum überschaubarer Strom von Zusammenhängen. So ist es meiner Ansicht nach vor allem für die Positionierung dieser Arbeit, für den tatsächlichen Nutzen der sich aus der komparativen Betrachtung des gewählten Zeitrahmens ziehen lässt, von großer Wichtigkeit, auf die Relation des Besprochenen zu den darauf folgenden Entwicklungen einzugehen. An dieser Stelle soll daher kurz umrissen werden, auf welche Weise die Entwicklungen des frühen 20. Jahrhunderts in Indien, China und Tibet nach 1947, 1949 und 1949-59 direkt auf die späteren Entwicklungen einwirkten.

Im Falle Indiens ist die hier angesetzte eindeutige Zäsur des Zeitrahmens die 1947 aus dem Dekolonialisationsprozess erlangte Unabhängigkeit, einhergehend mit der Teilung des ehemals kolonialisierten Territoriums in die separaten und souveränen Staaten Indien und Pakistan. Wie bereits weiter oben dargestellt<sup>686</sup>, war die Entstehung des unabhängigen Staates Indien ein Prozess der zwar grundlegend dekolonialisierend verlief, jedoch gleichwohl in verhältnismäßig enger – vor allem verglichen mit Pakistan – Zusammenarbeit mit den ehemaligen Kolonialherren abgewickelt wurde. Dabei war es dem neuen Indien möglich, eine Reihe besonderer und hilfreicher „Startbedingungen“ aus der Kolonialzeit zu erhalten, die auch im späteren Verlauf des 20. Jahrhunderts noch deutlich erkennbar waren. Ebenso erbte der indische Staat aus der in dieser Hinsicht kompromittierten Unabhängigkeit, nämlich hinsichtlich der Teilung Indiens und Pakistans, das interne wie externe Damoklesschwert des schwelenden Hindu-Muslim-Konfliktes. In der Gesellschaft dauert dieser religiös motivierte Konflikt nach wie vor an und scheint gerade nach einer relativ ruhigen Periode nach der Unabhängigkeit wieder mit neuer Wucht aufgebrochen zu sein,

---

<sup>686</sup> Siehe oben, Kapitel 2.1.4.

wie die Gujarat-Ausschreitungen im Jahre 2002 und die parallel dazu in den vergangenen Jahrzehnten wieder zunehmende religiöse Beeinflussung der Politik erkennen lassen.<sup>687</sup> Auch auf Gesetzesebene existiert nach wie vor eine Trennung zwischen Hindus und Muslimen, indem das von den Engländern geerbte Rechtssystem nach wie vor einzelne Gesellschaftsgruppen separat mit Gesetzesentwürfen bedacht, wie das „Hindu-Gesetzbuch“<sup>688</sup> verdeutlicht, anstatt mit einem einheitlich geltenden Zivilgesetzbuch die Bevölkerung vor dem Gesetz gleich zu machen. Insbesondere in der Ära Nehru war die Regierung intensiv um eine Säkularisierung des jungen Indiens bemüht, hielt sich jedoch gleichzeitig von einer intensiveren Beschäftigung mit dem Hindu-Muslim Dialog, wie es noch vor allem durch Gandhi geschehen war, fern.<sup>689</sup>

Außenpolitisch trat das unabhängige Indien ebenfalls ein konfliktschweres Erbe der britischen Kolonialherrschaft an, was sich nicht nur in den Konflikten und Kriegen mit Pakistan – bis heute andauernd der Jammu-Kaschmir Konflikt – und der Abspaltung Bangladeschs verdeutlichte, sondern auch die Beziehungen mit China belastete und noch immer belastet. Wie bereits weiter oben in der Besprechung der Konferenz von Simla und der Grenzziehung Sir Henry McMahons aufgezeigt<sup>690</sup>, ist die von den Engländern übernommene nordindische Grenzziehung zum tibetischen Raum eine nach wie vor bestehende Konfliktquelle. Im Jahr des tibetischen Volksaufstandes 1959 begann eine drastische Verschlechterung der ohnehin bereits volatilen indisch-chinesischen Beziehungen, und es kam zu ersten Zwischenfällen an der indisch-chinesischen Grenze. Bis 1962 spitze sich diese Lage militärisch immer weiter zu und schließlich kam es ab Oktober des Jahres zur heißen Phase des sogenannten „Indisch-Chinesischen Grenzkrieg“, der in den Bereichen des Aksai Chin im Westen und Arunachal Pradesh im Osten ausgetragen wurde. China war bei dieser Auseinandersetzung mit Indien militärisch klar überlegen, was national wie auch persönlich drastische Folgen für Jawaharlal Nehru hatte, beendete aber von sich aus den Krieg mit dem Ausrufen des Waffenstillstandes am 21. November 1962. Die tatsächliche Situation der Grenzziehung in den umstrittenen Bereichen bleibt weiterhin umstritten und ungelöst.<sup>691</sup>

---

<sup>687</sup> Vgl. Lütt, 2012, P. 189-193.

<sup>688</sup> „Hindu Code Bill“

<sup>689</sup> Vgl. Von Hinüber, 2005, P. 223-227.

<sup>690</sup> Siehe oben, Kapitel 2.1.3.

<sup>691</sup> Vgl. Lütt, 2012, P. 100-101.

Trotz dieser und vieler anderer Probleme hat sich die Republik Indien als beinahe beeindruckend stabiles Konstrukt erwiesen. Zwar durchlief sie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einen turbulenten politischen Selbstfindungsprozess und änderte auch in der internen bundesstaatlichen Aufteilung mehrmals ihre Zusammensetzung, jedoch scheint möglicherweise gerade die Erinnerung an die schmerzhafteste Trennung des Subkontinents bei der Geburt seiner unabhängigen Nationen dafür zu sorgen, dass Indien erneuten Teilungen oder Sezessionen widerstand. Nach wie vor ist Indien eine kulturell äußerst diverse Nation, deren Bevölkerung sehr bewusst ihre Verschiedenartigkeiten verteidigt. Auch die sprachliche Diversität schlägt sich bis in die Verfassung nieder, die in Anhang 8 mittlerweile 22 offizielle Amtssprachen auflistet, von denen unabhängig auch das Englisch weiterhin eine wichtige Position behält.<sup>692</sup> Damit scheint bei einer strikten Betrachtung nach den in Kapitel 3.1 dargelegten Theorien des Nationalstaates die Realität Indiens einer klaren und zwangsweise homogenisierten Nation entgegenzulaufen. Ein in vieler Hinsicht verkleinertes europäisches Beispiel mag hier die Schweiz sein, obgleich Anderson ihr in seiner Besprechung der Schweiz als oftmals vermutete Antithese seiner Theorie nicht viel Nationalstaatlichkeit lässt<sup>693</sup>, die sich trotz und durch ihre sprachliche, kulturelle und organisatorische Diversität gleichwohl das Wesen einer souveränen Nation in der internen Selbstwahrnehmung wie im internationalen Dialog erhält.

Nach wie vor beinhaltet ein Großteil der wissenschaftlichen Betrachtungen Indiens eine Bilanz der positiven oder negativen Folgen des kolonialen Einflusses.<sup>694</sup> Bei einer jeden, auch dieser, Darstellung ausgesuchter Geschichte des modernen Indiens werden sowohl förderliche wie auch hindernde Auswirkungen der Kolonialzeit deutlich. Die These dieser vergleichenden Betrachtung ist es jedoch, dass eine Beschäftigung mit diesen Faktoren, unabhängig von ihrer (subjektiven) Bewertung, für ein tieferes und reflektiertes Verständnis des modernen und gegenwärtigen Indiens unablässig ist, da sich die Vorgänge der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch immer auf die Gegenwart auswirken. Das all dieses Gepäck der Geschichte das moderne Indien vor sehr individuelle Herausforderungen stellt, liegt ebenso auf der Hand wie die Tatsache, dass die indische Nation aufgrund ihres

---

<sup>692</sup> Vgl. Von Hinüber, 2005, P. 17.

<sup>693</sup> Vgl. Anderson, 2006, P. 135-139.

<sup>694</sup> Vgl. Lütt, 2012, P. 178 ff.

vielschichtigen Erbes und ihrer nach wie vor international besonderen Position mit einzigartigen Möglichkeiten ausgestattet ist.

Die chinesische Zeitwende zur Mitte des 20. Jahrhunderts vollzog sich in den Jahren nach Ende des Zweiten Weltkrieges, das für China auch das Ende der japanischen Besetzung bedeutet hatte. Als nach Kriegsende der Einfluss aller kolonialisierenden Mächte in China deutlich abzuebben begann, blieb ein Land übrig, das sich beinahe anarchistisch im Zustand eines perpetuellen Bürgerkrieges zwischen dem nationalistischen und dem kommunistischen Lager befand. Dabei bestand eine tiefgreifende Ungleichheit zwischen beiden Positionen. Die Nationalisten befanden sich nach Kriegsende in einem Zustand weitgehender Erschöpfung, während die Kommunisten im Gegensatz dazu verhältnismäßig ausgeruht waren. Ihre unterstützende Rolle in der gemeinsamen Front und die mittlerweile breite Unterstützung durch die ländliche Bevölkerung stärkten ihnen den Rücken. So entschieden die chinesischen Kommunisten den Bürgerkrieg zu ihren Gunsten und die geschlagenen Nationalisten flohen nach Taiwan. Am 01. Oktober 1949 wurde schließlich offiziell die Volksrepublik China gegründet, als sozialistisches Land unter der Führung der KPCh auf dem Weg zum vollen Kommunismus, und läutete damit eine völlig neue Epoche der chinesischen Geschichte ein.

Mao Zedong, der sich bis zu seinem Tode als alleinigen Herrscher über Partei und Staat bewahrte, war bereits früh klar gewesen, dass sich nicht einfach der klassische Marxismus-Leninismus auf die chinesische Realität anwenden lassen würde. Die andersartigen Bedingungen Chinas erforderten eine abgewandelte Ideologie, die der Maoismus wurde, Mao Zedongs persönliche Umsetzungsstrategien der Ideen des Marxismus-Leninismus.<sup>695</sup> Oberste Devise war dabei, genau wie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die zwingende Modernisierung Chinas in einer Aufholjagd mit den fortschrittlichen Nationen. Das nationale Trauma der Stagnation und Rückständigkeit gegenüber den imperialen Mächten im Verlaufe des 18. und 19. Jahrhundert war dabei der weiterhin in der Gesellschaft breite Resonanz findende Antrieb. Um dieses Ziel zu erreichen wurde nun nicht einfach ein sozialistischer Staat mit sozialistischer Planwirtschaft und allen weiteren typischen Institutionen aufgebaut, sondern auch und vor allem die Revolution als Werkzeug für die perpetuelle Begeisterung und Motivation der breiten Massen für die Sache des Maoismus genutzt. Weiterhin war die Revolution eine, wie bereits mehrmals erwähnt, von

---

<sup>695</sup> Vgl. Frank, in Linhart und Weigelin-Schwiedrzik [Hrsg.], 2007, P. 121.

oben herab inszenierte und eingeleitete Bewegung, wie sich in den vielen Kampagnen Maos zeigt. Am deutlichsten stechen der „Große Sprung nach Vorn“ und die „Große Proletarische Kulturrevolution“ hervor, die letztlich aufgrund ihrer immensen menschlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Verluste monolithisch aus der Geschichte des modernen Chinas aufragen.<sup>696</sup>

Erst der Tod Maos am 9. September 1976 und die wenig später folgende Zerschlagung der „Viererbande“<sup>697</sup> ermöglichten es der Volksrepublik letztlich, einen dringend notwendigen Politikwechsel zu vollziehen.<sup>698</sup> Das Programm des 10-Jahres-Planes, welcher auf dem fünften Nationalen Volkskongress im Jahre 1978 erstmals von Hua Guofeng<sup>699</sup>, dem damaligen Vorsitzenden der KPCh, vorgestellt wurde, sollte die Weichen für ein modernes und kommunistisches China ohne Mao Zedong stellen. Die darin geplanten Modernisierungen der vier Bereiche Industrie, Landwirtschaft, Forschung und Militär sollten das Land nach den Wirren der Kulturrevolution und Maos letzter Jahre wieder zurück auf einen klaren Kurs in Modernisierung und Wiedererstarkung führen.<sup>700</sup> Tatsächlich war es aber Deng Xiaoping<sup>701</sup> der ab 1978 aus dem Hintergrund heraus die Geschicke von Politik und Land bestimmte. Er wurde der maßgebliche Architekt des neuen kommunistischen Chinas nach Mao, das sich schon bald durch seine immer rasantere wirtschaftliche Entwicklung und die Einführung der zwar widersprüchlich erscheinenden aber äußerst wirkungsvollen sozialistischen Marktwirtschaft international hervortat.<sup>702</sup> In einer Betrachtung aus Perspektive der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird deutlich, dass eine Reihe der von Deng eingeführten neuen Strategien bereits in der Zeit der Republik Chinas erdacht und ausprobiert worden waren. Die Verurteilung der Kulturrevolution beendete schließlich den Zyklus der wiederkehrend inszenierten Revolution. Anstatt der Revolution trat abermals der Begriff der Reform, welcher in der späten Qingzeit und der frühen Republik das Modernisierungsdenken beherrscht hatte.

---

<sup>696</sup> Vgl. ebd., P. 122-123.

<sup>697</sup> „Gang of Four“ 四人帮 *sì rén bāng*. Bestehend aus Maos letzter Ehefrau 江青 *jiāng qīng* und ihren drei Verbündeten 王洪文 *wáng hóng wén*, 张春桥 *zhāng chūn qiáo* und 姚文元 *yáo wén yuán*.

<sup>698</sup> Vgl. Hsü, 2000, P. 766 ff.

<sup>699</sup> 华国锋 *huá guó fēng* (1921-2008). Vorsitzender der KPCh von 1976 bis 1981.

<sup>700</sup> Vgl. Hsü, 2000, P. 803 ff.

<sup>701</sup> 邓小平 *dèng xiǎo píng* (1904-1997)

<sup>702</sup> Vgl. Frank, in Linhart und Weigelin-Schwiedrzik [Hrsg.], 2007, P. 123 ff.

Die Betrachtung des gegenwärtigen Chinas zeigt eine Nation, die ihre Aufholjagd beinahe abgeschlossen hat. In nahezu jeder Hinsicht war sie schon zu Beginn des 21. Jahrhunderts international wie auch intern besser positioniert als seit mindestens 200 Jahren der Fall war.<sup>703</sup> An die Stelle des nationalen Traumas und der maoistischen Masternarrativen der revolutionären Sache tritt nun im Denken der breiten Bevölkerung ein patriotischer Nationalstolz, der für das immer selbstbewusstere Auftreten des wiedererstarkten Chinas charakteristisch ist. Immer mehr vom akuten Verteidigungszwang befreit, muss sich China weniger und weniger als Nation nach dem eineinhalb Jahrhunderte alten Beispiel geben. Mehr und mehr fällt nun wieder die „Maske“ des Nationalstaates ab und Land und Bevölkerung kehren zur Mentalität des Kulturreiches zurück. Der steigende Einfluss im asiatischen Raum und weit darüber hinaus zeigt, dass das Reich der Mitte bereits wieder eine beträchtliche Strahlkraft gewonnen hat, aber auch völlig neuen Herausforderungen in einem post-postmodernistischen Dialog zwischen dem Nationalstaatsgedanken und der tatsächlichen Realität begegnen muss.<sup>704</sup>

Als die chinesischen Kommunisten 1949 siegreich aus dem Bürgerkrieg mit den Nationalisten hervorgingen bedeutete das nicht nur, dass sie das umkämpfte Herzland unter ihre Kontrolle brachten, sondern brachte auch bald die Peripherie wieder in den Fokus der Zentrale. In einer seit langem beispiellosen Ruhe vor externen Aggressoren und internen Gegenspielern konnte und musste die Führung der neuen Volksrepublik nun Kräfte und Konzentration zur Lösung der verschiedenen Peripherienfragen bereitstellen. In medialen Ansprachen wurde abermals die fundamentale Absicht verlautbart, die Domänen des ehemaligen Kaiserreiches unter der Flagge des neuen Chinas wieder zu vereinen. Dazu kam die neue kommunistische Narrative, nach der die Volksbefreiungsarmee in altruistischer Anstrengung auch die Brüder und Schwestern in den entfernten Randbereichen des ehemaligen Reiches vom Joch des Imperialismus oder Feudalismus befreien wollte. In Tibet wurde die Machtverschiebung im östlichen Nachbar mit großer Besorgnis beobachtet, wie sich rasch in einer Reihe von Beistands- und Hilfergesuchen an Staaten wie Großbritannien, die USA oder Indien zeigte.<sup>705</sup>

Im Oktober 1950 schließlich wurden Truppen der Volksbefreiungsarmee in Bewegung gesetzt und marschierten auf Tibet zu. Bis zu jener Grenzlinie, die 1914 auf der Konferenz

---

<sup>703</sup> Vgl. Hsü, 2000, P. 981.

<sup>704</sup> Vgl. Jacques, 2009, P. 369 ff.

<sup>705</sup> Vgl. Goldstein, 1999b, P. 41-43.

von Simla als Grenze zu Zentraltibet hatte etabliert werden sollen, nahm die Volksbefreiungsarmee im Verlaufe eines Monats sämtliche bis dato von der tibetischen Zentralregierung kontrollierten Städte ein. Die Kontingente des tibetischen Militärs unterlagen rasch den chinesischen Truppen, doch obwohl nun kaum mehr bewaffneter Widerstand zwischen der Grenzregion und Lhasa stand, machte die Armee an der Grenzlinie halt.<sup>706</sup> Mao Zedong verfolgte noch immer den Plan der „friedlichen Befreiung Tibets“ und wollte daher, nachdem die militärische Überlegenheit Chinas demonstriert worden war, Tibet mittels Propaganda zur freiwilligen „Rückkehr“ unter die chinesische Zentralregierung bewegen.<sup>707</sup> Im Rückblick auf die chinesische Geschichte entsprach Mao damit völlig der Staatstradition seines Landes, die ja stets einen friedlichen und freiwilligen Anschluss der Peripherie an das Kulturreich verfolgt und inszeniert hatte. Unterstützung fand die KPCh auch durch eine Reihe von Tibetern, die sich für die Pläne Mao Zedongs aussprachen. Einerseits waren dies Tibeter, die in der Kampagne der Volksbefreiungsarmee gefangen genommen und umerzogen worden waren, andererseits waren es aber auch Figuren wie der 10. Panchen Lama<sup>708</sup>, die sich aus eigener Motivation zur Unterstützung der KPCh entschlossen hatten.<sup>709</sup>

Nachdem abermals internationale Hilfesuche der tibetischen Regierung unbeantwortet blieben und auch ein Appell an die Vereinten Nationen im diplomatischen Sand verlief, blieb der tibetischen Regierung Anfang 1951 nichts anderes übrig, als mit China zu verhandeln. Der 14. Dalai Lama befand sich bereits seit Ende 1950, nachdem er drei Jahre verfrüht inthronisiert worden war, nahe der Grenze zu Indien, um eine eventuelle Fluchtmöglichkeit zu garantieren. Ähnlich wie im Falle der Younghusband Expedition hatte eine aus tibetischer Sichtweise fremde Macht die Regierung zu Verhandlungen gezwungen und ähnlich wie gegenüber den Briten beugte sich die verhandelnde Regierungsdelegation den Forderungen des übermächtigen Gegenübers. Dass am 23. Mai 1951 die tibetische Delegation in Peking das seither berühmte 17-Punkte-Abkommen unterzeichnete und damit die Oberherrschaft Chinas über Tibet offiziell anerkannte, war jedoch auch für die Regierungsspitze um den

---

<sup>706</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 277-279.

<sup>707</sup> Vgl. Kollmar-Paulenz, 2006, P. 161.

<sup>708</sup> *phrin las lhun grub chos kyi rgyal mtshan* (1938-1989). Der aus Amdo stammende 10. Panchen Lama war von der in China zurückgebliebenen Delegation seines Vorgängers und später durch die chinesische Regierung anerkannt. Die damalige tibetische Regierung hatte ihn jedoch nicht anerkannt und eigene Kandidaten mittels einer Mönchsdelegation gefunden. Vgl. Goldstein, 2009, P. 268-269.

<sup>709</sup> Vgl. Goldstein, 2009, P. 269 ff.

jugen 14. Dalai Lama ein Schock. Die Inhalte des Abkommens waren nicht kommuniziert worden und die aus Lhasa entsandten nicht zur Unterzeichnung eines solchen Abkommens ermächtigt gewesen. Gleichwohl entschied sich der 14. Dalai Lama in Folge der Unterzeichnung, das Abkommen anzunehmen und auf die Umsetzung all jener Punkte zu hoffen, die ein Fortbestehen seiner Regierung unter der Hand der KPCh garantierten.<sup>710</sup> Nach der offiziellen Anerkennung des 17-Punkte-Abkommens durch die Regierung in Lhasa am 24. Oktober 1951 folgte der verhältnismäßig konfliktfreie Einmarsch der Volksbefreiungsarmee und daraufhin eine erste Zeit der friedlichen Oberherrschaft. Das chinesische Militär war primär mit infrastrukturellen Projekten in Tibet beschäftigt, die ein wachsendes Wohlwollen des Volkes bedeuteten, und auch die Eliten wurden von chinesischer Seite bedient.<sup>711</sup>

Im Verlaufe der 1950er Jahre jedoch wurde die Situation in Zentraltibet schrittweise angespannter. In den angrenzenden chinesischen Provinzen schlugen Maos revolutionäre Kampagnen hart in der Gesellschaft ein, was für einen stetigen Strom ethnisch tibetischer Flüchtlinge nach Zentraltibet sorgte, wo nach den Statuten des 17-Punkte-Abkommens und Maos Plan der graduellen Modernisierung noch keine der Kampagnen umgesetzt worden war. Letztlich war es der Große Sprung nach vorn, der die Aufstände in den Grenzprovinzen und auch Tibet selbst zu gefährlich ansteigen ließ. In Tibet machte sich abermals ein Klima des verbreiteten Misstrauens gegenüber den Chinesen breit, bis all dies schließlich in den Aufständen von 1959 gipfelte.<sup>712</sup> Der überlegenen chinesischen Militärmacht gegenüberstehend entschied sich der 14. Dalai Lama schließlich am 17. Mai 1959 zur Flucht ins indische Exil, das er am 31. des Monats erreichte.<sup>713</sup> Damit waren jegliche noch verbliebene Ambitionen, Tibet unter einer traditionellen Regierung zu modernisieren, sowohl von tibetischer wie auch chinesischer Seite verunmöglicht worden. Wenngleich der 14. Dalai Lama bei seiner Flucht ins Exil und der Ausrufung der Exilregierung das 17-Punkte-Abkommen aufkündete, so änderte dies jedoch nichts mehr daran, dass jegliche Anstrengungen für eine unabhängige tibetische Nation vorerst gescheitert waren.

In Zentraltibet begann nach der Flucht des Dalai Lamas die heiße Phase maoistischer Reformen. Während die Kampagnen von Kollektivierung, Denunzierung oder

---

<sup>710</sup> Vgl. Goldstein, 1999b, P. 46-52.

<sup>711</sup> Vgl. Kollmar-Paulenz, 2006, P. 163.

<sup>712</sup> Vgl. Goldstein, 1999b, P. 52-54.

<sup>713</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 445-447.

wirtschaftlichem Sprung noch an der Region vorbei gegangen waren, so sollte sich dies rasch ändern. Ohne den Dalai Lama an der Spitze der traditionellen Regierung Tibets gab es für die KPCh keinen Grund mehr, deren Struktur weiter zu tolerieren. So wurde die Regierung zerschlagen, ein Großteil ihrer Mitglieder als Konterrevolutionäre oder Klassenfeinde diskreditiert und das „Vorbereitende Komitee für die Autonome Region Tibet“<sup>714</sup> übernahm die Regierungsgeschäfte. Nun nicht mehr an die Strategie der graduellen Modernisierung gebunden, wurden in Zentraltibet bald Kollektivierungskampagnen eingeführt, das Geld gegen chinesische Renminbi eingetauscht und der private Handel unter staatliche Kontrolle gebracht. Auch Klöster und Religion wurden verfolgt, verstaatlicht und radikale dezimiert.<sup>715</sup> Am 01. September 1965 schließlich wurde die Autonome Region Tibet offiziell von ihrem eigenen Volkskongress etabliert, womit Zentraltibet auch organisatorisch der Struktur Chinas eingeflochten worden war.<sup>716</sup> So lief das Lauffeuer der Rotgardisten, die Mao 1966 mit seiner Großen Proletarischen Kulturrevolution entfachte, ebenfalls bis in die ART, wo die aggressive Revolution unvergleichliche Zerstörung am kulturellen Erbe der Region verübte.<sup>717</sup> Nach Ende der heißen Phase der Revolution, ab Mitte der 1970er Jahre, begann eine neue Phase in der Siedlungspolitik der chinesischen Zentralregierung, die in den folgenden Jahrzehnten zu einer Explosion des Anteils von Han-Chinesen an der Population der ART führte.<sup>718</sup>

Die politische Wende nach Mao Zedongs Tod führte schließlich auch in Tibet zu einer deutlichen Strategienanpassung. Nachdem sich die Spitze der Zentralregierung Anfang der 1980er Jahre selbst von den Zuständen in der ART überzeugt hatte, wurden neue Programme und Richtlinien für eine Neuausrichtung der Tibetpolitik durch die Zentralregierung verabschiedet. Die Zerstörungen der Kulturrevolution, die selbst bereits von der Regierung verurteilt worden war, sollten gelindert, die tibetische Kultur wieder betont und der noch immer stagnierende Lebensstandard der breiten Bevölkerung gehoben werden.<sup>719</sup> Auch wurde ein Dialog mit dem Dalai Lama gesucht, der in eine Reihe von Gesprächen stattfand, bei denen letztlich jedoch keine Einigung erreicht werden konnte. Obgleich im Zuge der neuen Politik tatsächlich viele Verbesserungen im tibetischen Gebiet

---

<sup>714</sup> PCTAR „Preparatory Committee of the Tibetan Autonomous Region“

<sup>715</sup> Vgl. Smith, 1996, P. 452-475.

<sup>716</sup> Vgl. ebd., P. 532-539.

<sup>717</sup> Shakya, 1999, P. 314 ff.

<sup>718</sup> Vgl. Kollmar-Paulenz, 2006, P. 169.

<sup>719</sup> Vgl. Goldstein, 1999b, P. 63-67.

erzielt wurden, so bleibt die Bevölkerung nach wie vor volatil. Periodisch auftretende Aufstände zeigen, dass die tibetische Ethnie noch immer große Unzufriedenheit in sich trägt, die von Faktoren wie der voranschreitenden Sinisierung immer wieder eskaliert werden. Weiterhin ist ein latenter tibetischer Nationalismus in der breiten Gesellschaft präsent, der klar mit dem modernen chinesischen Patriotismus kollidiert. Vorurteile und die hohe soziale Ungleichheit sorgen überdies dafür, dass eine tiefe Kluft zwischen der tibetischen Ethnie und der restlichen Bevölkerung der Volksrepublik China bestehen bleibt. Die tibetische Exilregierung mit Sitz im indischen McLeod Ganj, Dharamsala, hat zwar längst ihre Forderung nach Unabhängigkeit Tibets zur Forderung nach reeller Autonomie abgeschwächt, ist dadurch jedoch kaum näher an eine wirkliche Lösung im Dialog mit der chinesischen Regierung gerückt. Gerade in letzter Zeit macht sich darüber hinaus eine zunehmende Diskrepanz zwischen der exiltibetischen Bevölkerung und der Exilregierung bemerkbar, die sich unter anderem in der ambivalenten Haltung hinsichtlich der immer zahlreicheren Selbstentzündungen sowie in den Schwierigkeiten des generationenübergreifenden Dialoges bemerkbar macht. Auch wenn die Existenz einer souveränen tibetischen Nation unmöglich erscheint, so lange die Volksrepublik China in ihrer jetzigen Form existiert, und die Vor- und Nachteile einer hypothetischen tibetischen Sezession separater Erläuterung bedürften, so scheint doch ein kultureller tibetischer Nationalismus deutlich sowohl innerhalb der Grenzen Chinas wie auch außerhalb weiter zu bestehen.

### **5.3 Abschließende Bemerkungen**

Die Geschichte, ihre Ereignisse und politischen wie sozialen Realitäten sind in dieser vergleichenden Betrachtung nach bestimmten Schlagwörtern untersucht worden. Kolonialismus, Nation und Nationalismus waren die Vorzeichen, unter denen sich die vorliegende Retrospektive mit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Indien, China und Tibet auseinandergesetzt hat. Dabei war der Imperativ nicht, eine einzelne persönliche These zu verifizieren oder falsifizieren, sondern exemplarisch und auszugsweise die Bedeutung der Vergangenheit (und *dieser* Vergangenheit) für die Gegenwart aufzuzeigen. Die These war, dass die Ereignisse und Entwicklungen jener Zeit noch immer großen Einfluss auf die Gegenwart ausüben und in Verständnis und Umgang mit der besprochenen Region von großer Wichtigkeit sind.

Sowohl in Indien wie auch China, damit ebenfalls indirekt Tibet, ging nach Ende des Zweiten Weltkrieges die Ära des Kolonialismus zu Ende. Die erschöpften Imperialmächte mussten sich sukzessive zurückziehen und hinterließen dabei Strukturen und Systeme, die in der Folge von den neu entstehenden Nationen gefüllt, angepasst und weiterverwertet wurden. Das moderne Indien baute auf den „Steel Frame“ der Kolonialbürokratie auf und nutzte das Potential der britischen Hinterlassenschaften in Recht, Bildung oder Sprache um sich international zu positionieren. Nach wie vor behält es seine Position im britischen Commonwealth und profitiert mit dem Aufstieg des Dienstleistungssektors mehr und mehr von seiner sprachlichen und systemischen Nähe zum „Westen“. Auf der anderen Seite lässt sich eine Bilanz der Zerstörungen, Regressionen und Blockaden im Erbe der Kolonialzeit ziehen. Genauso wie die geerbten Chancen muss Indien seit der Unabhängigkeit auch negativen Folgen des Kolonialismus begegnen. Eine Ausrichtung der Industrie auf britische Bedürfnisse, die Ausbeutung breiter Teile der Bevölkerung, Nahrungsmittelunterversorgung, Raubbau an der Umwelt und die gezwungene Öffnung für den Freihandel haben vor allem das frühe unabhängige Indien unter Jawaharlal Nehru vor kolossale Aufgaben gestellt. Es wird verständlich, warum sich Indien von den internationalen Märkten zurückzog, äußerst protektionistisch reagierte und im Sozialismus einen Weg zu mehr Gleichheit in der Bevölkerung suchte. Nach mehr als 60 Jahren jedoch hat Indien eine Vielzahl dieser Probleme identifiziert, bearbeitet und zumindest in Teilen überwunden.

Nachdem im Zuge des Zweiten Weltkrieges der Großteil der Kolonien und Konzessionen auf chinesischem Gebiet zurückgegeben worden war, bestand Chinas größte Herausforderung lange darin, den ehemals übermächtigen Fremdmächten wiedererstattet gegenüberzutreten zu können. Diese Wiedererlangung des nationalen Gesichts, die Aufholjagd getrieben vom nationalen Trauma, ist mittlerweile beinahe abgeschlossen und zeigt klar, warum China heute betont souverän und zuweilen aggressiv auftritt. Ende des 20. Jahrhunderts schlossen die Rückgaben der letzten Kolonien Hong Kong und Macau den Dekolonialisierungsprozess in China weitgehend ab und stellten gleichzeitig das politische System vor neue Herausforderungen. Seither bedient sich China einer Politik unter dem Spruch „Ein Land, zwei Systeme“<sup>720</sup>, welche den ehemaligen Kolonien genügend Freiheit und Eigenheit lassen soll, um eine Sezession zu verhindern. Kritische Positionen jedoch werfen der Volksrepublik

---

<sup>720</sup> 一国两制 *yì guó liǎng zhì*. Der 1978 von Deng Xiaoping geprägte Grundsatz für die Behandlung der ehemaligen Kolonien (und Taiwan) bei ihrer Wiedervereinigung mit der Volksrepublik China.

China heute vor, selbst kolonialisierend aufzutreten und nicht nur in seinen eigenen Grenzen, dabei als besonders heiß diskutiertes Thema die ethnisch tibetischen Gebiete und die dortige Siedlungspolitik, sondern auch innerhalb Asiens und in seinem zunehmenden Engagement auf dem afrikanischen Kontinent selbst als neue Imperialmacht aufzutreten. China vertritt hierbei immer selbstbewusster die Haltung, für sich selbst alle jene Handlungsprivilegien einzufordern, die von den führenden Industrienationen bereits lange selbstverständlich beansprucht worden sind. Seien es territoriale Ansprüche im asiatischen Raum, das Engagement auf dem afrikanischen Kontinent, oder die Verweigerung sich in Verhandlungen wie denen des Kyoto-Protokolls von den ehemaligen Fremdmächten deren Regeln unterwerfen zu müssen.

Bei all dieser Betrachtung wird deutlich, dass der Begriff des Nationalstaates heute immer mehr ausgedient zu haben scheint. Als Verteidigungsmechanismus gegenüber den imperialen Fremdmächten aufgegriffen ist er nun, nachdem sowohl Indien wie auch China international immer weiter erstarken, zunehmend überflüssig. Indien betont sich als ein Föderalstaat, der gerade in seiner Diversität und der demokratischen Organisation seine Identität ausdrückt. China auf der anderen Seite stellt nach wie vor die Harmonie der Gemeinschaft als höchstes Ideal. Durch sein wirtschaftliches und militärisches Widererstarken kann es den Begriff der Nation zunehmend ablegen und mit wachsendem Selbstbewusstsein zur Vorstellung des Kulturreiches zurückkehren.

Wenngleich der Begriff des Nationalstaates international mehr und mehr in den Hintergrund tritt, so bleiben doch Nationalismen potente Kräfte. Im Indien der Kolonialzeit erst vermeintlich spät erwacht, entwickelt sich nun der indische Nationalismus allmählich von einem persönlichen, an Religion und Kulturkreis gebundenen Nationalismus zu einem wachsenden Potential der toleranten Gemeinschaft. Dabei kollidieren nach wie vor die in der modernen Geschichte Indiens herauskristallisierten Fraktionen, nach wie vor ist auch der Hindu-Muslim-Konflikt noch zentraler Antrieb gesellschaftlicher Ausschreitungen und terroristischer Akte. Auch ein gemeinschaftlicher Nationalismus Indiens stünde und steht noch immer dem direkten Nachbarn Pakistan gegenüber, zu dem jenseits der religiös-kulturellen Kluft noch immer tiefe lokal- und globalpolitische Schismen verlaufen.

Der zunehmend selbstbewusste Nationalismus der Mehrheit Chinas, dem imaginären Han-Mittel des Bevölkerungsgroßteils jenseits tatsächlich ethnischer Abgrenzung, betont

einerseits einen gesunden und produktiven Nationalstolz und läuft andererseits laufend Gefahr, aus egoistischem Patriotismus heraus den noch immer zerbrechlichen Frieden in Asien zu gefährden. Ein breitschultriges China wird in diplomatische und politische *soft skills* investieren müssen, um nicht wirtschaftlich und militärisch internationale Dominanzkämpfe zu provozieren. Auch innerhalb Chinas gefährden Stolz und Ungleichheit zwischen der (Han-) Mehrheit und den verschiedenen Minderheiten die Doktrin der Harmonie des Volkes. Ein konstruktiver chinesischer Nationalismus wird mehr den lokalen Individualismen mehr Raum bieten müssen, wofür die Zentralregierung ihre kulturelle und politische Souveränität neu definieren müssen mag.

Am Beispiel des tibetischen Nationalismus zeigt sich dies gerade in den letzten Jahren wieder besonders akut. Nicht nur der im Exil gepflegte und besondere Nationalismus, sondern auch der der nach wie vor lokalen Bevölkerung Tibets entlädt sich zunehmend aggressiv in Aufständen und Akten wie den zunehmenden Fällen von Selbstverbrennung. Die Wahrung der eigenen kulturellen Identität ist dabei im tibetischen Fall nach wie vor äußerst heikel, da sie historisch stark auf einer Leugnung des chinesischen Einflusses aufbaut und somit mit der aktuellen Situation Tibets unvereinbar scheint. Es bleibt abzuwarten, ob die zunehmende Gewaltbereitschaft dieses Nationalismus zu immer mehr Aufständen führen wird oder von der chinesischen Zentralregierung in einer Neudefinierung von Politik und Status der tibetischen Regionen entschärft werden kann.

## VI Bibliographie

- Anderson, Benedict                      Anderson, Benedict. *Imagined Communities*. London: Verso, (1983) 2006.
- Apter, David E.                              Apter, David E. und Saich, Tony. *Revolutionary Discourse in Mao's Republic*. Cambridge (Massachusetts): Harvard University Press, 1994.
- Bayly, C. A.                                  Bayly, C. A. *The Birth of the Modern World: 1780-1914*. Malden: Blackwell Publishing, (2004) 2005.
- Bechert, H.                                    Bechert, H. und Gombrich, R. [Hrsg.]. *Der Buddhismus: Geschichte und Gegenwart*. München: Verlag C. H. Beck, (1984) 2008.
- Beckwith, Christopher I.                  Beckwith, Christopher. *The Tibetan Empire in Central Asia*. Princeton: Princeton University Press, (1987) 1993.
- Bell, Charles                                  Bell, Charles. *Tibet: Past and Present*. Delhi: Motilal Banarsidass, (1992) 2000a.
- Bell, Charles. *The People of Tibet*. Delhi, Motilal Banarsidass, (1992) 2000b.
- Blezer, Henk                                  Blezer, Henk [Hrsg.]. *Tibet, Past and Present: Tibetan Studies I*. Kathmandu: Vajra Publications, 2010.
- Cabezón, José Ignacio                      Cabezón, José Ignacio und Jackson, Roger R. [Hrsg.]. *Tibetan Literature: Studies in Genre*. New York: Snow Lion, 1996.
- Dabringhaus, Sabine                        Dabringhaus, Sabine. *Geschichte Chinas: 1279-1949*. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag, 2009.

- DuBois, Thomas David DuBois, Thomas David. *Religion and the Making of Modern East Asia*. Cambridge: Cambridge University Press, 2011.
- Elverskog, Johan Elverskog, Johan. *Our Great Qing: The Mongols, Buddhism and the State in Late Imperial China*. Honolulu: University of Hawai'i Press, (2006) 2008.
- Embree, Ainslie T. Embree, Ainslie T. [Hrsg.]. *Encyclopedia of Asian History: Prepared under the auspices of The Asia Society. Volume 1-4*. New York: Charles Scribner's Sons, 1988.
- Fenby, Jonathan Fenby, Jonathan. *The Penguin History of Modern China: The Fall and Rise of a Great Power 1850-2009*. London: Penguin, (2008) 2009.
- Gernet, Jacques Gernet, Jacques. *A History of Chinese Civilization*. Cambridge: Cambridge University Press, (1982) 1985.
- Goldstein, Melvyn C. Goldstein, Melvyn C. *A History of Modern Tibet Volume 1: 1913-1951: The Demise of the Lamaist State*. Berkeley: University of California Press, (1989) 1991.
- Goldstein, Melvyn C. *A History of Modern Tibet Volume 2: The Calm before the Storm, 1951-1955*. Berkeley: University of California Press, (2007) 2009.
- Goldstein, Melvyn C., Siebenschuh, William und Tsering, Tashi. *The Struggle for Modern Tibet: The Autobiography of Tashi Tsering*. Armonk: Sharpe, (1997) 1999a.
- Goldstein, Melvyn C. *The Snow Lion and the Dragon: China, Tibet, and the Dalai Lama*. Berkeley: University of California Press, (1997) 1999b.
- Goldstein, Melvyn C., Sherap, Dawei und Siebenschuh, William. *A Tibetan Revolutionary: The Political Life and Times of Bapa Phüntso Wangye*. Berkeley: University of California Press, 2004.

- Gould, William Gould, William. *Hindu Nationalism and the Language of Politics in Late Colonial India*. Cambridge: Cambridge University Press, 2004.
- Grunfeld, A. Tom Grunfeld, A. Tom. *The Making of Modern Tibet*. Armonk: M. E. Sharpe, 1996.
- Gruschke, Andreas Gruschke, Andreas. *China und Tibet: Identitätsfindung im Spannungsfeld von Nationalismus und Regionalismus*. München: GRIN Verlag, 1998.
- Gupta, Abhijit Gupta, Abhijit und Chakravorty, Swapan [Hrsg.]. *Print Areas: Book History in India*. Delhi: Permanent Black, 2004.
- Gupta, Karunakar Gupta, Karunakar. „The McMahon Line 1911-45: The British Legacy.” *The China Quarterly* 47, Jul.-Sep. (1971): 521-545.
- Hackett, Paul G. Hackett, Paul G.: *Kalimpong, Dorje Tharchin, and "The Tibet Mirror"*. Tibet.columbia.edu, 2008.  
[http://www.tibet.columbia.edu/library\\_collections/mirror/about.html](http://www.tibet.columbia.edu/library_collections/mirror/about.html).
- Hessel, Elke Hessel, Elke. *Die Welt hat mich trunken gemacht*. Berlin: Theseus-Verlag, 2000.
- Hobsbawm, Eric Hobsbawm, E. J. *Nations and Nationalism since 1780: Programme, Myth, Reality*. Cambridge: Cambridge University Press, (1990) 1997.  
  
Hobsbawm, Eric und Ranger, Terence [Hrsg.]. *The Invention of Tradition*. Cambridge: Cambridge University Press, (1983) 2010.
- Hölzl, Marcus Hölzl, Marcus. *Tibet – Vom Imperium zur chinesischen Kolonie*. Bern: Lang, 2009.
- Hool, Catherine Hool, Catherine. *Die chinesische Tibetpolitik: unter besonderer Berücksichtigung der Jahre 1976 – 1988*. Bern: Lang, 1989.

- Hopkins, A. G. Hopkins, A. G. [Hrsg.]. *Global History: Interactions Between the Universal and the Local*. Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2006.
- Hoshi, Izumi Hoshi, Izumi. (Gesammelte Informationen zu Gendün Chöphel). 2004, <http://star.aa.tufs.ac.jp/tibet/?GC>.
- Hostetler, Laura Hostetler, Laura. *Qing Colonial Enterprise: Ethnography and Cartography in Early Modern China*. Chicago: Chicago University Press, 2001.
- Hsü, Immanuel C. Y. Hsü, Immanuel C. Y. *The Rise of Modern China*. Oxford: Oxford University Press, (1970) 2000.
- Huber, Toni Huber, Toni. *The Guide to India: A Tibetan Account by Amdo Gendun Chöphel*. Dharamsala: Library of Tibetan Works and Archives, 2000.
- Jacques, Martin Jacques, Martin. *When China Rules the World: The Rise of the Middle Kingdom and the End of the Western World*. London: Penguin, 2009.
- Jagou, Fabienne Jagou, Fabienne. „Liu Manqing: A Sino-Tibetan Adventurer and the Origin of a New Sino-Tibetan Dialogue in the 1930s.“ *Revue d'Etudes Tibétaines* 17, (2009): 5-20.
- Johnston, Reginald Fleming Johnston, Reginald Fleming. *Twilight in the Forbidden City*. Vancouver: Soul Care Publishing, (1934) 2008.
- Kapstein, Matthew T. Kapstein, Matthew T. *The Tibetans*. Malden: Blackwell Publishing, (2006) 2010.
- Keay, John Keay, John. *China: A History*. London: Harper Press, (2008) 2009.
- Keay, John. *India: A History: Revised and Expanded Edition*. New York: Grove Press, (2000) 2011.
- Kirby, William C. Kirby, William C. “The Internationalization of China: Foreign Relations at Home and Abroad in the Republican Era.” *The*

- China Quarterly* 150, Special Issue: Reappraising Republic China (1997): 433-458.
- Kollmar-Paulenz                      Kollmar-Paulenz, Karénina. *Kleine Geschichte Tibets*. München: Verlag C. H. Beck, 2006.
- Kolmaš, Josef                         Kolmaš, Josef. *Tibet and Imperial China: A survey of Sino-Tibetan Relations up to the end of the Manchu Dynasty in 1902*. Canberra: The Australian National University, Centre of Oriental Studies, Occasional Paper 7, 1967.
- Krebs, Gerhard                        Krebs, Gerhard. *Das Moderne Japan: 1868-1952*. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag, 2009.
- Kronld, Michael                        Kronld, Michael. *The Taste of Conquest: The Rise and Fall of the Three Great Cities of Spice*. New York: Ballantine Books, (2007) 2008.
- Kruger, Rayne                         Kruger, Rayne. *All Under Heaven: A Complete History of China*. Chichester: John Wiley & Sons Ltd., (2003) 2004.
- Kulke, Hermann                        Kulke, Hermann und Rothermund, Dieter. *Geschichte Indiens: Von der Induskultur bis heute*. München: C. H. Beck, (1992) 2010.
- Lamb, Alastair                         Lamb, Alastair. *British India and Tibet: 1766 – 1910*. London: Routledge, 1960.
- Lin, Hsiao-Ting                         Lin, Hsiao-Ting. *Tibet and nationalist China's frontier: intrigues and ethnopitics, 1928-49*. Vancouver: UBC Press, 2006.
- Linhart, Sepp                         Linhart, Sepp und Weigelin-Schwiedrzik, Susanne [Hrsg.]. *Ostasien 1600-1900: Geschichte und Gesellschaft*. Wien: Verein für Geschichte und Sozialkunde & Promedia Verlag, 2004.
- Linhart, Sepp und Weigelin-Schwiedrzik, Susanne [Hrsg.]. *Ostasien im 20. Jahrhundert: Geschichte und Gesellschaft*. Wien:

- Verein für Geschichte und Sozialkunde & Promedia Verlag, 2007.
- Liu, Xiaoyuan      Liu, Xiaoyuan. *Recast All Under Heaven: Revolution, War, Diplomacy, and Frontier China in the 20th Century*. New York: The Continuum International Publishing Group, 2010.
- Luhmann, Niklas      Luhmann, Niklas. Baecker, Dirk [Hrsg.]. *Einführung in die Systemtheorie*. Heidelberg: Carl-Auer Verlag, (2002) 2011.
- Lütt, Jürgen      Lütt, Jürgen. *Das modern Indien: 1498-2004*. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag, 2012.
- Mackerras, Colin      Mackerras, Colin. *China in Transformation: 1900-1949*. Harlow: Pearson Education Limited, (1998) 2008.
- Marshall, Julie G.      Marshall, Julie G. *Britain and Tibet 1765 – 1947: A select annotated bibliography of British relations with Tibet and the Himalayan states including Nepal, Sikkim and Bhutan*. London: RoutledgeCurzon, 2005.
- McKay, Alex      McKay, Alex [Hrsg.]. *Tibet and her Neighbours: A History*. London: Edition Hansjörg Mayer, 2003.
- McKay, Alex. *Tibet and the British Raj: The Frontier Cadre 1904-1947*. Dharamsala: Library of Tibetan Works and Archives, 2009.
- Meng, C.Y.W.      Meng, C.Y.W. „Miss Liu’s Mission to Tibet.“ *China Weekly Review* 54, (Sept. 6, 1930): 22-24.
- Mengele, Irmgard      Mengele, Irmgard. *dGe-'dun-chos-'phel: A Biography of the 20th-Century Tibetan Scholar*. Dharamsala: Library of Tibetan Works and Archives, 1999.
- Metcalf, Barbara D.      Metcalf, Barbara D. und Metcalf, Thomas R. *A Concise History of Modern India: Second Edition*. Cambridge: Cambridge University Press, (2001) 2009.

- Michaels, Axel                      Michaels, Axel. *Der Hinduismus: Geschichte und Gegenwart*. München: C. H. Beck, (1998) 2006.
- Osterhammel, Jürgen              Osterhammel, Jürgen und Petersson, Niels P. *Geschichte der Globalisierung: Dimensionen, Prozesse, Epochen*. München: C. H. Beck, (2003) 2007.
- Osterhammel, Jürgen. *Kolonialismus: Geschichte, Formen, Folgen*. München: C. H. Beck, (1995) 2009.
- Osterhammel, Jürgen. *Die Entzauberung Asiens: Europa und die asiatischen Reiche im 18. Jahrhundert*. München: C. H. Beck, (1998) 2010.
- Parshotam, Mehra                  Parshotam, Mehra. "A Forgotten Chapter in the History of the Northeast Frontier: 1911-36." *The Journal of Asian Studies* 31, Nr.2 (1972): 299-308.
- Parshotam, Mehra. *From Conflict to Conciliation, Tibetan Polity Revisited: A Brief Historical Conspectus of the Dalai Lama-Panchen Lama Standoff, ca. 1904-1989*. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2004.
- Pollock, Sheldon                      Pollock, Sheldon [Hrsg.]. *Forms of Knowledge in Early Modern Asia: Explorations in the Intellectual History of India and Tibet, 1500-1800*. Durham: Duke University Press, 2011.
- Powers, John                          Powers, John. *History as Propaganda: Tibetan Exiles versus the People's Republic of China*. Oxford: Oxford University Press, 2004.
- Pye, Lucian W.                        Pye, Lucian W. *The Spirit of Chinese Politics*. Cambridge (Massachusetts): Harvard University Press, 1992.
- Rahman, A.                              Rahman, A. *India's Interaction with China, Central and West Asia*. Oxford: Oxford University Press, 2002.

- Reinhard, Wolfgang      Reinhard, Wolfgang. *Kleine Geschichte des Kolonialismus*. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag, 2008.
- Rockhill, W. W.      Rockhill, W. W. *The Dalai Lamas of Lhasa and their relations with The Manchu Emperors of China 1644-1908*. Dharamsala: Library of Tibetan Works & Archives, 1998.
- Rothermund, Dietmar      Rothermund, Dietmar. *Geschichte Indiens: Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. München: C. H. Beck, (2002) 2010.
- Said, Edward W.      Said, Edward W. *Orientalism*. London: Penguin, (1978) 2003.
- Sakyapa Sonam Gyaltsen      Sakyapa Sonam Gyaltsen, McComas, Taylor und Lama Choedak Yuthok [Übers.]. *The Clear Mirror: A Traditional Account of Tibet's Golden Age*. Ithaca: Snow Lion, 1996.
- Sankrityayan, Rahul      Sankrityayan, Rahul. *Meri Jeevan Yatra: My Journey Through Life*. Allahabad: 1944.
- Schaeffer, Kurtis R.      Schaeffer, Kurtis R. *The Culture of the Book in Tibet*. New York: Columbia University Press, 2009.
- Schirach, Richard      Schirach, Richard und Lehner, Mulan [Hrsg.]. *Pu Yi, Ich war Kaiser von China: Vom Himmelssohn zum neuen Menschen*. München: Carl Hanser Verlag, 1973.
- Schöllgen, Gregor      Schöllgen, Gregor und Kiessling, Friedrich. *Das Zeitalter des Imperialismus*. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag, 2009.
- Schubert, Johannes      Schubert, Johannes. *Publikationen des modernen chinesisch-tibetischen Schrifttums*. Berlin: Akademie Verlag, 1958.
- Seton-Watson, Hugh      Seton-Watson, Hugh. *Nations & States: an inquiry into the origins of nations and the politics of nationalism*. London: Methuen, 1977.
- Shakya, Tsering      Shakya, Tsering. *The Dragon in the Land of Snows: A History of Modern Tibet since 1947*. London: Pimlico, 1999.

- Smith, Warren W. Jr. Smith, Warren W. Jr. *Tibetan Nation: A History of Tibetan Nationalism and Sino-Tibetan Relations*. Boulder: Westview Press, 1996.
- Snellgrove, David L. Snellgrove, David L. und Richardson, Hugh. *A Cultural History of Tibet*. Bangkok: Orchid Press, (1968) 2003.
- Sobisch, Jan-Ulrich Sobisch, Jan-Ulrich. „Lamakratie – vom Scheitern einer Regierungsform.“ *Buddhismus in Geschichte und Gegenwart*, Nr.7, P. 179-189. <https://kataloge.uni-hamburg.de/DB=1/PPNSET?PPN=390410837>.
- Stein, R. A. Stein, R. A. *Tibetan Civilization*. Stanford: Stanford University Press, 1972.
- Stewart, Gordon T. Stewart, Gordon T. *Journeys to Empire: Enlightenment, Imperialism, and the British Encounter with Tibet, 1774-1904*. Cambridge: Cambridge University Press, 2009.
- Stoddard, Heather Stoddard, Heather. *Le mendiant de l'Amdo*. Paris: Société d'Ethnographie, 1985.
- Strauss, Julia Strauss, Julia [Hrsg.]. *The History of the PRC (1949-1976)*. Cambridge: Cambridge University Press, (2006) 2007.
- Tuttle, Gray Tuttle, Gray. *Tibetan Buddhists in the Making of Modern China*. New York: Columbia University Press, 2005.
- Van Schaik, Sam Van Schaik, Sam. *Tibet: A History*. New Haven: Yale University Press, 2011.
- Von Brück, Michael Von Brück, Michael. *Religion und Politik in Tibet*. Frankfurt am Main: Verlag der Weltreligionen, 2008.
- Von Hinüber, O. Von Hinüber, O. *Indiens Weg in die Moderne: Geschichte und Kultur im 19. und 20. Jahrhundert*. Aachen: Shaker Verlag, 2005.

- Von Welck, Karin                      Von Welck, Karin und Wiczorek, Alfried [Hrsg.]. *Die Verbotene Stadt: Aus dem Leben der letzten Kaiser von China*. Mainz: Reiss-Museum Mannheim und Verlag Philipp von Zabern, 1997.
- Wagner, Rudolf G.                      Wagner, Rudolf G. [Hrsg.]. *Joining the Global Public: Word, Image and City in Early Chinese Newspapers 1870-1910*. Albany: State University of New York Press, 2007.
- Wakeman, Frederic Jr.                Wakeman, Frederic Jr. und Edmonds, Richard Louis [Hrsg.]. *Reappraising Republican China*. Oxford: Oxford University Press, (2000) 2005.
- Wangyal, Lobsang                      Wangyal, Lobsang: *The Tibet Mirror: the first Tibetan newspaper, now only a memory*. Lobsangwangyal.com, 2005.  
[http://www.lobsangwangyal.com/reportage/2005/2005.05.10-tibet\\_mirror.html](http://www.lobsangwangyal.com/reportage/2005/2005.05.10-tibet_mirror.html)
- Wehler, Hans-Ulrich                Wehler, Hans-Ulrich. *Nationalismus: Geschichte, Formen, Folgen*. München: C. H. Beck, (2001) 2011.
- Wilson, Thomas M.                Wilson, Thomas M. und Donnan, Hastings [Hrsg.]. *Border Identities: Nation and State at international frontiers*. Cambridge: Cambridge University Press, (1998) 2009.
- Witzel, Michael                      Witzel, Michael. *Das Alte Indien*. München: C. H. Beck, 2003.
- Wong, R. Bin                          Wong, R. Bin. *China Transformed: Historical Change and the Limits of European Experience*. Ithaca: Cornell University Press, (1997) 2000.
- Zarrow, Peter                        Zarrow, Peter. *China in War and Revolution: 1895-1949*. London: Routledge, 2005.
- Zhao, Suisheng                      Zhao, Suisheng. *A Nation-State by Construction: Dynamics of Modern Chinese Nationalism*. Stanford: Stanford University Press, 2004.

## VII Anhang

### 8.1 Deutsches Abstrakt

Indien, China und Tibet standen im frühen 20. Jahrhundert in dynamischer gegenseitiger Beeinflussung. Kolonialer Einfluss instrumentalisierte und erodierte alte politische Systeme; moderne Ideen und Modelle wurden importiert, aufgegriffen und angewandt, um den Problemen der Modernisierung in Asien zu begegnen.

Anhand einer historiographischen Darstellung wichtiger Ereignisse soll die Rolle Tibets und einzelner Tibeter zwischen seinen großen Nachbarn Indien und China aufgezeigt werden. Nicht nur die direkte und indirekte Beeinflussung der drei Länder, verdeutlicht in ihrer Diplomatie, sondern auch die an bestimmte Ereignisse gebundenen konstruierten historischen Narrativen werden herausgearbeitet, sowie immer wieder im größeren Kontext der asiatischen Moderne betrachtet. Daran schließt eine komparative Analyse der politischen und gesellschaftlichen Systeme und Gegebenheiten an, die Gemeinsamkeiten, Einflüsse und Gegensätze auf dem Weg vom Reich zum Nationalstaat herausarbeitet. Die Arbeit nutzt ihren geographischen Fokus, um einerseits die vielschichtigen Beziehungen der vorliegenden drei Regionen zu beleuchten und andererseits die lokalen Anwendungen und Ausprägungen übergreifender Begriffe wie Kolonialismus, Nationalismus oder Modernisierung aufzuzeigen.

## **8.2 English abstract**

In the early 20<sup>th</sup> century, India, Tibet and China have stood in a relationship of dynamic mutual influence. The impact of colonialism instrumentalised and eroded political systems; modern ideas and models were imported, apprehended and applied in order to face the problems of modernization in Asia.

Based on a historiographical account of important events, a light shall be shed on the role of Tibet and individual Tibetans in contact between the two big neighbors India and China. Not only the direct and indirect influences of these countries, apparent in their diplomacies, but also the historic narratives bound to specific events are to be elaborated on as well as repeatedly viewed in the larger context of Asian modernity. Subsequently, a comparative analysis of the political and social systems and their particularities is to point out similarities, influences and contrasts on the path from the (dynastic) realm to the nation. This paper uses its geographical focus to show some of the multilayered relations of the three selected regions and to compare the local applications and manifestations of more universal terms like colonialism, nationalism and modernization.

## 8.3 Lebenslauf

### Angaben zur Person

Name	Frederik Schröer
Heimatort	Essen, Deutschland
Geburtsdatum	19. Juni 1986
Zivilstand	ledig



### Ausbildung

Zeit	Oktober 2006 bis (März 2013)
Ort	<b>Philologisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät der Universität Wien, Österreich</b>
Haupt- / Nebenfächer	Hauptfach: Tibetologie und Buddhismuskunde Nebenfach 1: Indologie Nebenfach 2: Sinologie
Zeit	August 1996 bis Juni 2005
Ort	<b>Kleist-Gymnasium Mülheim a. d. Ruhr, Deutschland</b>
Abschluss	Abitur
Zeit	1992 bis 1996
Ort	<b>Grundschule Reichelsheim und Mülheim a. d. Ruhr, Deutschland</b>

### Weitere Erfahrung

Seit August 2010	Einzelhandelsverkäufer bei <b>Casagrande &amp; Co., Luzern.</b>
Februar 2009 bis Februar 2011	Diverse Tätigkeiten für den <b>Verein "Wiener Studien zur Tibetologie und Buddhismuskunde"</b> am Institut für Tibetologie und Buddhismuskunde, Universität Wien.
März 2009 bis Januar 2010	Lehrtätigkeit als Tutor an der <b>Universität Wien</b> im Bereich Sprachunterricht klassisches Tibetisch.
August bis September 2009	Aufenthalt in Nordindien und Forschung in Spiti, Himachal Pradesh im Rahmen des Forschungsprojektes "Oral and Festival Traditions of Western Tibet: Processes of Cultural Memory and Renewal" der <b>Österreichischen Akademie der Wissenschaften.</b>
Mai bis August 2006	Praktikum bei <b>PEP! Magazin</b> und <b>PEP! Online Portal, Budapest.</b>
August 2005 bis Mai 2006	Leistung des Militärsersatzdienstes in der <b>Wilhelm-Körber-Schule Essen.</b>